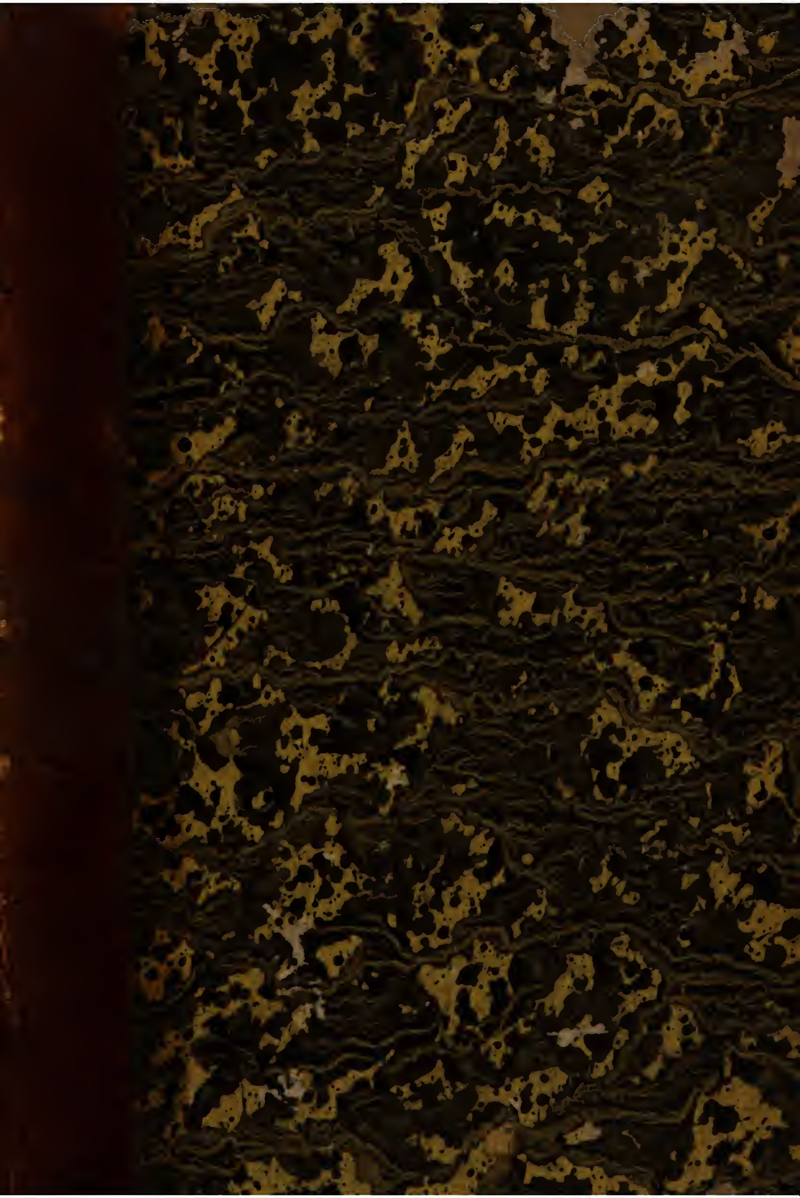
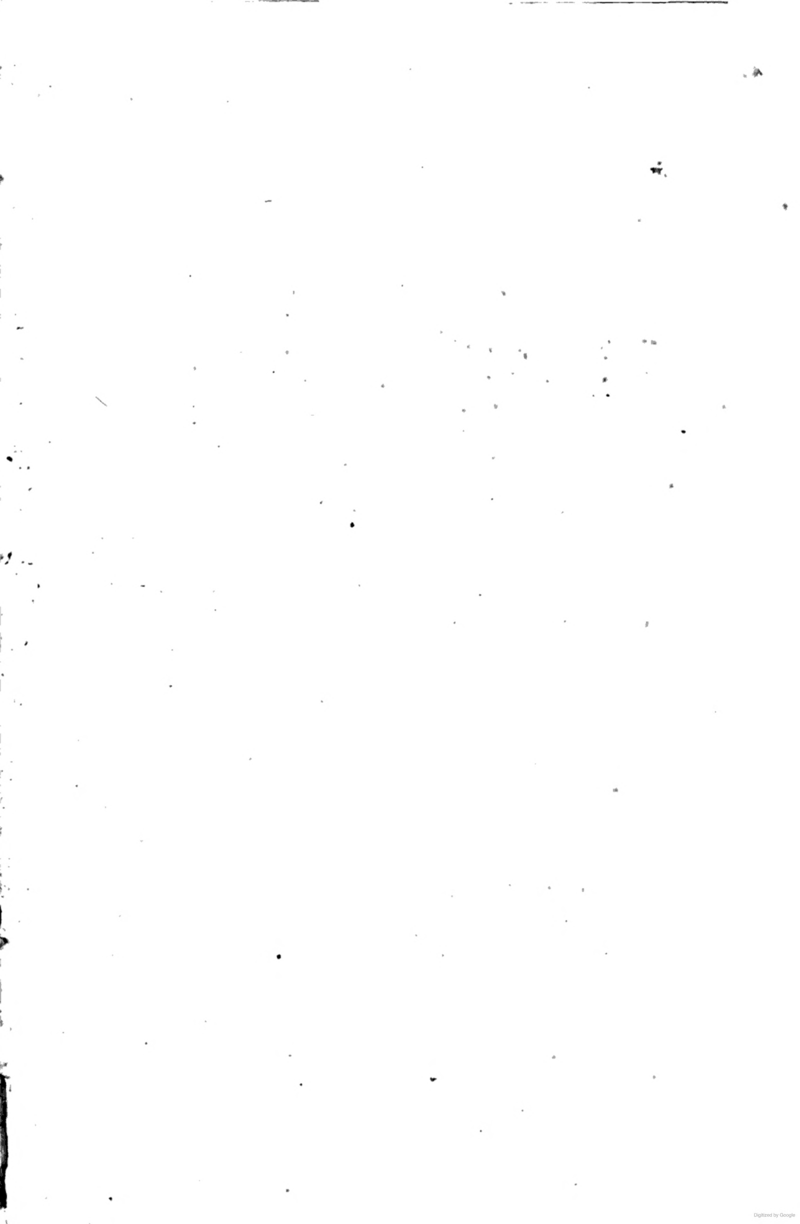
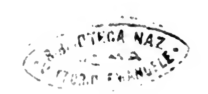



BIBLIOTECA NAZ. VITT. EMANUELE
201
5 C
27





Das alte Mexiko.



Zur gefälligen Beachtung.

Gleichzeitig mit diesem Bande und im Anschluß an denselben ward ausgegeben: **Das heutige Mexiko.** Land und Volk unter spanischer Herrschaft, sowie nach erlangter Selbständigkeit. Mit 150 in den Text gedruckten Abbildungen rc. Ein nicht minder trefflich ausgestatteter Band von etwa demselben Umfange und dem gleichen Preise, wie der vorliegende.

Otto Spamer's

Jugend- und Hausbibliothek.

Dritte Serie: Siebenter Band.

Das alte und neue Mexiko.

I.

Das alte Mexiko

oder

die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez.

Von

Th. Armin.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, Karten &c.



Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1865.

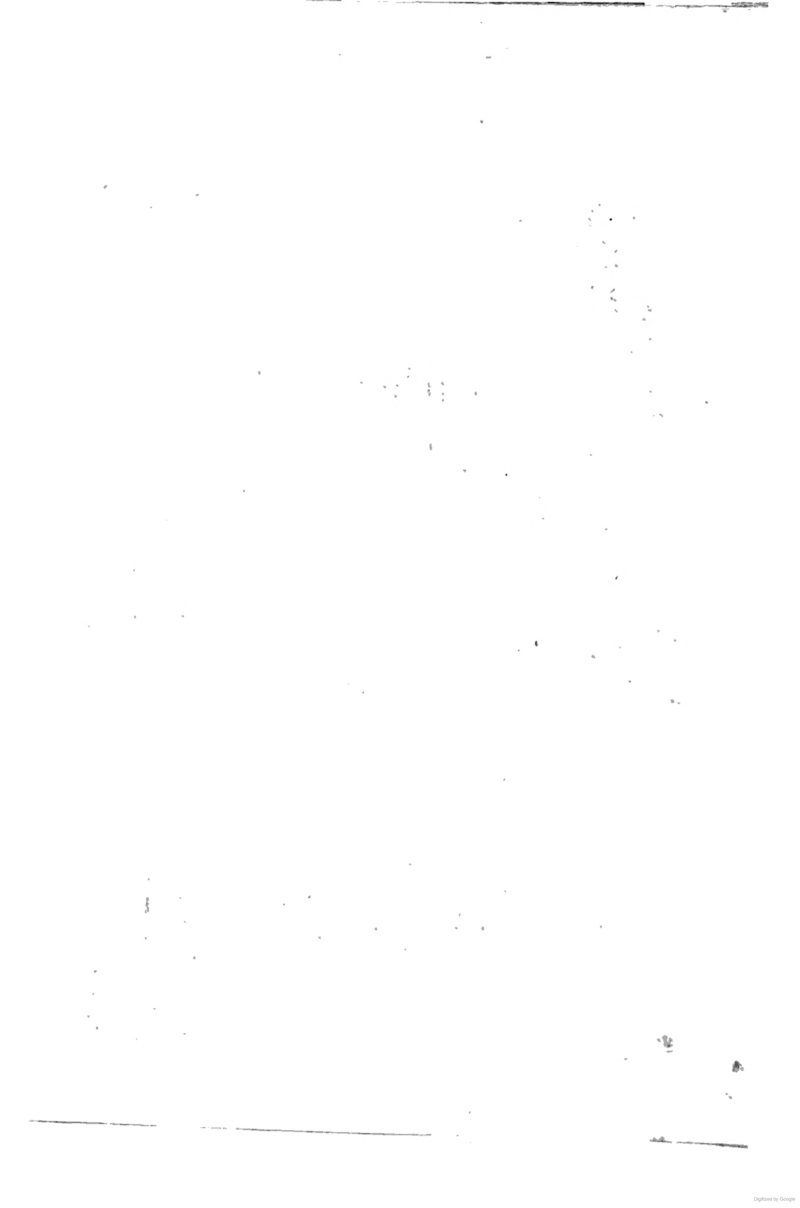


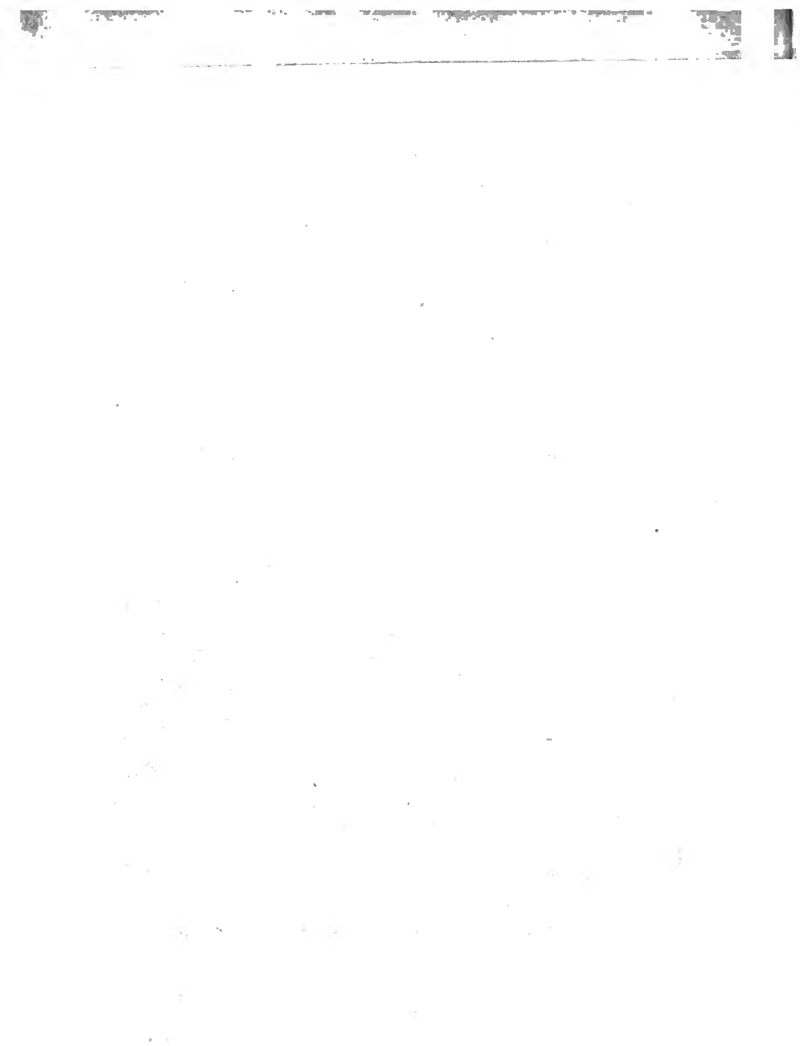


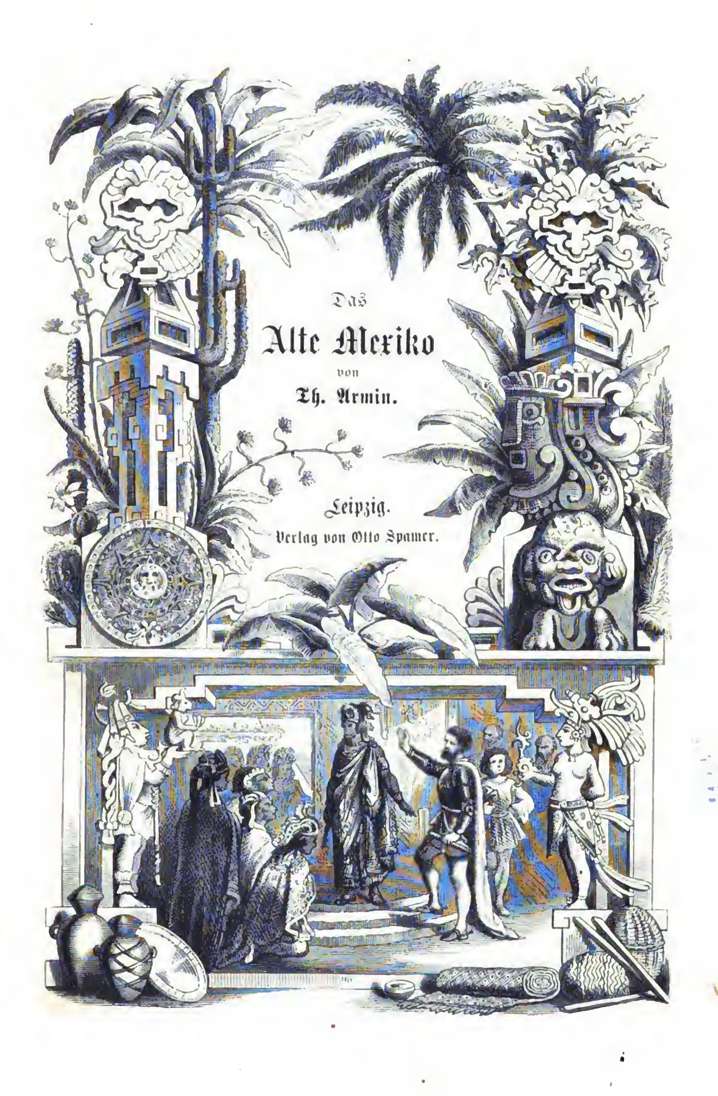


Scene aus der Eroberung von Mexiko.

Das alte Mexiko. S. 331. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.






Das
Alte Mexiko
von
Th. Armin.
Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

Das alte Mexiko

und

die Eroberung Neuspaniens

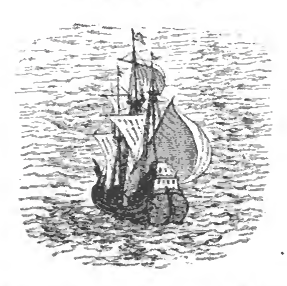
durch

Ferdinand Cortez.

Nach W. Prescott und Bernal Diaz,
sowie unter Benutzung der Schriften von Alexander von Humboldt,
des Abbé Brasseur, des Abt Fr. X. Clavigero u. A.

Bearbeitet
von

Th. Armin.



Mit über 120 in den Text gedruckten Abbildungen, sechs Tonbildern, einem Frontispice,
sowie einer Karte von Anahuac.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1865.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Dem

geliebten, edlen Vater,

dem

besten der Freunde,

gewidmet

vom Verfasser und Verleger.

Vorrede.

Wir verdanken die Anregung zu diesem Buche dem thätigen Verleger der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek“, der uns seit Jahren bei unseren Studien auf dem Gebiete der Geschichte mit mancher freundlichen Aufmunterung zur Seite gestanden hat.

Wol wissen wir, daß einiger Muth dazu gehört, die Lösung einer Aufgabe wie die besonders in dem zweiten Bande dieses Buches uns gestellte zu versuchen, nachdem in den letzten Jahren durch hierzu vorzugsweise Berufene manches Tüchtige, wenn auch nicht gerade im Interesse des allgemeineren Bedürfnisses, zu Tage gefördert worden ist. Indeß der Umstand, daß wir einem Theile von Amerika durch persönliche Anschauung näher getreten und mit manchen der gewaltigen Entwicklungssymptome sympathisiren, die wir in den weiten Gebieten der Neuen Welt sich vorbereiten sahen, ließ uns die Aufgabe weniger bedenklich erscheinen. Mit dem Fortschreiten der Arbeit wuchs auch unsere Schaffenslust, und nun das fertige Werk vor uns liegt, möchten wir wünschen, daß der freundliche Leser etwas von dem Zauber verspüre, der auf den Autor selbst so mächtig einwirkte, als er die Periode der Heldenzeit aus der Eroberung Mexiko's schilderte.

Zur näheren Würdigung des Geleisteten möge Folgendes dienen. Das ausgezeichnete Werk William Prescott's „History of the Conquest of Mexiko“ bildet die Grundlage für den ersten Band unseres Buches. Außerdem benutzten wir A. v. Humboldt's „Vues des Cordillères“, die Denkwürdigkeiten des wackeren Bernal Diaz, Dr. Peschel's vorzügliche Arbeit: „Das Zeitalter der Entdeckungen“, endlich die älteren Forschungen des Abtes Clavigero, sowie die neueren des Abbé Brasseur u. A. Was die Zeitgeschichtsschreiber des XVI. und XVII. Jahrhunderts zu Tage gefördert, das hat Prescott in seinem classischen Buche bereits so verarbeitet, daß wir auf dessen ältere Quellen nicht zurückgegangen sind. Das kostbare Werk von Lord Kingsborough, sowie andere nur unseren Rothschilden zugängliche Prachtwerke haben uns leider nicht vorgelegen. Sie sind in keiner der Bibliotheken befindlich, die der Verfasser zu Rathe gezogen.

Bei der Menge vorliegenden Materials hielt es begreiflich oft

schwer genug, aus all' dem Interessanten das Interessanteste auszuwählen: oft galt es, sich Gewalt anthun, um sich so kurz zu fassen, wie es der Raum des Buches gebot. Dennoch hoffen wir, daß der Leser nicht die Mühe gewahr werde, welche die Einfügung eines so großartigen Geschichtsgemäldes in einen beschränkten Rahmen verursachte.

Der folgende Band enthält hauptsächlich eine Schilderung von Land und Leuten des heutigen Mexiko. Wenn bisweilen auch dessen Inhalt Manchem weniger fesselnd erscheinen mag, als jener des ersten, der durch Prescott's meisterhafte Geschichtsbehandlung, welcher wir im Originale folgten, so außerordentlich gehoben wird, so dürfte sich des Lesers Interesse sicherlich steigern durch die erlangte Kenntniß der wunderbaren Natur jenes merkwürdigen Landes, dessen Thron unterdessen ein hochbegabter Prinz des Hauses Habsburg-Lothringen bestiegen. Möge der Name Maximilian I. gleichbedeutend sein mit dem Eintritt einer neuen Aera für das an Schönheiten und Hülfsquellen so reiche Mexiko!

Für die Illustrirung ist seitens des Herrn Verlegers dieses Buches Alles mögliche geschehen. Wir meinen nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß sämmtlicher verwendbare Stoff, welchen die Bibliotheken Leipzig's, Dresden's, Weimar's, Darmstadt's, Frankfurt's und anderer benachbarter Orte darbieten, sorgfältig zu Rathe gezogen worden ist. Recht empfindlich wird bei solch' mühsamen Nachforschungen der Umstand, daß gerade über das Leben und die Kunst der Azteken so wenig veranschaulichendes Material bereits übersichtlich geordnet und an einander gereiht gesammelt zu sein scheint. Der Verleger darf das Verdienst für sich beanspruchen, hiermit für den Zweck eines populären Buches den Anfang gemacht zu haben. Wenn sich Sachverständige die Mühe nehmen wollen, die Illustrirung desselben für sich allein zu betrachten, so werden sie zugeben müssen, daß diese auch im Bilde eine fortlaufende Geschichte jenes interessanten Landes und Volkes darbietet.

Der Werth des Werkes hinsichtlich der artistischen Ausstattung ist dadurch überaus gehoben worden, daß es dem Verleger gelang, für den Zweck der Illustrirung zwei der geschicktesten Künstler, den Herrn Professor C. Döpler in Weimar, sowie Herrn Maler H. Leutemann in Leipzig zu gewinnen. Der Erstgenannte kennt Amerika gleichfalls aus eigener Anschauung und viele der schönsten Compositionen entstammen seiner gewandten Hand.

Bei der Orthographie sind wir den Angaben der besten Gewährsmänner, hauptsächlich aber Wappäus gefolgt. Trotz aller aufgewendeten Fürsorge seitens des Verlegers haben sich infolge der Entfernung des Verfassers vom Druckorte Unregelmäßigkeiten in Bezug auf Interpunktion und Schreibweise hie und da nicht ganz vermeiden lassen. Diese Abweichungen sind jedoch keineswegs etwa auffällig, noch weniger sind sie falsch. Denn während Viele schreiben: Habaña und Havana, Chiapas, Chichimeken, Tlascalaner, der Maguey, findet man, übereinstimmend mit Andern, bei uns einigemal auch Havanna, Chiapa, Chichemeken, Tlascalteken, die Maguey abgesetzt; dann heißt es im folgenden Bande S. 77 Izamal und S. 91 Uxmal. Beides ist richtig. Wir bitten, diese unwesentlichen Mängel, ferner die auf S. XVI dieses Bandes, sowie die geringfügigen am Schlusse des folgenden zusammengestellten, ebenso die etwa von uns übersehenen kleineren Druckfehler während des Durchlesens der beiden Bände geneigtest berichtigen zu wollen. Nur eine Stelle ist uns in dem vorliegenden Bande aufgestoßen, S. 202 Z. 1 u. 2 von oben, wo, störend, falsche Ziffern in den Text gerathen sind. Es müssen dort die angeführten 162,000 Goldpesos auf einen Werth von über 4 Mill. Gulden reduzirt werden (an Stelle der abgesetzten 15 Mill.).

Zum Schlusse sagen wir den aufrichtigsten Dank Allen, die uns bei unserem Unternehmen durch Rath und That freundlich beigestanden haben; besonders sei dieser dargebracht Herrn Hermann Wagner, von welchem die Abschnitte über das Thier- und Pflanzenleben Mexiko's im nächsten Bande herrühren, Herrn Dr. Oscar Mothes für Durchsicht des Abschnittes über die centralamerikanischen Alterthümer, sowie Herrn Franz Otto für zahlreiche uns gelieferte werthvolle Beiträge, die unserem Buche einverleibt sind, ferner Herrn Dr. O. Peschel für manchen guten Rath sowie für seine Theilnahme an unseren Bestrebungen, endlich noch dem Herrn Verleger unseres Werkes, der seinen Ruf als Pädagog unter den Buchhändlern auch bei dieser Gelegenheit wiederum bewährt hat.

Der geliebte Vater aber, dem wir vorliegendes Werk widmen, glaube uns, daß dessen Darbringung immer nur der schwächste Ausdruck unserer Verehrung und Dankbarkeit bleiben wird!

Th. Armin.

Inhaltsverzeichniß

zu

Th. Armin: Das alte Mexiko.

Erstes Buch.

Das alte Mexiko.

Zweites Buch.

Die Entdeckung von Mexiko.

Drittes Buch.

Die Eroberung von Mexiko.

Erster Abschnitt.

Ankunft in Mexiko. (1519.)

Zweiter Abschnitt.

Zug nach der Hauptstadt. (1519.)

Dritter Abschnitt.

Die Spanier in der Hauptstadt.

Vierter Abschnitt.

Vertreibung der Spanier aus der Hauptstadt. (1520.)

Zu diesem Bande gehören folgende Ton- und Extra-Bilder.

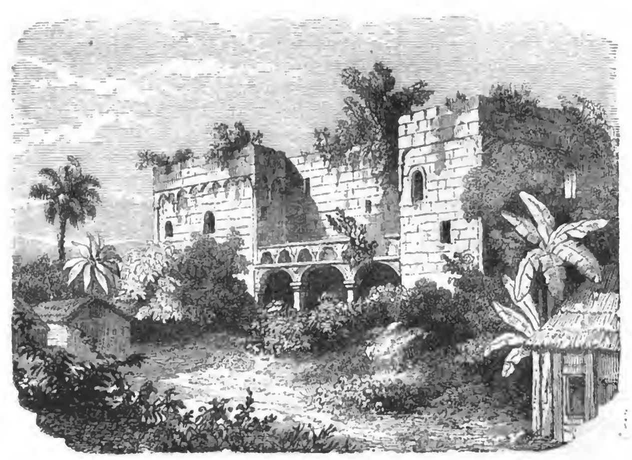
Die „Karte von Anahuac oder Mexiko zur Zeit der Eroberung" befindet sich am Schlusse dieses Bandes.

Das

Alte und das Neue Mexiko.

Druckfehler-Verzeichniß und Berichtigungen.

S. 35 Z. 4 v. o. lies: erscheinen würden statt werden.
„ 44 „ 7 v. u. „ das während seiner Jugendzeit ausgestandene Elend, statt das ausgestandene Elend während seiner Jugendzeit.
„ 61 „ 16 v. u. „ mit den Azteken, st. gleich den Azteken.
„ 115 „ 17 v. o. „ für den, st. für dem.
„ 125 „ 15 v. o. „ in Mitte des Kampfes, st. in der Mitte.
„ 144 „ 1 v. o. „ finden würden, st. finden.
„ 163 „ 10 v. o. „ fast blendete, st. blendeten.
„ 202 „ 2 v. o. „ 4,250,000 Gulden, st. 15,000,000 Gulden.
„ 227 „ 10 v. u. „ stieg Cortez' Unmuth mit jeder Stunde.
„ 228 „ 8 v. u. schalte hinter immer lauter das Wörtchen ward ein.
„ 230 „ 19 v. o. lies: „Kraft" st. Gewalt.
„ 230 „ 5 v. u. „ „errichtet", st. aufgeführt.
„ 231 „ 18 v. o. setze st. denn ein Semikolon (;).
„ 231 „ 17 v. u. lies: deren Haare über.....flatterten, st. flatternd.
„ 231 „ 1 v. u. „ „entgegentreten", st. Stand halten.
„ 233 „ 6 v. u. füge hinter „Erwartung" ein: „ihr Ohr".
„ 236 „ 12 v. o. lies: „eiligst", st. rasch.
„ 240 „ 9 v. u. „ „kurze", st. wenige.
„ 271 „ 15 u. 16 v. u. lies: Maquahuitl, st. Mahuaquitl.



Ruinen vom Schloß des Columbus auf Hispaniola.

Einleitung.

Die zweimalige Entdeckung von Amerika.

Den Namen Cristoval Colon oder Christoph Columbus, wie wir den berühmten Genueser nennen, umgiebt für immer der Glorienschein des größten Entdeckers aller Zeiten; — er ist mit unauslöschlichen Zügen in die Bücher der Geschichte der Menschheit eingetragen, wenn auch das von ihm entdeckte Land, wie es Wahrheit und Dankbarkeit erfordert hätten, nicht seinen Namen trägt.

Es ist heute eine zur Gewißheit erhobene Thatsache, daß schon lange vor Columbus Amerika aufgefunden und dessen nordöstliche Küstenländer von Seefahrern des nördlichen Europa besucht, ja sogar längere Zeit bewohnt und von Neuem wieder aufgesucht worden sind. Dauernde Niederlassungen aber verstanden die kühnen Nordlandsrecken nicht zu gründen. Das Vorhandensein eines im Westen gelegenen großen Erdtheils, seine Ausdehnung nach Süd, West und Nord, vermochten jene Ansiedler nicht zu ahnen. Die darüber vorhandene geringe Kenntniß, soweit sagenhafte Gerüchte diese Bezeichnung überhaupt verdienen, ist das Eigenthum Weniger geblieben, und wäre mit denselben und ihren Nachkommen gänzlich für uns erloschen, lieferten nicht einige Urkunden und Chroniken die unzweideutigsten Beweise von jener früheren Entdeckung. Normänner, jenes kühne Seefahrervolk des

Mittelalters, waren es, welche im 10. Jahrhunderte, als König Harald Haarfager alle kleineren Fürsten Norwegens unterdrückt oder sich unterthänig gemacht hatte, aus Verdruß über die Zustände ihrer Heimat diese verließen und auf den wüsten Eilanden des Nordens: Island, Grönland und den Faröer-Inseln sich ansiedelten. Sie erschienen nicht als die Ersten in jenen unwirthlichen Gegenden, denn schon 861 war der Norweger Naddod, vom Sturm verschlagen, statt auf die Faröer nach Island gelangt, das er Snjoland (Schneeland) nannte, ja er soll bereits eine christliche Bevölkerung auf dieser Insel vorgefunden haben. Vierzehn Jahre später, im Jahre 875, siedelten sich die ersten Normänner unter Ingolf hier an. Kurz darauf, um 876 oder 877, entdeckte ein anderer Norweger, Gunbjörn, die Ostküsten von Grönland, jedoch ohne daselbst zu landen. Der Sturm hatte ihn bis hierher verschlagen. Erst 100 Jahre später wurde das entdeckte Land von Island aus durch Erik den Rothen kolonisirt. Derselbe segelte, wie dies die Seefahrer damals zu thun pflegten, dem Fluge von Raben nach, welche er mit sich führte und von Zeit zu Zeit fliegen ließ, um dann dem Instinkte der Vögel zu folgen, welche die Nähe eines Landes errathen. Einer dieser Raben wandte sich nach Westen, Erik folgte seinem Fluge und gelangte an die Südspitze eines Landes, das er, um Nachfolger zu locken, Grönland (Grünland) nannte. So war die spätere Entdeckung Amerika's eingeleitet. Denn nachdem Erik einen Winter in dem von ihm zuerst betretenen Stückchen Welt verlebt hatte, kehrte er nach Island zurück, um Kolonisten für das neue Land zu suchen und mit ihnen eine eigene Niederlassung zu bilden. Die Ansiedler durchforschten die Küstenstriche und was hinter ihnen lag; Stürme brachten die Meerfahrer an verschiedene andere Punkte und bei einer solchen Gelegenheit geschah es denn auch, daß 986 Björn, der Sohn Herjolf's, nach dem Süden verschlagen, als der erste Europäer die Küste der neuen Welt, Amerika's, erblickte. Er sah drei Inseln nach einander, segelte aber in nordwestlicher Richtung vorüber, ohne nur eine zu betreten. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß die erste Nantucket, südlich von Boston gelegen, die zweite Neuschottland, die dritte Newfoundland oder Labrador war. Ein heftiger Südwestwind trieb Björn's Fahrzeug nach Grönland zurück, wo er glücklich landete. Auf einer im Jahre 1002 nach Norwegen unternommenen Reise erzählte er seinen Landsleuten, besonders dem Erich Jarl, König des Landes, daß er einst unbekannte Inseln im Südwesten von Grönland gesehen, doch nicht betreten habe. Jarl verdroß dies, und als Björn nach Grönland zurückgekehrt war und seine Seeabenteuer auch Leif Erikson, dem Sohne Erik's des Rothen mittheilte, so kaufte dieser Björn's Schiff und segelte mit 35 kühnen Männern nach der bezeichneten Gegend, um gleich seinem hochbetagten Vater, der damals noch lebte, auf Entdeckungen auszugehen, d. h. um neues Land aufzusuchen und zu kolonisiren, wie es jener mit Grönland gethan hatte. Er gelangte zuerst nach Newfoundland,

das er nach den an der Küste gelegenen flachen Steinen oder Heldern Helluland nannte; dann fuhr er weiter und landete an einem ebenen, mit Wäldern bedeckten Erdstrich, um welchen längs der Küste weißer Sand lag. Leif nannte es Markland, verließ es aber, von einem Nordostwinde begünstigt, und kam nach zwei Tagen am dritten Eilande an, das ihm noch besser, als die früher aufgefundenen gefiel. An einer kleinen Insel der Nordküste ging er ans Land. Von seinen Reisegefährten begleitet, begab er sich westwärts nach einem Vorgebirge, gelangte von da aus in eine kleine Bucht und von hier in einen Fluß, welcher aus einem See kam. Der Boden schien zum Anbau wohl geeignet, weswegen man beschloß, während des Winters daselbst zu verbleiben. Man fand alle Arten von Fischen, vorzüglich schöne Lachse. Der Winter war nicht so andauernd, Frost und Schnee nicht so heftig, wie auf Grönland, ja selbst am kürzesten Tage konnte man noch sechs Stunden die Sonne sehen. Unter den Gewächsen fanden die Seefahrer auch Weinstöcke und Weintrauben, Früchte, welche sie selbst nicht kannten; nur Einer der Abenteurer, ein Deutscher, Namens Tyrker, hatte in der Heimath den Weinstock kennen gelernt. Als Leif im nächsten Jahre nach Grönland zurückkehrte, nannte er das aufgefundene Land nach den daselbst gefundenen Trauben Vinland oder Weinland.

Die Mittheilungen Leif's, sowie die mitgebrachten Gegenstände, erregten die Aufmerksamkeit der Grönländer, so daß neue Expeditionen nach dem entdeckten Lande unternommen wurden. Leif's Bruder, Thorwald, reiste mit 30 Begleitern dahin ab, fand die von Leif gebauten Hütten und untersuchte das Land nach Ost und West, ebenso die Küsteninseln. Er fand Alles anfangs unbewohnt, und nur auf seinen weiteren Fahrten traf er auf wenige unansehnliche Menschen, welche er Skrälinger nannte. Im Kampfe mit diesen wurde Thorwald von einem Pfeile verletzt, und starb an der Wunde. Thorstein, sein Bruder, wollte den zurückgelassenen Leichnam nach Grönland überführen, wurde aber durch widrige Winde nach Vinland zurückgetrieben und starb daselbst mit seinen Gefährten an der Pest.

Noch manche Fahrt in jenes Land, die man nach seinem Namen Weinlandsfahrten nannte, wurde unternommen; als aber in der Mitte des 14. Jahrhunderts der schwarze Tod, eine pestartige Krankheit jener Zeit, Europa verwüstete, wurde er auch von Einwanderern nach Grönland verschleppt, welche diesem Uebel, sowie den Ueberfällen der Eskimos erlagen. Mit ihnen ging die Kunde von dem entdeckten Erdstriche verloren, so daß es eines neuen Entdeckers, Christoph Columbus', bedurfte, um die zweite Erdhälfte, im Westen der alten Welt, der Menschheit zu erschließen.

In den Jahrhunderten vor Columbus hatte sich das commercielle und politische Leben und Treiben der Völker Europa's vorzugsweise an den Gestaden des Mittelmeeres zusammengedrängt. Als nach den Kreuzzügen das Vordringen der Türken nach Konstantinopel und Alexandrien erfolgte, traten

immer empfindlicher die tiefeingreifendsten Störungen ein. Der Verkehr mit den östlichen und südlichen Gebieten Asiens, durch welchen Venedig und Genua zur üppigsten Blüthe gekommen waren, begann zu stocken, und das Schwarze Meer, sowie das Rothe Meer hörten auf, vielfach besuchte Handelsstraßen zu sein, auf welchen sonst die Schätze des Orients nach dem Abendlande strömten.

Die Völker Europa's sahen sich nach andern Wegen um. Die Portugiesen, geleitet durch die weisen Anordnungen ihres Prinzen Heinrich, des Seefahrers, waren die Ersten, welche vorangingen. Sie versuchten, wenn auch zunächst noch behutsam, Grad um Grad im Atlantischen Ozean weiter nach Süden an der Westküste Afrika's entlang zu dringen. Mit den Erfolgen wuchs ihr Muth.

Bereits 1486 hatte Diaz das Kap der guten Hoffnung erreicht. Seine Landsleute suchten, noch immer vorsichtig, nun um Afrika herum nach einem Wege zu den Gewürzen, Edelsteinen und übrigen Schätzen Ostindiens. Zugleich streckten sie damit ihre Hände aus nach dem Scepter der Seeherrschaft; dasjenige Volk, welches auf dem Meere am mächtigsten ist, schreibt den andern Nationen der Erde Gesetze vor.

Die Spanier nahmen den Wettkampf mit ihren Nachbarn, den Portugiesen, auf und Columbus suchte in ihrem Dienste nach Westen über den Ozean einen Weg, ebenfalls um — Indien zu erreichen (1492). Während die Portugiesen unter Vasco de Gama 1498 sich in Indien festsetzten und Wunder der Tapferkeit bei ihrem Zusammentreffen mit den Heeren der Hindu und mit den Flotten der Araber verrichteten, reisten auf der andern Hälfte unserer Erdkugel die Geschicke, welche ganz darnach angethan schienen, die Weltherrschaft dem stolzen Volke der Spanier zu überliefern.

Die Geschichte der Menschheit ist mit Columbus in einen neuen Zeitabschnitt getreten. Mit der Entdeckung der neuen Welt beginnt die neuere Geschichte und es ist damit eine völlige Umwälzung über die bürgerlichen und politischen Verhältnisse der alten Welt gekommen. Da ist's denn nicht zu verwundern, wenn mehr als eine Stadt Italiens Genua die Ehre streitig macht, Geburtsstadt des größten Seefahrers und Entdeckers zu sein. Heute wird indeß allgemein angenommen, daß Columbus zu Genua im Jahre 1436 als ältester Sohn eines armen Tuchwebers das Licht der Welt erblickt habe. Ihm nebst seinen Brüdern Bartholomäus und Jakob (in Spanien später Diego genannt) wurde, so weit die geringen Mittel der Familie es erlaubten, nichts entzogen, was ihre Bildung befördern konnte. Der junge Christoph lernte in seiner Jugend lesen und schreiben, rechnen, zeichnen und malen; auf der gelehrten Schule zu Pavia trieb er außerdem tüchtig Latein und eignete sich auch besonders mancherlei Kenntnisse in den Wissenschaften an, die einem künftigen Seemann nützlich sind, als Geometrie, Geographie, Stern- und Schiffahrtskunde. Der große Schiffsverkehr im heimatlichen Hafen hatte schon in früher Jugend den Wunsch, einst Seemann zu werden, in ihm erweckt, und so ward Cristoval im vierzehnten Jahre auf einem

Schiffe untergebracht. Bis in sein fünfunddreißigstes Jahr blieb er nur ein tüchtiger Seemann, von dessen Kraft und Geschicklichkeit die Mannschaft seines Schiffs schon allerlei, die Welt aber so gut wie nichts erfahren hatte.

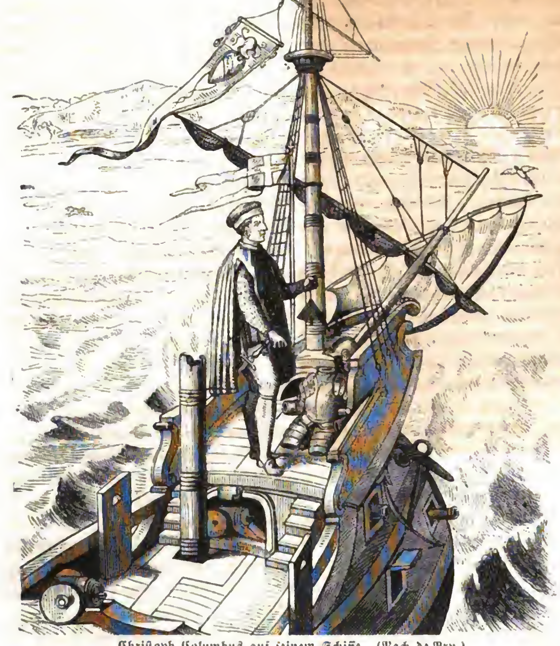
Im Jahre 1470 verließ Christoph Columbus sein Vaterland, und wandte sich nach dem durch seine Entdeckungsreisen damals hochangesehenen Portugal. Sein Bruder Bartholomäus war ihm bereits dorthin vorausgegangen und lebte in Lissabon von der Verfertigung von Seekarten. Schon im folgenden Jahre unternahm Christoph eine sehr beschwerliche Reise nach Island, wo er vielleicht die erste Kunde von jenem Lande im fernen Westen erhielt. Einige Zeit darauf besuchte er Guinea und die spanischen Inseln im westlichen Ozean. Seine Kenntniß der Schifffahrtskunde, sowie von der Gestalt des Erdkörpers und der Eigenthümlichkeit von Wind und Wasser wurden hierdurch immer umfassender. Die Vorsehung, welche den kühnen Seemann zu einem besondern Werkzeuge ausersehen hatte, wollte es, daß durch seine Verheirathung mit der Tochter des berühmten portugiesischen Seefahrers Pedro Perestrella die Tagebücher und Karten desselben in seine Hände gelangten. Diese Papiere, sowie die Reise des berühmten Venetianers Marco Polo, waren es wahrscheinlich, welche den Gedanken in ihm erweckten, daß man durch Umschiffung der Erdkugel bei westlich gerichtetem Schiffslaufe endlich nach der Ostküste Asiens, von da nach China (dem Großchan der Tartarei unterthänig), und endlich auch nach Japan gelangen müsse. Dort, wo ein solcher Ueberfluß an Edelmetallen und Edelgestein herrschen sollte, daß der Beherrscher des japanesischen Reiches (Cipango) seinen Palast statt mit Blei oder Schiefer mit lauter Goldplatten gedeckt habe, dort suchte man das Goldland, das ersehnte Dorado. Nach diesen Ländern nun verlangte ihn. Durch Berichte der Befahrer des Atlantischen Ozeans, sowie aus den Papieren seines Schwiegervaters erfuhr er, daß ein Seemann im Dienste des Königs von Portugal einst von einem heftigen Sturme westwärts verschlagen worden, und aus dem Wasser ein schwimmendes, geschnitztes Holz aufgefischt hatte, welches offenbar von keinem eisernen Werkzeuge bearbeitet worden war. Weiterhin hatten die Bewohner der Azoren Columbus selbst erzählt, daß ungeheure Fichtenstämme, einer nicht auf den Azoren wachsenden Pflanzengattung angehörig, von Westwinden an ihre Küsten gespült, und daß auf die Insel Flores einstmals von Fluthen aus gleicher Richtung sogar zwei männliche Leichname geworfen worden seien, deren Gesichtsbildung von derjenigen aller bisher bekannten Menschenarten völlig verschieden gewesen. Dies erhob seine Muthmaßungen, daß westlich vom Atlantischen Ozean Land, und zwar China und Japan, die Ostküste von Asien, anzutreffen sei, fast zur Gewißheit. Das vermuthete Dorado aufzusuchen, dazu sollte der König von Portugal ihm nun mit Schiffen behülflich sein. Dieser zeigte sich auch willfährig, verlangte einen umständlichen Plan zu einer derartigen Reise, sandte aber heimlich ein Schiff auf Entdeckung aus. Allein der portugiesische Be-

fehlshaber desselben hatte weder Kopf noch Herz des kühnen Gennesers. Er kam bald zurück und die Mannschaft erklärte, der Ozean breite sich in einer unermeßlichen Fläche voll tobender Wellen bis in's Unendliche aus — von Land aber sei keine Spur zu sehen. Erzürnt über diese Treulosigkeit ging Columbus nach Spanien und wandte sich nach und nach mit seinem Anliegen an Venedig, Frankreich und England, aber überall ward er abgewiesen, da man seinen Plan für die Träumerei eines irrsinnigen Kopfes hielt. Endlich gelangte er durch mancherlei Verbindungen zu Empfehlungen an den spanischen Hof, an König Ferdinand und dessen Gemahlin Isabella.

Allein Ersterer war zu jener Zeit so sehr mit dem gegen die Mauren unternommenen Kriege beschäftigt, daß er die Pläne des einfachen Seemannes kaum beachtete. Auch fehlte es in seiner Umgebung nicht an Männern, welche Columbus' Ansichten verwarfen, gleich den Gelehrten der berühmten spanischen Universitätsstadt Salamanca. Meinten doch dieselben, die Idee von der runden Gestalt der Erde sei eine Thorheit, denn es müßten ja dann in den Ländern, die zu unsern Füßen lägen, die Leute auf dem Kopfe und mit den Beinen in die Höhe gekehrt stehen; die Bäume müßten mit ihren Zweigen abwärts, mit ihren Wurzeln aber aufwärts wachsen, und wenn es auch einem Schiffe gelänge, das äußerste Indien zu erreichen, so werde es doch nie wieder zurückkehren, weil es wol die Rundung bergunter, aber nimmermehr bergauf fahren könne. So vergingen volle sechs Jahre in mühseligen und oft muthraubenden Unterhandlungen, bis endlich nach Besiegung der Mauren dem Genueser doch noch die nothdürftigsten Mittel zur Ausführung seines Planes gewährt wurden. Drei Fahrzeuge wurden ihm überlassen, von welchen zwei nur leicht gebaute Barken, Caravellen genannt, hinten und vorn hochgebaut und mit Vordercastellen und Cajüten versehen, aber in der Mitte ohne Verdeck waren. Das größte Schiff, die Santa Maria, war Columbus' Admiralschiff; Pinta und Niña waren die Namen der anderen, von welchen das erste von dem kühnen Seemann Alonzo Pinzon geführt ward. Am 3. August des Jahres 1492, eines Freitags früh, verließen die Seefahrer den Hafen von Palos; lustig flatterten die Wimpel im Winde, die Segel bläheten sich und alle Die, welche, dem Schauspiele zuschauend, am Meeresgestade standen, betrachteten Columbus und seine Gefährten als dem Tode geweihte Opfer des Entdeckungseifers jener Zeit. Unterdessen saß der Admiral in der Cajüte, und begann sein mit größter Genauigkeit während der ganzen Reise geführtes Tagebuch mit den Worten: In nomine Domini nostri Jesu Christi! (Im Namen unsers Herrn Jesu Christi).

Nicht lange währte die Fahrt, denn schon am dritten Tage zog die Pinta die Nothflagge auf. Das Steuerruder war zerbrochen, und, wie man argwohnte, auf Veranstaltung der wider ihren Willen mitgenommenen Mannschaft. Columbus beschloß deshalb, in einen Hafen der Canarischen Inseln zur Ausbesserung des Schiffes einzulaufen. Dort wurde man drei volle Wochen aufgehalten. Endlich waren die Hindernisse hinweggeräumt; weiter nach

Westen steuerten die Abenteurer, aber nicht mehr mit der Zuversicht der ersten Tage. Vielmehr hatte sich Muthlosigkeit eines beträchtlichen Theiles der Mannschaft bemächtigt und es steigerte sich dieselbe von Stunde zu Stunde, je weiter man in den unbekannten Meeren vorwärts kam. Columbus mußte die Mannschaft über die Länge des zurückgelegten und des nach seiner Vermuthung noch zurückzulegenden Weges täuschen, um einem Ausbruch ihrer Verzweiflung zu entgehen. Mehr als einmal glaubte man in den zwischen Amerika und Europa sich von Süd nach Nord hin ziehenden Seegrasbänken Inseln zu erblicken; aber immer erwies es sich zum Verdruß der Seeleute als Täuschung. Columbus' Lage ward mit jedem Tage schwieriger, besonders als sich in Folge der Stellung der Schiffe zu den Polen eine Abweichung der Magnetnadel zeigte. Es fehlte nicht an Treulosen, die dem ungehorsamen Schiffsvolke zuriefen: „Ist nicht der Schiffsbord niedrig und das Meer tief? Kann man doch in Spanien sagen, der Admiral sei, als er die Sterne und Himmelszeichen zu emsig betrachtete, in das Meer gestürzt und ertrunken!" Obwol Columbus seine Lage genau erkannte, so erschien er doch stets mit heiterem Angesicht vor dem Schiffsvolke; Hoffnung und Zuversicht auf das Gelingen seines Planes erhoben immer von Neuem sein muthiges Herz. Schon war der September zu Ende und nur wenige Zeichen von der Nähe eines Landes ließen sich auf dem endlos weiten Ozeane erblicken. Allerdings gewahrte man bisweilen Thunfische, Reiher, Pelikane, Enten während der einsamen Meerfahrt; alle nahmen ihren Lauf nach Südwest, selbst der in der Nähe der üppigen Aequatorialländer so angenehme und erfrischende Landgeruch erfüllte die Luft; doch all' diese günstigen Zeichen vermochten die Mannschaft nicht zu beruhigen. Die Unzufriedenheit hatte den höchsten Grad erreicht; eine Gewaltthat war jede Minute zu befürchten. In dieser höchsten Noth mehrten sich die günstigen Vorzeichen. Frisches Gras, wie es am Ufer der Flüsse wächst, schwamm auf dem Wasser; ein Fisch, der sich nur zwischen Klippen aufhält, ließ sich blicken, ein Dornstrauch mit frischen Beeren trieb vorüber und die Matrosen fischten bald ein Schilfrohr, bald ein kleines Bret, bald einen geschnitzten Stab auf. Angesichts aller dieser Glück verheißenden Vorbedeutungen wich der Trübsinn der Verzweifelten, denn auch der unerfahrenste Seemann mußte hierin die sicheren Boten des nahen Landes erkennen. So war der 11. Oktober des Jahres 1492 herangekommen. Der Abend brach an, die Mannschaft hatte nach der täglichen Ordnung die Vesperhymne gesungen, als der Admiral sie anredete und aufforderte, die Güte Gottes zu preisen und auf Alles wohl Acht zu haben, da sie wahrscheinlich noch in dieser Nacht auf Land treffen würden. Die Schiffe durchschnitten rasch die Wellen, die Pinta als der beste Segler voran. Alles war in der gespanntesten Erwartung, kein Auge schloß sich zum Schlummer; Columbus aber stand auf dem höchsten Punkte des Hintertheils seines Schiffes und sein scharfes Auge schweifte über den bewegten Ozean.



Christoph Columbus auf seinem Schiffe. (Nach de Bry.)

Abends um 10 Uhr glaubte er, ein Licht in weiter Entfernung schimmern zu sehen. Da er Täuschung fürchtete, rief er einen Begleiter, sowie nach ihm noch Andere herbei. Alle erblickten die Erscheinung, Allen verschwand sie wieder. Da plötzlich Morgens 2 Uhr erdröhnte ein Kanonenschuß von der Pinta, Alles stürmte auf das Verdeck und in einer Entfernung von zwei Meilen erkannte man deutlich die Küste. Man zog die Segel ein, legte bei und wartete ungeduldig den Anbruch des Tages ab. Mit welchen Gefühlen aber Christoph Columbus in diesen Stunden auf seinem Verdecke gestanden haben mag, das ist weder zu sagen, noch zu beschreiben.

Es war wieder an einem Freitage, am 12. Oktober 1492, als der Entdecker Amerika's früh Morgens zum ersten Male die neue Welt erblickte. Eine schöne, flache Insel, die sich mehrere Meilen weit ausdehnte, lag vor

seinen Augen, prangend in wunderfrischem Grün und mit Bäumen, gleich einem weithin sich ausdehnenden Obstgarten, bedeckt. Sie war bewohnt. Die Eingeborenen kamen unter den Bäumen hervor und eilten von allen Seiten dem Ufer zu. Columbus gab das Zeichen zum Landen. Er selbst stieg, reich in Scharlach gekleidet, die königliche Fahne von Castilien in der Hand, an's Land, warf sich auf die Kniee nieder, küßte den Erdboden, dankte und lobte Gott unter Thränen. Dann nahm er feierlich von jener Insel Besitz, welche die Eingeborenen Guanahani nannten, die Columbus aber zum Dank für die Errettung aus Noth und Bedrängniß mit dem Namen St. Salvador belegte. Alle seine Gefährten drängten sich nun in großem Eifer und mit grenzenlosem Jubel um ihren Admiral, begrüßten ihn als Vicekönig des neuentdeckten Landes und die am trotzigsten gewesen, baten ihn jetzt fußfällig um Vergebung. Die völlig nackten Eingeborenen der neuentdeckten Insel waren mehr noch als Columbus' Begleiter von der Außerordentlichkeit des Vorfalls betroffen. Als sie am frühen Morgen die drei Fahrzeuge der Küste zueilen sahen, da meinten sie, es seien drei mächtige Seeungeheuer mit gewaltigen weißen Flügeln aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen; als sie aber gar die Boote aussetzen und mit fliegenden Fahnen der Küste zurudern sahen, da flohen sie voll Entsetzen in ihre Wälder. Nur langsam erholten sie sich von ihrem Schrecken und näherten sich dann eben so furchtsam als neugierig den so wunderbaren Fremdlingen. Sie erwiesen den Männern in glänzendem Stahl und farbigen Gewändern göttliche Verehrung, und als sie denselben endlich etwas näher zu kommen wagten, da faßten sie sich auch ein Herz und betasteten erstaunt Gesicht und Gewand der Weißen, sowie die schöne helle Haut derselben. Den Ankömmlingen dagegen dünkten die Insulaner nicht minder fremdartig. Ihr Körper war braun und wohlgebaut, von ihrem Haupte hingen die straffen Haare hinten bis über den Nacken hinab. Eigenthümliche, eingeätzte Zeichnungen bedeckten Gesicht und Körper und gaben ihnen ein wildes, abschreckendes Aussehen. Doch ihre Harmlosigkeit ging aus der Beschaffenheit ihrer Waffen hervor, welche in hölzernen Spießen bestanden, die entweder an der Spitze im Feuer gehärtet, oder mit einem scharfen Steine oder einer spitzigen Fischgräte versehen waren. Columbus vertheilte mancherlei Kleinigkeiten, wie bunte Mützen, Glasperlen, Schellen ꝛc. unter sie; sie aber nahmen dies Alles als unschätzbare Gaben an, und waren über die Dinge, welche aus den Händen der weißen Männer kamen, hoch erfreut. Einige dieser Insulaner trugen einen kleinen Goldschmuck in der Nase, und als man sie durch Zeichen darüber befragte, woher derselbe sei, so deuteten sie nach Mittag. Columbus, noch immer in dem Wahne, die entdeckte Insel gehöre zu Hinterasien, war geneigt zu glauben, daß wahrscheinlich jener König der Insel Cipango, dessen Palast mit Gold bedeckt sei, ganz in der Nähe wohne. Er segelte deswegen schon am dritten Tage, dem 14. Oktober, in Begleitung von sieben Eingeborenen, deren man sich als Dolmetscher bedienen

wollte, weiter. Die Fahrt ging zwischen den grünen Bahamainseln hindurch und war äußerst angenehm. Schwärme von Fischen in prächtigen Farben umgaben die dahinsegelnden Schiffe; der Meeresgrund leuchtete durch das Wasser und von einer waldbegränzten Insel zur andern fragten die Spanier unablässig nach dem gepriesenen Goldlande. Nun ward der Name Cuba öfter genannt, und wirklich langte Columbus am 28. Oktober auf der Höhe dieser größten der westindischen Inseln an. Die Natur schien hier in noch reicherem Schmucke zu prangen, als auf den übrigen Inseln, und von ihrer wunderbaren Schönheit in Bezug auf Landschaft, Baumschmuck, Blumen und Thierwelt ganz erfüllt, schrieb Columbus in sein Tagebuch: „Hier möchte man ewig leben. Es ist die schönste Insel, die je ein Auge sah, sie hat treffliche Häfen und tiefe Flüsse." Gold fand man freilich nicht in der von den Spaniern erträumten Weise, wol aber die unscheinbare Kartoffel, jene bescheidene Frucht, die später von Europa so manche Hungersnoth abwenden sollte, sowie eine zweite Pflanze, deren dürre Blätter die Wilden zusammengerollt im Munde hielten und vorn anzündeten, worauf sie beständig in dicken Wolken den Rauch zum Munde ausstießen. Man nannte diese Rollen Tabak.

Hier vor Cuba entwich dem Admiral Alonzo Pinzon, Befehlshaber des Schiffes, die „Pinta". Der Treulose hatte schon lange nur ungern eine untergeordnete Rolle bei der glorreichen Unternehmung gespielt; jetzt wollte er, von Geiz und Ehrbegierde verlockt, auf eigene Faust voraneilen, die Goldländer entdecken und mit dem kostbaren Metalle reich beladen, als der Erste nach Spanien zurückkehren. Columbus dagegen verweilte noch den vollen Monat November auf Cuba, und verließ diese Insel erst am 5. December. Als er über die Ostküste weit hinausgesegelt war und eben überlegte, ob er noch weiter in das offene Meer steuern solle, erblickte er im Südosten Land mit Gebirgszügen im Hintergrund, die wie mit einem Zauberpinsel in das tiefe Blau des Himmels gemalt zu sein schienen. Die Insel Hayti (Hispaniola oder St. Domingo), das Paradies von Westindien, lag vor des Weltentdeckers Blicken. Die Scenen der Verwunderung und des Erstaunens von Seiten der Eingeborenen wiederholten sich, gleichwie auch die Spanier sich wieder überall goldlüstern umschauten. Leider erlitt Columbus einige Zeit nachher an dieser Insel einen schweren Unfall. Es überließ nämlich am Tage vor Weihnachten, während das Meer ganz ruhig war, der das Steuerruder führende Matrose, trotz strengen Befehls, seinen Posten nicht zu verlassen, denselben einem Schiffsjungen und begab sich gleich dem Admiral zur Ruhe. Der unerfahrene Junge steuerte sorglos in die Nacht hinaus und achtete nicht der Strömungen, welche das Schiff nach einer wilden Brandung führten. Erst als er fühlte, daß das Steuerruder den Grund berührte, schrie er nach Hülfe. Es war zu spät. Das Admiralschiff, die Santa Maria, strandete und war rettungslos verloren, doch ward die Ladung von den freundlichen Indianern mit unermüdlicher Thätigkeit geborgen. Columbus ließ auf Hayti die Mann=

schaft des gestrandeten Schiffes, 36 Personen, einen Arzt und einige Zimmerleute zurück, und baute von den geretteten Schiffstrümmern das Fort La Natividad. Ehe er aber die Insel verließ, gab er den Eingeborenen, welche ihm bei Bergung der gestrandeten Schiffstrümmer so behülflich gewesen waren, ein Fest, wobei er ihnen die Furchtbarkeit der europäischen Schußwaffen zeigte. Schon die Schüsse mit der Armbrust erregten das Erstaunen der Wilden; als er aber gar eine Büchse und zuletzt eine Kanone abfeuern ließ, und die Eingeborenen sahen, wie dieser Feuerschlund in weiter Ferne die Bäume zerriß und zersplitterte, da waren sie von Angst und Schrecken gänzlich übermannt, und hielten die Fremdlinge für überirdische Wesen.

Die Rückkehr nach Spanien ward beschlossen. — Am 4. Januar 1493 verließ Columbus Hispaniola, und schon zwei Tage nachher traf er auf den ungetreuen Pinzon, den Befehlshaber der Pinta. Die Reise schien Anfangs glücklich von Statten zu gehen, denn das Meer war bis zum 12. Februar ruhig, wenn auch der Wind nicht immer günstig stand. Aber am folgenden Tage brach ein schreckliches Unwetter herein, und schien die leichten Fahrzeuge jeden Augenblick zerschmettern zu wollen. Als endlich nach einer schweren Nacht die Morgendämmerung anbrach, sah man allenthalben nichts als wild schäumende, tobende Wellen, — die Pinta war zum zweiten Male verschwunden. Columbus' Schiff schwebte fortwährend in der größten Gefahr, wie ein Spielball wurde es auf dem Meere auf- und niedergeworfen, während die Mannschaft in feierlichen Gelübden zu Gott wohlgefälligen Werken sich verpflichtete. In solcher Noth, da mit der Mannschaft zugleich die Kunde von dem neuentdeckten Lande im Meere versunken wäre, zeigte sich die ganze Seelengröße und Besonnenheit des großen Seefahrers. Um, wenn er auch mit seinem Schiffe unterginge, doch wenigstens die Kunde von seiner Entdeckung der Menschheit zu überliefern, schrieb er einen kurzen Bericht seiner Reise auf Pergament, versiegelte ihn, adressirte denselben an den König und die Königin und verhieß auf der Aufschrift demjenigen tausend Dukaten, der dieses Packet uneröffnet abliefern würde. Hierauf schlug er Wachstuch darum, legte das wichtige Dokument in einen Wachskuchen, verschloß das Ganze in ein großes Faß und warf dasselbe ins Meer. Eine zweite Tonne, welche die Abschrift dieses Briefes enthielt, befestigte er am Hintertheile der Caravelle, in der Erwartung, daß, wenn das Schiff von den Wellen zertrümmert werde, mit den Trümmern doch wohl auch die Tonne an irgend eine Küste gelange.

Doch die Stürme legten sich, und bei günstigem Winde erscholl mit Tagesanbruch vom Mastkorbe herab der Ruf: „Land! Land!“ Eine der Azoren war in Sicht, und nachdem man hier so lange, als gerade nöthig, verweilt, verließ man den Hafen und steuerte auf Portugal los.

Und wieder setzte die Wuth der empörten Elemente die Ausdauer der Heimkehrenden auf harte Proben. Nach einer entsetzlichen Sturmesnacht

kamen endlich die beschädigten Schiffe am Morgen des 4. März auf der Rhede von Lissabon an. Der spanische Admiral ward vom Könige mit großer Auszeichnung aufgenommen und seine Erzählung nicht ohne geheimen Verdruß und stille Reue über die vormals stattgefundene schnöde Abweisung des bedeutenden Mannes angehört.

Am 14. März des Jahres 1493 lief Columbus in den spanischen Hafen von Palos ein, aus welchem er vor sieben und einem halben Monat ausgelaufen war. Seine Ankunft erregte Staunen. Man hatte ihn und seine Begleiter längst verloren gegeben. Desto größer war jetzt die Freude, als er unter dem Schalle der Glocken und im festlichen Geleite nach der Hauptkirche zog, um Gott für die wunderbare Rettung und gnädige Führung zu danken. Erst am Abend desselben Tages langte der zum zweiten Male treulos entwichene Pinzon gleichfalls in Palos an, wo er sich so lange versteckt hielt, bis Columbus nach Barcelona zu dem castilischen Monarchen abgereist war. Auch hier wurde der Admiral unter Ehrenbezeigungen aller Art von dem König und der Königin auf das Prunkvollste empfangen.

Zum Granden von Spanien erhoben, lichtete der zugleich zum Vicekönig der aufgefundenen Länder ernannte Columbus in Begleitung seines Bruders bereits am 25. September von Neuem die Anker, um mit 1500 Gefährten eine Flotte von 12 größeren und 5 kleineren Fahrzeugen zu weiteren Entdeckungen nach Westen zu führen. Nach einer schnellen und glücklichen Fahrt und nachdem er rasch hintereinander in den Novembertagen des Jahres 1493 Marie de Guadeloupe, die Caraiben (die Insel der Kannibalen oder Menschenfresser), Dominique und Portorico entdeckt, langte er, ohne an den genannten Punkten länger zu verweilen, am 22. November auf Hispaniola an. Aber wie erschrak er, als er weder Kolonie, noch Fort mehr vorfand! Rücksichtslose Grausamkeit der Spanier hatte die Insulaner zur Nothwehr getrieben; sie hatten ihre Bedrücker erschlagen, das Fort zerstört und verbrannt und waren dann in das Innere geflohen. Columbus ließ eine neue Festung anlegen, die er zu Ehren seiner Königin Isabella nannte und unter die Aufsicht seines Bruders Diego stellte. Er selbst segelte weiter und fand die Insel Jamaica. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit nach Hayti zurückgekehrt, hatte er die Freude, daselbst seinen unterdeß angekommenen Bruder Bartholomäus zu begrüßen. Von Neuem entstand Unzufriedenheit unter Columbus' Gefährten. Sie waren ihm in dem Wahne gefolgt, in der neuen Welt Schätze Goldes zu heben, fanden aber meistens nur Arbeit und Beschwerden. Viele kehrten deswegen nach Spanien zurück und rächten sich durch Verleumdungen, nannten das neuentdeckte Land „das Land des Betrugs" und machten die wahrheitswidrigsten und gehässigsten Schilderungen von den Bewohnern, von Columbus selbst. Es dauerte nicht lange, so erschien ein Abgesandter des Königs, um die Sachlage an Ort und Stelle zu untersuchen. Da derselbe aber ein persönlicher Feind von Columbus war, so hielt es dieser für

gerathen, nach Spanien zurückzukehren und sich vor dem Könige zu rechtfertigen. Der König erkannte auch seine Unschuld an; doch dauerte es fast ein Jahr, ehe er die versprochenen Schiffe zu einer dritten Fahrt erhielt.

Am 30. Mai 1498 trat Columbus mit acht Schiffen seine dritte Reise an. Man hatte ihm eine große Menge grober Verbrecher mitgegeben, welche in den Bergwerken der neuen Welt arbeiten sollten. Dieses widerspenstige Gesindel machte dem Admiral außerordentlich viel Verdruß und Beschwerde. Da er diesmal sich südlicher hielt, so entdeckte er nicht nur die große Insel Trinidad am Ausflusse des Orinoco, sondern erreichte auch endlich das feste Land von Amerika und zwar in der Gegend, wo jetzt die Stadt Cartagena liegt. Man hat später ihm zu Ehren diesen nördlichen Theil von Südamerika Columbien genannt. Hier verweilte er nicht lange, sondern begab sich wieder nach seiner Lieblingsinsel Hayti, wo sein Bruder unterdessen an günstiger Stelle die Stadt St. Domingo angelegt hatte, nach welcher späterhin die ganze Insel benannt ward. Leider fand er die Kolonie in einem höchst traurigen Zustande. Die Grausamkeit der Spanier hatte auch hier die Indianer auf's höchste erbittert. Sie hatten alle bebauten Ländereien verwüstet und so ihren Peinigern den Lebensunterhalt erschwert. Um die Ruhe herzustellen und seinen unzufriedenen Begleitern für das erträumte Gold, das sich nicht haufenweise vorfand, einen Ersatz zu gewähren, griff Columbus zu dem harten Mittel, Ländereien unter die Spanier zu vertheilen und diesen Eingeborene als Sklaven zur Bearbeitung des Bodens zuzutheilen; ein bedauerliches Verfahren, welches hier wie in andern Theilen des spanischen Amerika die Vernichtung der Urbevölkerung zur Folge gehabt hat.

Während sich dergestalt die Lage des Admirals in Amerika schon schwierig genug gestaltete, waren seine Feinde in Spanien nicht müßig gewesen. Hier hatte man Anklagen auf Anklagen gehäuft, und der König, welcher Columbus nie zu Macht und Ansehen gelangen lassen wollte, sandte jetzt dessen persönlichen Feind, den schändlichen Bovadilla, als Bevollmächtigten mit unumschränkter Gewalt ab, um die gegen Columbus vorgebrachten Klagen zu untersuchen. Von Rachegefühl geleitet, ließ dieser Wicht, auf die Aussage nichtswürdiger Zeugen hin, den großen Mann verhaften, nebst seinen Brüdern in Ketten legen und zur Verantwortung nach Spanien abführen.

Als das Schiff nicht weit von der Küste von Spanien war, rührte die Lage des Admirals das Herz des Schiffskapitäns, und er gebot, jenem die Ketten abzunehmen. Allein Columbus gab dies nicht zu, sondern berichtete in männlichen Worten durch einen Brief seinem Monarchen, daß er und seine Brüder aus der von ihm entdeckten neuen Welt in Ketten angekommen seien. Deß schämte sich denn doch König Ferdinand, und ertheilte sofort Befehl zur Loslassung des Admirals und seiner Brüder. Man erstattete Columbus zwar sein von Bovadilla geraubtes Eigenthum wieder, aber in so ungenügender Weise, daß der Auffinder der andern Erdhälfte oft dem größten Mangel ausgesetzt war.

Der Ketten entlastet und noch immer an die Menschheit glaubend, deren Undank er doch auf so empörende Weise empfunden hatte, gedachte Columbus eine vierte Reise nach Amerika anzutreten. Die irrige Meinung, hinter den entdeckten Ländern doch noch den Seeweg nach Indien zu finden, war bei ihm zur festen Ueberzeugung geworden; der Nutzen aber, welchen die Portugiesen aus ihrem Handel mit dem von ihnen wirklich aufgefundenen Indien zogen, war zu groß, als daß Christoph Columbus es nicht hätte versuchen sollen, dieselben Vortheile seinem Adoptivlande Spanien zuzuwenden. Noch schien ihm sein Werk erst halb gethan, er wollte es krönen und den vermeintlichen Weg nach dem Indischen Meere aufsuchen. Sein Plan fand bei Ferdinand und Isabella Gehör; wurde man doch so des Mahners los, dem man Versprechungen gemacht, die man nicht zu halten gedachte! Man gab ihm vier ziemlich schlechte Schiffe, mit welchen er am 9. Mai 1502 von Cadix aus unter Segel ging. Sein Bruder Bartholomeo und sein Sohn Fernando waren seine Begleiter. Da die Schiffe leck geworden, so steuerte er, um das schlechteste Schiff gegen ein besseres zu vertauschen, auf Hispaniola los, das zu vermeiden er angewiesen worden war. Hier aber versagte man dem Admiral die Aufnahme in den Hafen, so daß er genöthigt war, westwärts zu segeln. Vergebens suchte er hier einen Ausweg aus dem Caraibischen Meere. Endlich gelangte er an die Küsten von Yukatan, fand jenen Theil des Festlandes, der sich zwischen Truxillo und der Landenge von Panama hinzieht, jenes schöne Land, das einen Theil von Mittelamerika bildet, und dessen Eisenbahn jetzt den Verkehr zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean erleichtert.

Wiederum verfolgten Widerwärtigkeiten aller Art unseren Helden, ja es erscheint die ganze Reise als eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und Gewitter drohten täglich mit dem Tode im Meere; zwei der elenden Fahrzeuge waren schon untergegangen und die beiden andern wurden mehrere Male mit solcher Gewalt an einander geworfen, daß sie fast zerschmetterten. Trotzdem erreichte man endlich Jamaica, wo die schlimm zugerichteten Schiffe ausgebessert werden sollten. Allein dies erwies sich als unmöglich, und dem Weltentdecker schien keine andere Aussicht zu verbleiben, als die, mit der ganzen Schiffsmannschaft, fern und vergessen von Europa und mitten unter Wilden, sein Leben bei Mais und Maniokwurzeln kläglich beschließen zu müssen. Dies abzuwenden, entschloß sich ein kühner Mann, Diego Mendez, zu einem großen Wagniß. In zwei ausgehöhlten Baumstämmen, gleich denjenigen, welche die Wilden als Nachen benützen, ruderte der Wackere in Begleitung des Genuesers Fiesco und mehrerer Indianer nach dem vierzig Meilen entfernten Hispaniola mitten durch das stürmische Weltmeer. Zehn Tage war man auf dem Wasser, mehrere der Wilden unterlagen der Anstrengung, das Trinkwasser war ausgegangen, man war dem Verschmachten nahe, als endlich in der höchsten Noth die Insel erreicht wurde. Doch der Statthalter Ovando

war nichtswürdig genug, die auf Jamaica ängstlich Harrenden ein ganzes Jahr hinzuhalten. Diese Zeit war für Columbus die unglücklichste seines Lebens. Alter und unaufhörliche Sorgen hatten seine Kräfte aufgezehrt, heftige Gichtanfälle warfen ihn auf's Krankenlager. Zuletzt brach eine Empörung unter den Seinen aus, aller Gehorsam schwand; ein Theil der Mannschaft verließ ihn ganz, um ihr Heil auf eigene Hand zu suchen. Da dies nicht gelang, so streiften sie auf der Insel umher, erbitterten aber dabei die Eingeborenen so sehr, daß diese sich weigerten, den schlimmen Gästen noch ferner Lebensmittel zuzutragen.

In dieser Noth rettete die Sternkunde den kranken Columbus und seine Begleiter. Er hatte berechnet, daß in wenigen Tagen eine Mondsfinsterniß stattfinden müsse. Daraufhin verkündigte er den Indianern, daß sie den Zorn Gottes an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Ungläubig, doch nicht ohne bange Sorge, schauten sie nach der hellerleuchteten Mondscheibe, bis sie endlich zu ihrem größten Schrecken die Verdunklung wahrnahmen. Da baten sie den furchtbaren Fremdling um Vermittlung und versprachen, so viel Vorrath zu bringen, als er nur verlange. Dessenungeachtet machten die aufrührerischen Spanier noch einen Anschlag gegen die Person des Admirals, so daß sein Bruder ihnen ein förmliches Treffen liefern mußte, in welchem die Haupträdelsführer gefangen wurden. Endlich langten auch zwei Schiffe zu ihrer Erlösung an, das eine von Mendez gemiethet, das andere von Ovando gesandt. — Columbus verweilte nur kurze Zeit auf Hispaniola, und kehrte von hier aus nach Spanien zurück, welches er den 7. November erreichte. Neuer Kummer beugte den ohnehin schon Schwergeprüften darnieder, da drei Wochen nach seiner Ankunft seine einzige Beschützerin, Königin Isabella starb. Eine Wiedereinsetzung in seine Würden und Aemter, der versprochene Lohn, waren nun nicht mehr zu erwarten. Alles Bitten war vergebens, er erhielt kalte, ausweichende Antworten.

Die erlittenen Strapazen, Gram und Undank verzehrten die letzten Lebenskräfte des großen Mannes. Er starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid, wo man seinen Leichnam beisetzte. Zwanzig Jahre später brachte man denselben nach St. Domingo auf Hispaniola. Hier ruhten seine Gebeine bis 1795. Als die Spanier diese Insel an Frankreich abtraten, führte man die Ueberreste nach der Kathedrale von Habana auf Cuba über, wo sie noch jetzt sich befinden. — Sorgen und Kränkungen waren der Lohn, welcher dem größten Entdecker aller Zeiten zu Theil ward. Aber die Undankbarkeit der Mitwelt ging noch weiter, sie ließ dem verdienten Seefahrer nicht einmal die Ehre widerfahren, den entdeckten Erdtheil nach ihm zu benennen und gab diese Auszeichnung vielmehr einem unbedeutenden Zeitgenossen, dem Amerigo Vespucci, von welchem die erste Karte und ausführliche Beschreibung der Entdeckungen auf der westlichen Halbkugel herrührt.

Columbus war in dem festen Glauben gestorben, die östlichsten Gebiete Asiens aufgefunden zu haben. Spanier und Portugiesen machten, seit die

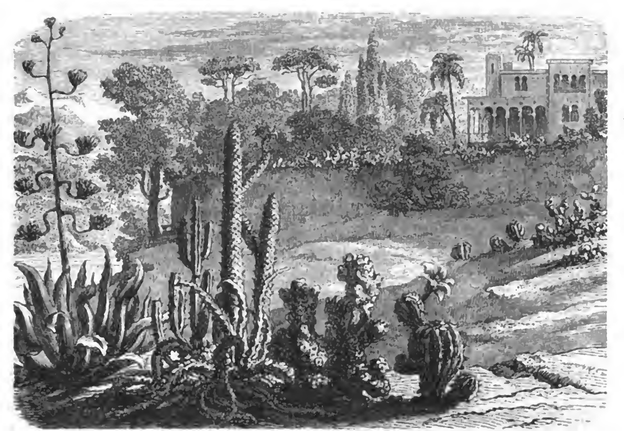
Auffindung unermeßlicher Erdtheile im Osten und Westen nunmehr Schlag auf Schlag erfolgte, Ansprüche auf die Herrschaft über die Welt. Beide baten schließlich das Haupt der Kirche, den heiligen Vater in Rom, um seine Entscheidung, und im Mai 1493 theilte Papst Alexander IV. durch einen Federstrich auf der Karte (welcher annähernd dem Meridian von Ferro entsprach, 25 deutsche Meilen westlich von den Azoren) die ganze Erde in zwei Hälften. Die östliche derselben sprach er den Portugiesen zu, die westliche den Spaniern.

Es fehlt uns, Gottlob, jetzt beinahe jedes Verständniß für solch' ein Vorgehen, das in greller Weise zeigt, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich der getrübte Sinn selbst wohlmeinender Menschen verleiten läßt. Die uns geläufigen Anschauungen sind jetzt ganz andere und, wie wir meinen, bessere, geistig freiere geworden. Nach der Vorstellung jener Zeit war die ganze Erde der kirchlichen Macht unterthänig — ihr Eigenthum. Es war eine wunderliche Verwechslung von kirchlicher und weltlicher Gewalt, welche den Wünschen nicht weniger gekrönter Häupter entsprach. Jeder, der nicht katholischer Christ war, erschien danach rechtlos. Er war nur einstweiliger Nutznießer der Güter, welche eigentlich den Kindern der Kirche gehörten. Letztere aber hatten die Verpflichtung, die übrigen Völker der Erde aufzusuchen und zu bekehren. Das Panier des Kreuzes, welches vor ihnen herwehte, ward schließlich zum bequemen Deckmantel für Stolz, Habsucht und das sonstige Gefolge ungezügelter Leidenschaften, welche in den wilden Naturen jener Jahrhunderte tobten. Von nun an sehen wir, wie Portugiesen und Spanier untereinander wetteifern, möglichst rasch von der ihnen zugetheilten Erdhälfte Besitz zu nehmen. Jedes neue Land, das man entdeckte, ward durch Aufpflanzen des Banners, Setzen von Denksäulen, oder wenigstens durch Einschneiden von Merkmalen in Baumstämme für Eigenthum einer der beiden Kronen erklärt. Alle Rechte und Ansprüche der bisherigen Bewohner galten hiedurch als aufgehoben. Boden und Besitz der sogenannten Wilden oder Heiden gehörten den herankommenden Fremden, die Eingeborenen geriethen in vollständige Knechtschaft, wenn sie nicht kriegerisch und energisch genug waren, sich einem derartigen Ansinnen zu widersetzen. Die Ankunft der Spanier ward für jedes neu aufgefundene Land gewöhnlich zum Unheil, sie bezeichnete den Beginn schreiendster Ungerechtigkeiten, die Periode des Verfalls oder Untergangs der Urbevölkerung.

Wie es dem hervorragendsten Kulturstaate der neuen Welt unter den fanatischen und rauhen Händen der Spanier erging, das zu verfolgen und näher kennen zu lernen, laden wir hiemit unsere Leser ein. Der Geschichte der Auffindung und Eroberung von Mexiko, dem Lande der Azteken, gelten die folgenden Blätter.

Erstes Buch.

Das alte Mexiko.



Vegetation im Thale von Mexiko. Links die Agave, in der Mitte Cacteen.

Erstes Kapitel.

Land und Volk.

Klima und Produkte. — Stammvölker. — Tolteken. Tezcucaner. Azteken.

Unter allen Ländern, die einst Spanien in der neuen Welt besaß, ist Mexiko das interessanteste und wichtigste: sowol in Bezug auf Klima, als auch auf die Unerschöpflichkeit der Reichthümer seines Bodens, dessen Silberausbeute sprichwörtlich geworden war und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Spaniens Flotten in Bewegung setzte. — Der Eigenthümlichkeit der großartigen und malerischen Landschaften jenes Erdstrichs entspricht die des Charakters seiner früheren Einwohner, welche nicht nur die übrigen nordamerikanischen Rassen an Intelligenz und Kultur weit überragten, sondern uns durch das Ungewöhnliche der Werke ihrer monumentalen Baukunst an die Blütezeiten des alten Wunderlandes Aegypten, sowie durch das Bizarre und Kolossale derselben an die ältesten Ursprungsstätten der Bildung unseres Geschlechts im fernen Hindostan erinnern. Endlich erregt jenes interessante Land unsere ganze und bleibende Theilnahme wegen der fast wunderbaren Art seiner Besitzergreifung durch die Europäer. Die Geschichte dieser denkwürdigen Eroberung und das Leben des außerordentlichen Mannes, durch den sie vollzogen ward, darzustellen, ist der Zweck dieses Bandes.

Werfen wir einen Blick auf die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Völkerschaften, die das Land zur Zeit seiner Entdeckung bewohnten!

Das Reich der alten Mexikaner oder Azteken, wie sie selbst sich nannten, bestand nur aus einem kleinen Theil der weiten Ländergebiete, die den heutigen Staatenbund von Mexiko bilden. Es reichte zur Zeit, als die Spanier landeten, an der Seite des Atlantischen Ozeans ungefähr vom 18. bis zum 21. Grade, nach der Seite des Stillen Ozeans, nur einen schmalen Strich umfassend, vom 14. bis zum 19. Gr. n. Br. Sein Umfang betrug nahe an 16,000 Quadratmeilen. Dennoch bot jenes wunderbare Land jedes Klima und sein Boden brachte beinahe alle Früchte hervor, die man zwischen dem Aequator und den Gegenden nach dem Nordpole zu findet.

Obgleich wir in dem zweiten Bande dieses Werkes Land und Leute von Mexiko eingehender schildern werden, wollen wir doch hier Einiges über diesen merkwürdigen Theil von Nordamerika vorausschicken. Denn der Leser muß einige Kenntniß von der natürlichen Beschaffenheit des Landes erlangt haben, wenn er aus nachfolgender Erzählung Gewinn ziehen will.

Längs des Atlantischen Meeres wird Mexiko von einem breiten Streifen der „tierra caliente“ oder heißen Region eingefaßt, welche die gewöhnliche hohe Temperatur der Länder des Südens hat. Dürre sandige Ebenen wechseln hier mit fruchtbaren Stellen voll wohlriechender Sträucher und wilder Blumen, zwischen welchen prachtvolle Bäume, wie man sie nur in den Tropen findet, emporragen. Doch in dieser Wildniß lauert auch die malaria, jene verderbliche Luft, welche kein Fremder ungestraft einathmet, hier herrscht das tödtliche Gallenfieber*); hier wehen Winde, die mit der Wuth eines Orkans die unbeschützten Ufer von Mexiko und die benachbarten westindischen Inseln verheeren. Mit solch' mächtigem Zauberbann hat die Natur dieses herrliche Land umgeben, als wolle sie die goldenen Schätze, die es birgt, vor unberufenem Angriff hüten. Aber des Menschen Geist war doch mächtiger, als ihr Bann.

Zwanzig Meilen weiter — und der Reisende athmet reine Luft; das Wesen der Natur und Vegetation scheint verändert; Vanille, Indigo, blühender Kakao verschwinden, aber die Banane und das Zuckerrohr begleiten ihn noch, und wenn er 4000 Fuß höher gestiegen ist, sieht er am saftigen Grün und frischen Laube, daß er die Höhe erreicht hat, auf welcher Wolken und Nebel sich niederlassen. Es ist dies die Region der beständigen Feuchtigkeit; man betritt nun die „tierra templada“ oder gemäßigte Region, deren Charakter sich dem unserer Zone nähert. Die Scenerie wird hier überwältigend — großartig, ja nicht selten schreckenerregend. Ringsum gewaltige Berge, ehemals Vulkane, jetzt im Schneegewande strahlend und dem See-

*) Das „Vomito“ oder „Vomito negro“, „Vomito prieto“, „schwarzes Erbrechen“, eine Art gelben Fiebers, das, wie Abbé Brassenr annimmt, von der Zersetzung der Pflanzentheile in jenem feuchten und heißen Boden herrührt.

mann schon von ferne als Leuchtthürme dienend. Läßt der Wanderer den Blick an einem steilen Abhange hinabgleiten, — welche Blütenpracht begegnet da dem trunkenen Auge, befremdet schaut es um sich, ob der eigenthümlichen Contraste, die sich in dieser Region ringsum den Sinnen darbieten!

Noch weiter oben trifft man wieder ein anderes Klima, ein anderes Wachsthum: der gelbe Mais oder das Welschkorn, wie wir es nennen, ist dem Wanderer bis hierher gefolgt; jetzt aber sieht er Weizenfelder und anderes europäische Getreide, das mit den spanischen Eroberern in's Land gekommen ist, dazwischen sich ausbreitend Aloëpflanzungen, aus welchen die Azteken großen Nutzen zu ziehen wußten. Die Eichen werden nun stämmiger und die dunkeln Fichtenwälder zeigen an, daß wir die „tierra fria" oder kalte Region betreten: die dritte und letzte der großen natürlichen Terrassen, in welchen sich das Land erhebt. Wenn der Reisende die Höhe von 7—8000 Fuß erstiegen hat, steht er auf dem Rücken der Anden, jenem riesigen Gebirgszuge, der fast 200 Meilen weit einen großen Theil Amerika's durchzieht, bis er sich nach und nach in den nördlichen Gegenden des Erdtheiles verliert.

Zwischen diesem Bergwalle dehnt sich in westlicher Richtung eine Kette vulkanischer Hügel und Höhen aus, deren Spitzen die Grenze des ewigen Schnee's erreichen und eine erfrischende Kühlung über die nahen Hochebenen verbreiten. Dieser schon weniger begünstigte Erdstrich erfreut sich dennoch eines Klima's, welches der Temperatur Mittel-Italiens gleichkommt, in Mexiko aber als das „kalte" bezeichnet wird. Die Luft ist dort außerordentlich trocken, der Erdboden nur selten mit der üppigen Vegetation der niederen Regionen bekleidet; auch fehlt es an Bäumen, um das vielfach gespaltene Erdreich gegen den Einfluß der brennenden Sommersonne zu schützen. Der Mangel an Waldung ist jedoch dem Menschen, nicht der Natur zuzuschreiben; denn zur Zeit der Azteken war das Land mit Eichen, Lärchen, Cypressen und andern Bäumen dicht bedeckt. Erst die Spanier erklärten den Wäldern den Krieg, — wie man behauptet, um durch die Baumlosigkeit an die Ebenen Castiliens, ihrer geliebten Heimat, erinnert zu werden, deren einförmige, kahle Landschaften jedem Reisenden Klagen entlocken.

In der Mitte des Kontinents, dem Stillen Ozean näher, als dem Atlantischen Meere, breitet sich in ovaler Form ungefähr 7,500 Fuß hoch das berühmte Thal von Mexiko aus. Obgleich sein Boden an vielen Stellen unfruchtbar ist, so war es doch die Hauptstätte aztekischer Bildung und blieb auch der Sitz der spanischen Macht. Fünf Seen nehmen fast den zehnten Theil seiner Oberfläche ein. Am bedeutendsten dieser Wasserbecken waren Tenochtitlan, Mexiko, und Tezcuco, die Hauptstädte der blühendsten und mächtigsten Staaten von Anahuac, das heißt das „Land nahe am Wasser" (wol des Stillen und Atlantischen Ozeans), erbaut worden.

Wenn man von nordamerikanischer Civilisation aus der Zeit des Mittelalters spricht, so kann überhaupt nur die der alten Mexikaner in Betracht kommen.

Gomara berichtet, daß, nach ihren hieroglyphischen Bildern zu schließen, die Völker Mexiko's glaubten, es seien schon vier Sonnen der im 16. Jahrhundert leuchtenden vorangegangen. In diesen vier Zeitaltern sei das Menschengeschlecht durch Ueberschwemmungen, Erdbeben, heftigen Feuerregen und wüthende Orkane vertilgt worden. Nach der Auslöschung der vierten Sonne habe dichtes Dunkel das Erdreich während 25 Jahren bedeckt; zehn Jahre vor dem Erscheinen der fünften Sonne haben die Götter zum fünften Male einen Mann und eine Frau erschaffen. Torquemada hält diese Fabel für toltekischen Ursprunges. Hören wir die Erklärung Humboldt's. Dieser sagt in Bezug auf eine aztekische Hieroglyphentafel: „Das erste Zeitalter, das der Kämpfe gegen die Riesen, hat 5206 Jahre. Die Hungersnoth, welche auf dem Gemälde durch einen bösen Genius dargestellt wird, der zur Erde niedersteigt, um Gras und Blumen auszurotten, vernichtet die erste menschliche Generation. Hierauf folgt das Zeitalter des Feuers, welches 4804 Jahre dauert. Da nur die Vögel dem Untergang entgehen können, werden alle Menschen in Vögel verwandelt, bis auf einen Mann und eine Frau, die sich in eine Höhle retten. Das dritte Zeitalter, das des Windes, währt 4010 Jahre. Die Menschen erliegen der Wuth der Orkane; nur einige werden in Affen verzaubert. Die letzte Umwälzung, welche der Erde widerfährt, oder das vierte Zeitalter, das des Wassers, — also auch die Mexikaner wissen von einer großen Flut zu erzählen, — sieht alle Menschen in Fische verkehrt, mit Ausnahme eines Mannes und einer Frau, die in einem Baumstamme Zuflucht fanden. Das Gemälde zeigt uns Koxkox, den Noah der Mexikaner, und sein Weib Xochiquetzal, in einem mit Blättern bedeckten Baumstamme sitzend und inmitten der Gewässer dahinschwimmend. Diese vier Zeitalter machen zusammen 18,028 Jahre. Man findet nirgends angezeigt, wie viele Jahre seit Koxkox bis zur Gründung Mexiko's verflossen sind; aber wenn man diese Zeitpunkte auch noch so sehr zusammendrängt, wird man doch immer finden, daß die Mexikaner der Welt eine Dauer von mehr als 20,000 Jahren zuschreiben. Wer die Bilder dieser Tafel näher untersucht, wird bemerken, daß den vier Zerstörungen die Zeichen der vier Elemente, Erde, Feuer, Luft und Wasser, beigegeben sind, und die mexikanische Fabel demnach einen physikalischen Gedanken in sich birgt."

Wahrscheinlich schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war von Norden her ein begabtes Volk, die Tolteken, auf der Hochebene von Anahuac erschienen und machte sich die um Tlascala und Cholula seßhaften Olmeken unterthänig. Die neuen Herren des Landes erscheinen nach der Tradition im Ackerbau wohlbewandert; sie verstanden sich bereits auf mancherlei mechanische Fertigkeiten, z. B. auf Metallarbeiten, ja sie waren sogar zu einer vollständigen Zeiteintheilung vorgeschritten, kurz sie nährten sich schon an den Quellen der Bildung, durch welche jener Theil Amerika's sich später vor allen andern Ländern der neuen Welt auszeichnete.

Während eines Zeitraumes von vier Jahrhunderten verbreiteten sich die Tolteken im Thale von Mexiko nach allen Richtungen und hinterließen, wo sie feste Wohnsitze gründeten, überall bis in das ferne Yucatan Zeugnisse ungewöhnlicher Kunstbegabung. Ihnen schreibt man die Gründung eines großen Theiles jener umfangreichen Ruinen-Städte im Osten zu, die uns im zweiten Bande beschäftigen werden. Geheimnißvoll, wie sie gekommen, so verschwinden die Tolteken vom Schauplatz der Geschichte, wahrscheinlich von Hungersnoth und Seuchen heimgesucht und bereits durch unglückliche Kriege entkräftet. Nur Trümmer blieben zurück, die Mehrzahl wanderte vermuthlich nach Osten und verbreitete sich über Centralamerika und die benachbarten Inseln, denn der Reisende findet bei Mitla noch majestätische Trümmer der toltekischen Bauweise, die wahrscheinlich von jenem merkwürdigen Volke herrühren.

Nach Verlauf weiterer hundert Jahre betrat (um 1170 n. Chr.) ein zahlreicher wilder Stamm — die Chichemeken — das verödete Land. Ihnen folgten gegen Ende des zwölften Jahrhunderts andere, civilisirte Völker, unter welchen wir uns vorzugsweise die Azteken oder Mexikaner, sowie die Acolhuaner merken. Die Letzteren — nach ihrer Hauptstadt Tezcuco später Tezcucaner genannt, — waren durch die Milde ihrer religiösen Anschauungen und die Sanftheit ihrer Sitten besonders empfänglich für den Grad von Bildung, welchen die wenigen im Lande gebliebenen Tolteken ihnen zuführen konnten, und der zum Theil sogar auf die barbarischen Chichemeken überging.

Es ist ein hieroglyphisches Gemälde auf uns gekommen, das die großen Reisezüge der Azteken darstellt. Es beginnt mit der Ueberschwemmung der Erde und endigt mit der Niederlassung jenes Wandervolkes in Tenochtitlan oder Mexiko. Oben erblicken wir den schon genannten Koxkox, in einem Nachen liegend, die beiden Hände gen Himmel erhoben. Nicht weit von ihm ragt ein hoher Berg aus dem Wasser, der Ararat der Azteken, an dessen Fuße wir den Noah der Mexikaner sammt seiner Frau bemerken. Ein Teocalli oder Altar in Aztlan bezeichnet den Ort, von wo aus die Azteken in langem processionsartigen Zuge ihre Wanderung antraten, die ihnen vermittelst eines durch Knoten unterbrochenen Fadens vorgeschrieben ist. Diese Knoten bedeuten wahrscheinlich Berge, die überstiegen werden mußten. Hie und da werden durch Zeichen die verschiedenen Stellen näher angegeben, wo die Azteken sich aufhielten und Niederlassungen gründeten.

Sicher ist, daß die Mexikaner gegen Anfang des XIII. Jahrhunderts gleichfalls aus dem hohen Norden nach Anahuac kamen, jedoch nirgends feste Wohnsitze aufschlugen, sondern geraume Zeit hindurch, verschiedene Theile des Thales durchziehend, ein Wanderleben führten. Erst nach mancherlei Irrfahrten und Abenteuern, die sich mit den Heldensagen unserer Geschichtsbücher vergleichen lassen, machten sie im Jahre 1325 am Hauptsee Halt.



Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. Aus dem Wald von Palenque. (Die Form des Caladium.)



Porphyrhöhenzüge, Barancen und Zerklüftungen der nördlichen Gebirgszüge. Riesige Cacteen im Vordergrund.

Hier gewahrten sie, auf einer Feigendistel sitzend einen Königsadler von außergewöhnlicher Größe und Schönheit, der eine Schlange in seinen Krallen hielt und seine breiten Flügel gegen die aufgehende Sonne hin entfaltete. Im Sinne einer alten Prophezeiung erblickten sie darin ein Zeichen des Himmels und legten daselbst den Grund zu ihrer künftigen Hauptstadt Tenochtitlan oder Mexiko, dem Venedig der westkichen Welt. Den Lebensunterhalt suchten die Ansiedler theils durch Fischerei, theils durch Jagd, und endlich auch durch Bodenkultur zu gewinnen. Aber diese friedlichen Beschäftigungen unterbrach gar bald Streit und Zwiespalt. Sie trennten sich zuerst, dann führten sie untereinander Krieg und gelangten durch blutige Kämpfe und Siege ebenso in den Ruf großen Muthes wie abschreckender Grausamkeit.

Im Anfange des XV. Jahrhunderts bildete sich ein Bund, der seines Gleichen in der Geschichte sucht. Die Staaten von Mexiko und Tezcuco, sowie das kleine Königreich Tlacopan kamen nämlich überein, sich in ihren Kriegen gegenseitig getreulich beizustehen und die ihnen zufallende Beute verhältnißmäßig unter einander zu vertheilen. Das wäre so erstaunlich nicht, aber höchst merkwürdig ist die Treue, womit das Bündniß gehalten wurde. Während eines Jahrhunderts ununterbrochener Fehden mit anderen Stämmen fiel es nicht einmal vor, daß die drei Reiche in Streit geriethen. Als es den Verbündeten zu enge in ihrem Thale ward, überschritten sie ihre Felsenwälle und erweiterten gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts, unter Montezuma I., ihre Besitzungen bis an die Ufer des Golfes von Mexiko. Die Landeshauptstadt Tenochtitlan selbst zeugte von dem allgemeinen Wohlstande; die Bevölkerung mehrte sich mit staunenerregender Schnelligkeit, die Wunden, welche Kriege und öfters wiederkehrende Feindseligkeiten schlugen, verharschten rasch, und bald war das Tenochtitlan der Azteken weit größer, als das Mexiko des XIX. Jahrhunderts.

Eine Reihe begabter Fürsten zierte den Thron. Sie wußten den kriegerischen Sinn ihres Volkes wohl zu benutzen, so daß kein Staat im Stande war, für die Dauer der vereinten Macht der Verbündeten zu widerstehen. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erstreckte sich die Herrschaft der Azteken vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, und unter dem kühnen und blutbefleckten Ahuizotl sogar bis an die äußersten Grenzen des heutigen Guatemala, ja bis Nicaragua. In der That, es erinnert uns die Geschichte der Azteken an die der alten Römer, nicht nur in Bezug auf die erreichten kriegerischen Erfolge, sondern hauptsächlich wegen der Politik, der sie dieselben mit verdankten, und welche sie zur Richtschnur ihres Handelns gemacht hatten. Sie verbanden sich in ihren Bergen nur als Hauptstaat mit andern Staaten und trugen als der stärkere stets den Löwentheil der Beute davon.



Tributgegenstände.

Zweites Kapitel.

Aztekische Staatseinrichtungen und Religion.

Staatsverfassung. — Die Thronfolge. — Aztekischer Adel. — Gesetzgebung. — Kriegswesen. — Religion. — Mexikanische Mythologie. — Tempel und Priesterthum. — Menschenopfer.

Die Form der Regierung war in den verschiedenen Staaten von Anahuac nicht immer dieselbe. Bei den Azteken und Tezcucanern war sie monarchisch, ja beinahe absolut, d. h. der Herrscher gebot uneingeschränkt, sein Wille war Gesetz, und die politischen Einrichtungen dieser zwei Nationen ähnelten einander so sehr, daß ein Geschichtschreiber ausdrücklich bemerkt, was man von einer dieser Nationen sage, könne auch für die andere gelten.

Ein erwählter Monarch bildete das Oberhaupt der Regierung. Vier der vornehmsten Männer waren die Wähler und hatten den König unter den Brüdern oder Neffen des verstorbenen Fürsten auszusuchen, damit die Herrschaft in der Familie bleibe. Der vorgeschlagene Throncandidat mußte sich im Kriege ausgezeichnet haben, durfte indessen — wie Montezuma der Letzte — auch zum Priesterstande gehören. Der neue Monarch wurde mit vielem Pompe in seine königliche Würde eingekleidet; aber dies geschah nicht eher, als bis er durch einen siegreichen Feldzug eine hinreichende Zahl Gefangener in feierlichem Triumphe herbei- und zum Opfertode führen konnte. Inmitten der Menschenschlächterei wurde er gekrönt. Die mit Gold, Edel-

steinen und Federn seltsam verzierte Krone überreichte ihm der mächtigste seiner königlichen Alliirten. Der Titel „König“ wurde später durch einen höheren, entsprechend unserem „Kaiser“, ersetzt.

Die aztekischen Fürsten lebten, besonders gegen Ende der letzten Dynastie, in einem wahrhaft orientalischen Pomp und Gepränge. Ihre geräumigen Paläste enthielten Säle für die verschiedenen Rathsversammlungen, deren Mitglieder dem Könige in der Regierung beistanden, sowie Einrichtungen für die zahlreiche, aus dem höchsten Adel des Landes bestehende Leibgarde des Herrschers. Viele derselben stammten von den Gründern der Monarchie ab. 30 große Vasallen, „Kaziken“, hatten ihre Residenz in der Hauptstadt. Von diesen soll jeder im Stande gewesen sein, 100,000 Lehnsmannen in seinen Besitzungen aufzurufen.

Die gesetzgebende Gewalt besaß der Monarch allein; über jede größere Stadt war jedoch ein Oberrichter von der Krone eingesetzt und bevollmächtigt. Sein Ausspruch galt als entscheidend, und man konnte nicht einmal von ihm an den König appelliren. Dieser Beamte behielt seine Stellung lebenslänglich. Außerdem gab es auch noch kleinere Gerichtshöfe, die einzelne Standespersonen und Vornehme im Auge zu behalten, und den höheren Behörden Berichte über Unordnungen und Verbrechen ihres Bezirkes abzustatten hatten.

In Tezcuco war die Rechtspflege und der Verwaltungsorganismus ausgebildeter und erstere so wohl im Gange, daß sich „die Einrichtung der Gerichtshöfe“, wie Zurita bestätigt, „mit den königlichen Castiliens wohl vergleichen lasse.“ Es trat hier alle 80 Tage eine Art Landtag zusammen, dem der König in eigener Person vorstand. Diese Versammlung entschied über die öffentlichen Angelegenheiten und ging dem Monarchen bei politischen Schwierigkeiten und Zerwürfnissen rathend zur Hand.

Ein Richter, der sich bestechen ließ, verfiel der Todesstrafe. Die von der Krone besoldeten Mitglieder der höheren Tribunale behielten ihr Amt zeitlebens. Die Sitzungen wurden mit Anstand und Würde abgehalten, die Richter trugen ein besonderes Amtsgewand und hielten Tafel in demselben Gebäude, wo sie sich beriethen, um immer sogleich an Ort und Stelle zu sein. Militärpersonen hatten für die Ordnung im Gerichtshofe zu sorgen und die Gefangenen zu bewachen. Es gab keine Advokaten, sondern die Parteien trugen selbst ihre Angelegenheiten vor und bekräftigten die Wahrheit ihrer Aussagen durch Zeugen. Der Eid des Angeklagten war reinigend. Gleich den alten Aegyptern wußte man durch verschiedene Art der Versinnbildlichung, durch Zeichen (Hieroglyphen), sowie nicht selten durch kunstreiche Darstellungen, Gemälde, dem Verständnisse und den Vorstellungen zu Hülfe zu kommen; so wurde z. B. ein Urtheilsspruch durch eine von einem Pfeile durchkreuzte Linie im Bilde des Verbrechers angezeigt. In Tezcuco, wo der König präsidirte, wurden die Sitzungen mit außerordentlichem Gepränge abgehalten. Der Chronist Ixtlilxochitl erzählt davon folgendermaßen:

„Im königlichen Palaste von Tezcuco befand sich ein Hof, dem gegenüber zwei Gerichtssäle lagen. Im Hauptsale, „dem Tribunale Gottes“, stand ein mit Edelsteinen und Gefieder reich verzierter Thron aus reinem Golde. Vor demselben befand sich ein Schemel mit einem Menschenschädel, den kriegerische Insignien und Geräthe umgaben. Die Wände waren mit bunten Tapeten aus den Haaren wilder Thiere behangen und mit Mustern von Vögeln und Blumen schön gestickt. Ueber dem Throne befand sich ein Baldachin, mit allerlei Federarbeit kunstreich ausgeschmückt. Dem Mittelpunkte dieses Thronhimmels entströmten blendende Strahlen von Gold und Juwelen. — Auch das andere Tribunal, das „des Königs“, war mit einem Baldachin von Federn geschmückt, auf welchem das königliche Wappen prangte. Hier ertheilte der Herrscher Audienz und gab seine Befehle kund. Aber wenn er über wichtige Dinge entschied oder einen Urtheilsspruch fällte, ging er, von vierzehn der Vornehmsten begleitet, in das „Tribunal Gottes“, und legte dann — nachdem er seine funkelnde Krone aufgesetzt und einen Bogen als Scepter in die linke Hand genommen — seine Rechte auf den Schädel. So sprach er das Urtheil.“

Auch die Gesetze der Azteken wurden dem Volke durch hieroglyphische Bilder mitgetheilt. Der größere Theil derselben bezieht sich mehr auf die Sicherheit der Person als auf die des Eigenthums; sogar der Mord eines Sclaven wurde mit dem Tode gesühnt; Ehebrecher steinigte man, wie bei den Juden. Diebstahl wurde, nach dem Grade des Vergehens, mit Tod oder Sclaverei bestraft. Es galt als Hauptverbrechen, die bestimmten Maße zu fälschen, oder die Güter eines Unmündigen schlecht zu verwalten. Verschwender unterlagen strenger Ahndung, und Unmäßigkeit mußten jüngere Leute mit dem Leben, ältere mit dem Verlust des Ranges und Eigenthums büßen; ein Räuschchen war erst statthaft, wenn ein Mann 70 Jahre alt und wenn eine Frau „Großmutter“ geworden war.

Die Schließung der Ehe wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen und das Bündniß selbst heilig gehalten. Ehescheidung konnte erst erlangt werden, nachdem das Gericht beide Theile vernommen; sein Spruch folgte nach reiflichster Ueberlegung.

Aber die eigenthümlichste Einrichtung der Azteken war die Sclaverei. Sie hatten verschiedene Arten derselben: Kriegsgefangene, die später fast immer zum Opfertode bestimmt wurden, Verbrecher, öffentliche Schuldner, Personen, die aus Armuth ihrer Freiheit selbst entsagten, und Kinder, die von ihren dürftigen Eltern verkauft wurden. Wer mehrere Kinder besaß und nur eines oder einige abgetreten hatte, durfte, um die Bürde der Sclaverei so gleichmäßig als möglich auf die verschiedenen Familienglieder zu vertheilen, mit Ueberlassung der Kinder wechseln. Der Dienstvertrag wurde im Beisein von wenigstens vier Zeugen geschlossen und die zu verlangenden Dienste mit großer Genauigkeit angegeben. Einem Sclaven war es gestattet, seine eigene Familie zu haben, Güter zu besitzen, ja sogar selbst

Sclaven zu halten. Seine Kinder waren frei. Er wurde von seinem Herrn nur im Falle der äußersten Armuth verkauft, oft bei dessen Tode freigegeben und manchmal — da keine natürliche Abneigung hinsichtlich des Blutes oder der Rasse stattfand — heirathete der Herr die Sclavin. Ein bösartiger Sclave durfte jedoch auf dem Markte öffentlich verkauft werden; noch häufiger ward er zum Opfertode bestimmt.

Das königliche Einkommen floß aus verschiedenen Quellen. Die der Hauptstadt nächstgelegenen Orte hatten Arbeiter und Materialien zum Bau königlicher Paläste zu liefern und für die häuslichen Bedürfnisse des Monarchen zu sorgen; die Einwohner der größeren Städte zahlten der Krone einen bestimmten Theil von ihrem Erwerbe. Natur, Anzahl und Werth der Tribute waren außerordentlich verschieden. Bald waren es Baumwollenstoffe und dergleichen, bald Kleider, prachtvoll gearbeitete Mäntel aus Federn, reichverzierte Rüstungen, bald Vasen und Schüsseln von Gold, Goldstaub, Bänder und Armringe, Krystallbecher, Glöckchen, Waffen, Kupfergeräthe, selbst Papier, bald Getreide, Früchte (Kakao), Bernstein, sogar wilde Vögel oder Bauholz, was als Abgaben in die Vorrathskammern des Königs wanderte.


Basrelief männlicher Figuren in Stuck. Palast zu Palenque.

In den größeren Städten des Landes lagen Garnisonen, um die Ordnung und die Eintreibung der Tribute zu überwachen; auch waren Steuereinnehmer durch das Königreich vertheilt, die wegen ihrer Unbarmherzigkeit bisweilen ebenso unbeliebt waren, wie die anderer Erdtheile.

Eine besondere Art von Posteinrichtung bestand in Mexiko. Mit allen Theilen des Landes unterhielten Eilboten beständige Verbindung. Alle zwei Meilen waren Posthäuser errichtet. Der Courier lief mit seinen Depeschen, die in der Form von hieroglyphischen Darstellungen ausgefertigt waren, bis zur ersten Station, wo sie von einem andern Boten in Empfang genommen und zur nächsten Station befördert wurden. So ging es fort, bis man die Hauptstadt erreichte. Diese Boten durcheilten das Land mit solch unglaublicher Geschwindigkeit, daß Depeschen und eilige Gegenstände oft an einem Tage 100—200 Stunden weit befördert werden konnten. Nicht selten wurden an Montezuma's Tafel Fische aufgetragen, die 24 Stunden vorher im Golf von Mexiko, 50 deutsche Meilen von der Hauptstadt, gefangen worden waren. Auf diese Art gelangten auch Nachrichten von den königlichen Civil- und Militärbehörden rasch an den Hof. Die Couriere verbreiteten durch die Farbe ihres Anzugs, je

nachdem, Freude oder Bestürzung in den Städten, durch welche ihr Weg sie führte.

Wie in Aegypten, so genossen auch in Mexiko Krieger und Priester das größte Ansehen. Der König mußte, wie wir gesehen haben, ein erfahrener Feldherr sein. War doch der Gott des Krieges der Schutzgott der Azteken Huitzilopochtli oder Mexitli, nach welchem später das ganze Land Mexiko genannt wurde. Der tapfere Streiter, welcher in der Schlacht fiel, ging nach ihrer Vorstellung augenblicklich in das Reich der ewigen Seligkeit, in das der strahlenden Sonne ein. Jeder Krieg war daher ein heiliger, ein Kreuzzug, jeder Verwundete ein Märtyrer.

Eine Kriegserklärung wurde zuvor vom Könige und seinen Edlen berathen. Gesandte gingen vor Beginn der Feindseligkeiten nach den bedrohten Staaten, um zu fragen, ob sie die mexikanischen Götter annehmen und Tribut bezahlen wollten. Diese Gesandten galten durch ganz Anahuac für unverletzlich. Sie wurden in den großen Städten auf öffentliche Kosten beherbergt und bewirthet und überall mit ausgesuchtester Höflichkeit empfangen, so lange sie nicht die Hauptstraßen, wo man sie leicht überwachen konnte, verließen. Thaten sie dies aber, oder reisten sie gar heimlich, so gingen sie ihrer Privilegien verlustig. Die Kriegs-Erklärung geschah, sobald sich die Gesandtschaft als erfolglos erwies. Die Armeen, mit dem Monarchen an der Spitze, setzten sich nun in Marsch.



Basrelief an einem mexikanischen Altar in Casa (Stephens' Reise in Yucatan).

Die aztekischen Fürsten scheinen die auch bei uns üblichen Mittel wohl gekannt zu haben, um den Ehrgeiz ihrer Untergebenen anzustacheln. Der tapfere Kriegsmann stieg von niederem Rang zu höherem empor und eine äußere Auszeichnung unterschied die militärischen Rangstufen. Auch scheint eine Art aztekisches Ritterthum existirt zu haben, welches die geringste Belohnung der Tapferkeit war; wer sie nicht erhalten hatte, durfte keinen Schmuck tragen. Er mußte sich in einen rauhen weißen Stoff kleiden, den man aus den Fasern der Aloë (nequen) verfertigte. Sogar die Mitglieder der königlichen Familie waren von diesem Gesetze nicht ausgenommen, dessen Härte in die Augen fällt, wenn man erfährt, daß der Anzug der höheren Krieger meist prachtvoll, stets aber malerisch auffallend war. Ihr vorzüglichstes Kleidungsstück bestand aus einer Jacke von gesteppter oder wattirter Baumwolle, und es erwies sich dieser Theil des Anzuges so leicht und praktisch, daß die Spanier ihn später von den Unterjochten annahmen.

Die großen Häuptlinge trugen außerdem bisweilen einen Küraß von dünnem Golde oder Silber, darüber einen Ueberwurf von herrlichem Federwerk. Von ihren mit Edelsteinen oder Goldschmuck verzierten Helmen, die entweder von Holz und wie wilde Thierköpfe gestaltet, oder von Silber waren, wallte buntes Gefieder herab. Auch der Halskragen, Armbänder und Ohrringe von Edelmetall bedienten sie sich.

Die mexikanischen Kriegsheere zerfielen in Korps von je 8000 Streitern und diese wiederum in Banner von 300—400 Mann, unter besonderen Befehlshabern. Die National-Fahne, nicht unähnlich der römischen, war mit dem reich gestickten Staatswappen versehen; die Banner, sowie die vornehmeren Hauptleute hatten ebenfalls ihre Fähnlein mit Devisen. Die glänzenden Helme und Harnische, die schimmernden Farben der bunten Federbüsche, womit jene geschmückt waren, sowie die malerischen Trachten an sich schon verliehen solch einem Zuge ein überaus prächtiges Ansehen.

Die Kriegsführung der Mexikaner befand sich noch in den Kinderschuhen, von wissenschaftlicher Ausbildung derselben war keine Spur. Sie schritten mit Gesang und gellem Kriegsgeschrei vorwärts, fielen den Feind rasch an, zogen sich aber eben so rasch wieder zurück. Nach der Art der heutigen nordamerikanischen Rothhäute liebten sie den Hinterhalt, den plötzlichen Ueberfall, sowie das leichte Scharmützel des Guerilla-Kampfes. Bewundernswürdig erscheint ihre Disciplin. Einer der spanischen Eroberer sagt: „Es war ein schöner Anblick, sie auf ihrem Kriegsmarsche zu sehen, wie sie munter und in musterhafter Ordnung einherschritten!“ In der Schlacht suchten sie weniger ihren Feind zu tödten, als ihn zum Gefangenen zu machen; nie skalpirten sie ihn gleich den heutigen nordamerikanischen Stämmen. Der Werth eines Kriegers wurde nach der Zahl der von ihm gemachten Gefangenen geschätzt: kein Lösegeld war groß genug, sie freizukaufen.

Das aztekische Militärgesetz war eben so streng, wie die übrigen Gesetze des Landes; Ungehorsam, Plünderung und voreiliger, unbesonnener Angriff des Feindes wurde mit dem Tode bestraft. Einer der letzten tezcucanischen Fürsten verurtheilte zwei seiner Söhne zum Tode, nachdem ihre Wunden geheilt, weil sie jene Gebote verletzt hatten!

Die Heilung der Kranken und Verwundeten erfolgte in den größeren Städten in Hospitälern, welche unter der Obhut erfahrener Aerzte standen, und die zugleich Zufluchtsstätten für kampfunfähige Krieger bildeten.



Mexikanisches Altarbild. Nach J. L. Stephens.

Die Religion der Mexikaner.

Mit der politischen Verfassung der Azteken ist ihr Religionswesen so eng verbunden, daß man sich von der einen keinen richtigen Begriff machen kann, ohne das andere zu kennen. Die mexikanische Religion hatte in den ersten Perioden, die wir betrachtet haben, ihren Ursprung genommen und ist nach und nach von der Priesterschaft in ganz eigenthümlicher und sonderbarer Weise ausgebildet oder richtiger verbildet worden. Die Azteken glaubten an das Dasein eines Schöpfers und Herrn des Weltalls, den sie in ihren Gebeten als „den Gott, durch welchen wir leben", „den Allgegenwärtigen, der alle Gedanken kennt", „ohne den der Mensch nichts ist", „den unsichtbaren, einzigen Gott der vollkommenen Vollkommenheit und Reinheit", „den, unter dessen Fittigen wir Ruhe und sichern Hort finden", anriefen. Aber die Idee der Einheit eines Wesens, bei dem der Wille That ist und das keiner Untergebenen bedarf, um seine Befehle zu erfüllen — diese Idee war zu einfach oder vielmehr zu erhaben für das Verständniß jener Naturkinder. Sie suchten deshalb nach andern Gottheiten, welche den

Elementen, Jahreszeiten u. s. w. geboten, und unter deren Schutz die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen standen. Unter jenen Gottheiten gab es dreizehn Hauptgötter und mehr als zweihundert Götter niederen Ranges, welchen Allen ein bestimmter Feiertag oder ein besonderes Fest geweiht war.

An der Spitze stand der S. 42 abgebildete furchtbare Huitzilopochtli, der mexikanische Mars. Er war der Schutzgott der Nation und sein phantastisch fratzenhaftes Bild, mit köstlichem Schmucke überladen, erhob sich allerwärts. Man findet dasselbe meist auf einem Gestell von schwarzem Granit ruhend. Seine Tempel waren die stattlichsten und prächtigsten unter allen öffentlichen Gebäuden und seine Altäre stets von dem Blute der Menschenopfer geröthet.

Der Einfluß eines solchen schrecklichen Gottesdienstes mußte von ganz unseligen Folgen für den Charakter des Volkes werden. So berichten uns die Spanier: Bei einem Feste des Kriegsgottes sei aus Maismehl, Gemüsen, Früchten und dem Blute geschlachteter Kinder eine große, jenen schrecklichen Götzen darstellende Statue gebacken worden. Ein Priester habe hierauf das Herz des Teigbildes mit einem Pfeile durchschossen und dabei ausgerufen: „Der Gott ist todt!“ Hierauf sei das Gebäck — als Fleisch Huitzilopochtli's — unter die Andächtigen vertheilt worden, die es unter Zeichen tiefster Demuth genossen. Das Herz aber erhielt der König.

Als die gerade nicht sehr zartfühlenden Eroberer diese gräuliche Ceremonie vor ihren Augen sich begeben sahen, entsetzten sie sich so sehr über deren Aehnlichkeit mit dem Sacrament des Abendmahles, bei welchem sie ja auch den Leib und das Blut ihres Religionsstifters in Gestalt von Brot zu genießen glaubten, daß sie voller Grauen sich abwandten und den Kriegsgott Mexiko's den „Affen unseres Heilandes“ nannten.

Eine für uns interessantere Persönlichkeit der mexikanischen Mythologie war Quetzalcoatl, der Gott der Luft, ein Geist, der während seines Aufenthaltes auf Erden die Eingeborenen im Gebrauche der Metalle, im Ackerbau und in der Sitte des staatlichen Zusammenlebens unterrichtet hatte. Es war augenscheinlich einer der ersten Wohlthäter seines Volkes, welcher von der dankbaren Nachwelt unter die Landesgötter versetzt worden war. Als er noch unter den Menschen wandelte, trug die Erde ohne alle Nachhülfe der Kultur Früchte und Blumen; eine Kornähre war so groß und schwer, daß ein Mann sie kaum heben konnte; die Baumwolle nahm von selbst die schönsten Farben an, die Luft war von Wohlgerüchen und süßem Vogelgesange erfüllt: kurz, unter ihm genoß Anahuac seine goldene Zeit. Aus unbekannten Ursachen zog sich Quetzalcoatl den Zorn eines höheren Gottes zu. Nach Humboldt (Vues des Cordillères) wurde ihm von diesem ein Trank gereicht, der unbezwingliche Reiselust in ihm erweckte, und so verließ er das Thal des Glückes. (Abbé Brasseur läßt ihn vor seinem Gegner, dem großen König Huémac, fliehen.)

Bei seinem Wegzuge hielt er sich in der Stadt Cholula auf, wo seinem Dienste ein Tempel errichtet war, dessen massenhafte Ruinen noch heute eines

der interessantesten Alterthümer von Mexiko bilden. Als der Freund der Menschen die Ufer des Golfes erreichte, nahm er von seinen Begleitern Abschied und versprach ihnen, daß er und seine Nachkommen dereinst wieder unter ihren Kindeskindern erscheinen werden. Hierauf betrat er sein Zauberschiff aus Schlangenhaut, um nach dem Fabellande Tlapallan abzusegeln.

Quetzalcoatl war von hoher Gestalt, seine Gesichtsfarbe soll heller gewesen sein, als die seiner Landsleute, er hatte dunkles Haar und einen lang herabwallenden Bart. Die Mexikaner sahen der Rückkehr des Wohlthäters, den spanische Chronisten für den Apostel Thomas hielten, zuversichtlich entgegen.

Diese merkwürdige Tradition, die das Volk treu im Herzen trug, bereitete den Spaniern den Weg, wie wir später sehen werden.

Die nachstehende Abbildung zeigt außer einer Anzahl altmexikanischer und centralamerikanischer Alterthümer eine Reihe jener bizarren Göttergestalten der Azteken (S. 37, Fig. 1. 2. 3. 6. 13. 14. 15). Fig. 1 stellt eine Götzensäule aus Centralamerika dar, Fig. 2 die Göttin der Fruchtbarkeit, die aztekische Ceres. Sie trägt als Symbol eine Maisähre und eine Wassermelone in der Hand. Neben der Gottheit, welche für die Nahrung des Menschen sorgt, verehrten die Azteken auch eine, der sie für den freudebringenden Trank ihren Dank brachten, eine Art Bacchus, Fig. 14. Wir sehen denselben auf dem Rücken liegend und die eigenthümliche Grimasse, die er schneidet, deutet darauf hin, daß der berauschende Pulque seine Wirkung niemals versagte. Die aus dem Hintergrund emporsteigende Figur mit dem Federnaufsatze (Fig. 3) bedeutet den Gott der unterirdischen Gewalten (den Gott des Erdbebens). Dieses Bildwerk, ohne Zweifel ehemals in einem zur Besänftigung des zürnenden Gottes errichteten Tempel aufgestellt, ist in der Nähe des Popocatepetl gefunden worden. Die vor ihm und neben ihm befindlichen Darstellungen (Fig. 16 u. 20) sind Basreliefs nachgebildet, aus dem an Alterthümern so reichen Yucatan. Die Statue der Göttin des Todes, die wir nur zur größeren Hälfte abgebildet sehen (Fig. 15, den fehlenden ähnlichen Theil kann man sich hiernach leicht ergänzen), gehört einer älteren Zeit an; sie ist aus einem Steinblock gearbeitet und mißt in der Höhe 9 Fuß. Es ist möglich, daß diese Statue mehrere Gottheiten in sich vereinigen sollte; die mit Federn geschmückten Schlangen und das Halsband aus Händen bestehend deuten darauf hin. Die Schlangen beziehen sich auf Tlaloc, den Gott der Gewässer, der Wolken und des Donners, die Federn auf Quetzalcoatl, den Gott der Luft und das Halsband endlich auf Huitzilopochtli.

Von niederen Gottheiten — Penaten oder Hausgöttern — erblickte man kleine Bildchen in der ärmsten Hütte; auch befand sich in jedem aztekischen Hause eine Kapelle oder Nische zur Aufnahme solcher Hausgötzen (Fig. 4). Fig. 5 stellt einen derselben, den Gott des Schweigens vor, wie der verschlossene Mund des Gottes andeutet. Fig. 6 mit den zwei hörnerartigen Auswüchsen auf dem Kopfe, zeigt den Götzen mit der Schale (Fig. 7), welche zur Aufnahme des Menschenblutes bei Opfern diente. Die Altarsteine (Fig. 10, 11), auf

welchen die dem Tode Geweihten (Fig. 9) verbluteten, waren meist aus Jaspis gearbeitet und oben abgerundet. (Der von uns abgebildete ist ein dem Huitzilopochtli errichteter, Fig. 11 ein kürzlich in Chiapa aufgefundener.)

Fünf Priester hielten bei jenem schauerlichen Akte Kopf, Arme und Beine des Unglücklichen fest, während ein sechster, in rothen Mantel gekleidet (Fig. 8), mit einem scharfen Messer von Iztli (Fig. 12) dem Opfer die Rippen trennte, das Herz herausriß, es gegen die Sonne hielt und dann vor dem Götzenschrein niederlegte. Das abgebildete Rauchfaß (Fig. 17) wurde bei verschiedenen Festlichkeiten gebraucht, insbesondere dazu, den Monarchen in duftende Rauchwolken zu hüllen. — Fig. 18 zeigen Sinnbilder des Todes vom Leichensteine eines der größeren Teocalli. Fig. 19 stellen Blasinstrumente und Hausutensilien vor.

Vom Jenseits hatten die Azteken seltsame Begriffe. Sie theilten, wie wir wissen, die Zeit in vier Abschnitte. Beim Schlusse der letzten Periode werde das menschliche Geschlecht, so glaubten sie, durch die Gewalt eines Elements von der Erde vertilgt, sowie die Sonne am Himmel ausgelöscht, um später auf's Neue angezündet zu werden. Sie nahmen ferner an, es gebe drei verschiedene Stufen im jenseitigen Leben. Die Bösen, die Mehrzahl, mußten ihre Sünden an einem Orte ewiger Dunkelheit büßen. Eine andere Classe mußte ein Schattendasein führen. Der höchste Platz gebührte den Helden, die in der Schlacht oder als Opfer gefallen waren. Sie kamen mit einem Male in das Sonnenreich, wo sie mit Gesang und Tanz durch den Himmel der Seligen geleitet wurden; nach einigen Jahren durften ihre Geister auf Wolken leben, um dann in herrlich gefiederte Singvögel überzugehen und zwischen Blüten und Wohlgerüchen des Paradieses im Aether zu schweben.

Beim Tode eines Menschen wurde dessen Leichnam mit dem Anzuge seines Schutzgottes bekleidet und mit Papierstückchen bestreut, die als Zaubermittel gegen die Gefahren der dunkeln Straße, durch die der Todte reisen mußte, dienen sollten. War dieser reich, so wurde ein Haufe Sklaven als Leicheopfer geschlachtet. Der Körper des Geschiedenen ward verbrannt und die in einer Vase gesammelte Asche in einem Gemache des Hauses aufbewahrt.

Bei der Aufnahme eines Kindes in die religiöse Gemeinschaft der Mexikaner besprengte man dessen Lippen und Brust mit Wasser und flehte zum Herrn: „Er möge durch die heiligen Tropfen die Sünde wegwaschen, mit der es schon vor Beginn der Welt behaftet sei, so daß es von Neuem geboren werde." Dann zog man den neuen Erdenbürger scheinbar durch eine Flamme, als Zeichen der Reinigung.

An die christliche Moral werden wir in mehr als Einem der mexikanischen Gebete erinnert. „Willst du uns für ewig vertilgen, o Herr?", so heißt es in einem derselben. „Soll diese Strafe nicht zu unserer Besserung, statt zu unserer Zerstörung dienen?" „Theile uns durch deine große Gnade die Gaben mit, die wir nicht würdig sind durch unser eigenes Verdienst zu empfangen."



Mexikanische und centralamerikanische Alterthümer, Götzen und Opfergegenstände.

Eine andere ihrer Lehren heißt: „Haltet Frieden mit Jedermann; ertraget Ungerechtigkeiten mit Demuth, Gott, der jene sieht, wird euch rächen.“ Leider sind diese hohen, reinen Grundsätze mit weniger edlen, ja mit völlig barbarischen vermischt.

Der Einfluß der Priester (Papas) auf das Volk war ein großer, beinahe unbeschränkter. Sie wurden für höhere Wesen gehalten, die den Schlüssel der Zukunft in den Händen hielten. Man begegnete ihnen überall mit Ehrfurcht. Die gebräuchliche Anrede bestand in dem zungebrecherischen Worte: „notlazomahuizteopixcatatzin“ d. h. „ehrwürdiger Priester Gottes, den ich wie meinen Vater liebe.“ Der Monarch selbst hielt sich für geehrt, wenn man ihm erlaubte, Dienste im Tempel zu verrichten, wie Montezuma II., der sogar die Treppen des Teocalli reinigte. Häufig zogen die mexikanischen Herrscher die Geistlichkeit selbst bei solchen Regierungsangelegenheiten zu Rathe, von welchen sie gar nichts verstand. Die ganze Nation, vom niedrigsten Arbeiter bis zum mächtigen Gebieter, beugte sich unter dem Joche eines blinden religiösen Fanatismus, den die mexikanische Priesterschaft für ihre Interessen gar wohl auszubeuten verstand. An der Spitze der Geistlichkeit standen zwei Hohepriester, wie es scheint von Kaiser und Adel nicht mit Rücksicht auf vornehmes Herkommen, sondern lediglich auf höhere Würdigkeit und erworbenes Ansehen gewählt. Die Priesterschaft war außerordentlich zahlreich vertreten, was schon daraus hervorgeht, daß ihrer allein fünftausend zum Tempeldienst in der Hauptstadt verwendet waren.

Jede Gottheit hatte besondere Tempel und Priester, welch Letztere sich verheirathen und Familien gründen durften. Dreimal während des Tages und einmal bei Nacht wurden sie zum Gebete gerufen; sie geißelten nicht selten ihren Körper mit den Dornen der Aloë, in der Hoffnung, um so gewisser den Himmel zu erwerben, wenn sie sich die Erde zur Hölle machten. — Auch gab es eine Art Beichte, deren Geheimhaltung bei den Azteken für unverletzlich galt.

Ueber die Erziehung der Aztekenkinder erzählt Alexander von Humboldt: „Schon mit fünf Jahren trägt der Knabe leichte Lasten und das Mädchen sieht seiner Mutter zu, wie sie spinnt; mit sechs Jahren spinnt es selbst und erhält, wie der Knabe, einen und einen halben Kuchen zur Mahlzeit; mit acht Jahren zeigt man den Kindern Strafwerkzeuge, wenn sie ungehorsam und faul sind; mit zehn Jahren werden sie gestraft, indem man sie mit den Stacheln der Agave sticht oder dem Rauche des gebrannten Pfeffers aussetzt. Mit dreizehn und vierzehn Jahren theilen die Kinder, Knaben wie Mädchen, die Arbeiten der Eltern: sie rudern, fischen, kochen und verfertigen Stoffe. Mit fünfzehn Jahren dürfen die Knaben sich einen Stand wählen. Die Mädchen heirathen dann gewöhnlich.“

Und W. Prescott sagt: „Eine Hauptpflicht der Priesterschaft war die Erziehung, auf welche viele Mühe verwendet wurde. In bestimmten Gebäuden kamen Knaben und Mädchen von zartem Alter zum Unterricht zusammen.



Büste einer mexikanischen Priesterin.

Die Mädchen wurden der Pflege der Priesterinnen — die alle priesterlichen Handlungen verrichten, nur nicht opfern durften — anvertraut; die Knaben wurden ganz klösterlich erzogen. Sie schmückten die Bilder ihrer Götter mit Blumen, unterhielten das heilige Feuer und nahmen an den geistlichen Gesängen und Festlichkeiten Theil. Nur eine höhere Classe der Zöglinge wurde in die Mysterien der Hieroglyphen eingeweiht, sowie in einigen Zweigen der Sterndeutung und der Naturwissenschaften unterrichtet. Die Mädchen lernten mehrere weibliche Arbeiten, besonders Weben und reiche Altardecken sticken. Man hielt darauf, daß unter den Schülern stets der Anstand gewahrt wurde; aber Furcht, nicht Liebe, war die Quelle und auch die Frucht der Erziehung. Im Alter der Heirathsfähigkeit wurden die jungen Priester unter großen Feierlichkeiten aus dem Kloster entlassen."

Das Land besaß eine große Menge Tempel oder „Gotteshäuser", „Teocalli" genannt. In jedem bedeutenden Orte befanden sich mehrere hundert, von welchen ohne Zweifel manche ganz unansehnliche Gebäude waren. Dagegen erhoben sich in den Hauptstädten Tempelbauten, deren riesige Verhältnisse selbst die Eroberer des aztekischen Reiches in Staunen versetzten. So nimmt der Unterbau des Teocalli von Cuernavaca den Raum einer Stadt von etwa 20,000 Einwohnern ein und da der Felsen, worauf diese großartige Tempelstadt errichtet worden war, so hoch ist, als der Straßburger Münster, so kann man sich wol vorstellen, welchen Eindruck solch' ein riesiger Bau machen mußte. Der auf Seite 43 abgebildete Teocalli von Tucapan stellt einen der kleineren Tempel des Landes vor.

Gewöhnlich waren diese Gotteshäuser aus Erde und Stein errichtet.

In Form von Pyramiden erhoben sie sich in der Regel vier bis fünf Stockwerke hoch, zu welchen Stufen, meist eine Art Wendeltreppen, emporführten, so daß man drei- bis viermal um den Tempel herum zu gehen hatte, ehe man die Spitze erreichte. Oben befand sich fast immer ein 40—50 Fuß hoher Thurm, der die Statuen der Götzen barg. Vor ihm, dem eigentlichen Heiligthum, stand der furchtbare Opferstein.

Auf den Altären loderte beständig das heilige Feuer, seine hellen Strahlen auf die Straßen der Stadt werfend. Bis in die äußersten Gassen ihrer Vorstädte drang der Feuerschein der 3000 Tempel der aztekischen Landeshauptstadt und beleuchtete während der Nacht die Straßen.

Viele der religiösen Ceremonien der Azteken waren anmuthiger und herzerhebender Natur; diese bestanden aus National-Gesängen und Tänzen, allerdings nicht selten ausartend, wenn sich an letzteren beide Geschlechter betheiligten. Processionen von Frauen und Kindern, mit Guirlanden geschmückt, zogen durch die Straßen, während die Altäre von keinem anderen Blute, als von dem geopferter Thiere rauchten. Diese friedlichen Feste stammten aus den Zeiten der Tolteken. Menschenopfer wurden bei den Azteken erst im Anfange des XIV. Jahrhunderts gebräuchlich, also etwa 200 Jahre vor der Eroberung. Anfänglich nur selten, wurden sie bald immer häufiger und endlich schloß fast jedes Fest mit diesem Gräuel.

Die Anzahl der geschlachteten Opfer ist unglaublich. Keine Angabe spricht von weniger als zwanzigtausend jährlich. Nach Einigen wurden sogar funfzigtausend getödtet!! Bei besonderen Gelegenheiten — bei der Krönung des Königs, bei Tempelweihen — wird die Zahl der Unglücklichen noch höher angegeben. Bei Einweihung des großen Tempels des Huitzilopochtli, 1486, bildeten, wie erzählt wird, die zu Opfern bestimmten Gefangenen eine Procession von zwei Meilen. Die Ceremonie nahm mehrere Tage in Anspruch, und 70,000 Menschen sollen der furchtbaren Gottheit zum Opfer gefallen sein!!!

Bei solchen außerordentlichen Festzeiten ereigneten sich Gräuel aller Art, vor welchen uns schaudert. Eingehüllt in die blut-triefenden Häute ihrer Opfer begannen die Priester nach der Abschlachtung nicht selten einen wilden, abscheulichen Tanz und das Ende aller dieser Scheußlichkeiten waren die widrigsten Ausschweifungen. Ferner war gebräuchlich, die Schädel der Geschlachteten in einem bestimmten Gebäude aufzubewahren. Cortez' Begleiter wollen deren 136,000 in einem einzigen Gebäude gezählt haben!

Hören wir den Verlauf einer solchen widerwärtigen Schlächterei!

Eines der wichtigsten Feste war das zu Ehren des Tezcatlepoca, der an Rang nur dem höchsten Wesen nachstand. Er hieß „die Seele der Welt“ und wurde für deren Schöpfer gehalten. Man stellte ihn als schönen, ewig jungen Mann dar. Ein Jahr vor dem Opferfeste wurde ein durch seine Körpergestalt ausgezeichneter, makelloser Gefangener gewählt, um diese Gottheit zu repräsentiren. Dann ward er in seiner Rolle unterrichtet.

Man kleidete ihn prachtvoll, verbreitete die lieblichsten Wohlgerüche um ihn und gab ihm eine Unzahl schöner, duftiger Blumen, die bei den alten Mexikanern so viel galten, als bei ihren Nachkommen, welche noch heute außerordentliche Blumenfreunde sind. Wenn der Repräsentant der „Weltseele" ausging, begleitete ihn ein Zug königlicher Sklaven und wo er in den Straßen Halt machte, warf sich das Volk vor ihm nieder und erwies ihm die Ehren, welche der von ihm dargestellten Gottheit gebührten. Vier junge Mädchen mußten ihn bedienen und mit ihnen verbrachte er sein Leben in Unthätigkeit und Ueppigkeit bis zur Stunde seines Todes.

Endlich nahte der verhängnißvolle Tag heran. Die kurze Herrlichkeit hatte ihr Ende erreicht. Der Pseudogott wurde seines Schmuckes entledigt und mußte seinen schönen Gesellschafterinnen Lebewohl sagen. Einer der königlichen Diener brachte ihn über den See nach einem Tempel, der ungefähr eine Stunde weit von der Stadt lag. Dorthin strömten die Einwohner, um der fürchterlichen Ceremonie beizuwohnen, die hauptsächlich darin bestand, daß man dem armen Gefangenen bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust riß und dem Bilde des Götzen zu Füßen legte, während die andächtige Menge in stummer Anbetung knieend am Boden kauerte. Das schrecklichste bleibt uns leider noch zu erzählen. Der Leichnam wurde nämlich dem Sieger, der den Gefangenen lebendig eingebracht hatte, überliefert. Dieser ließ den Geschlachteten zubereiten und reichte ihn seinen Freunden bei einem Bankette als Gericht dar, nachdem man köstliche Speisen und Getränke genossen hatte. Gewiß sind verfeinerte Sitte und Luxus selten noch in so nahe Berührung getreten mit der niedrigsten Stufe entsetzenerregender Barbarei!

Bei einigen Gelegenheiten, besonders bei großer Trockenheit, wurden dem Gotte des Regens, Tlaloc, Kinder — meist Säuglinge — geopfert. Wenn sie in offenen Sänften, festlich gekleidet und mit frischen Blüten bedeckt, einhergetragen wurden, mußten sie das härteste Herz zum Mitleid rühren. Doch ihr Todesschrei verhallte im Lärm wilder Gesänge der Priesterschaft. Diese unschuldigen Opfer waren gewöhnlich armen Eltern abgekauft, die, weniger durch die Noth getrieben, als aus unseligem Aberglauben die Stimme der Natur erstickt hatten.

Als weiterer Beleg für den erbarmungslosen Fanatismus der Azteken gelte schließlich noch folgende erschütternde Erzählung.

Es war lange Zeit Krieg geführt worden zwischen den Azteken und Colhuanern, den ehemaligen Herren der Letzteren, dem ein scheinbarer Friede folgte. Aber die Priester des Huitzilopochtli, fanatisch und grausam, beschlossen eine furchtbare Rache an denjenigen, die so lange und schwer sie gedrückt. Sie verlangen im Namen ihres Gottes vom König der Colhuaner dessen einzige Tochter, welcher sie alle möglichen Ehren versprechen. Der leichtgläubige Vater überläßt ihnen die Jungfrau, ja, er führt diese selbst in den dunkeln Tempel der Azteken, wo die Priester sie in Empfang nehmen

und mit sich fortführen. Hierauf entsteht ein großes Getöse, der wirre Lärm wird zuletzt so heftig, daß der getäuschte Monarch die wehklagende, hülferufende Stimme seines Kindes nicht vernehmen kann. Einige Minuten später giebt man dem Unglücklichen ein Rauchfaß in die Hand und befiehlt ihm, Kopal darauf zu verbrennen. O Schauder! bei der blassen Flamme desselben erkennt der ärmste aller Väter sein geliebtes Kind, an einen Schaft gebunden, regungslos, ohne Leben. Bei diesem gräßlichen Anblick erstarrt das Blut in seinen Adern, er kann weder schreien noch klagen, noch sich auf die Mörder stürzen, um sich zu rächen: er wird wahnsinnig. Das geopferte junge Mädchen aber ward von den Mexikanern unter ihre Gottheiten versetzt.

Dem schon erwähnten Umstande, daß die Azteken ihre Feinde lieber lebendig gefangen nahmen, als tödteten, verdankten die Spanier später größtentheils ihre Erhaltung. Als Montezuma gefragt wurde, warum er der Republik Tlascala ihre Unabhängigkeit lasse, antwortete er, damit sie ihn mit Opfern für seine Götter versehe!

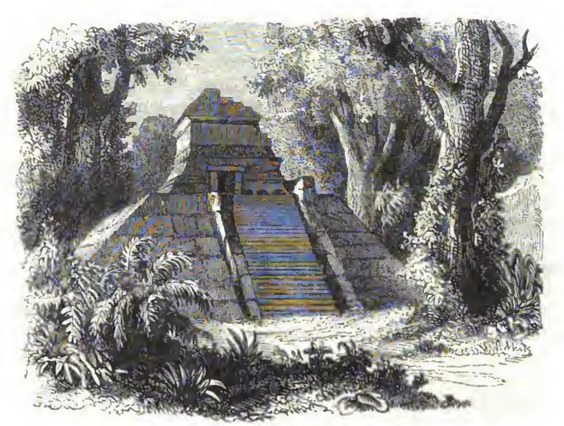
Doch genug des Gräuels.

Will man die Sitte der Menschenopfer begreifen, die uns so entsetzlich und grauenhaft erscheint, so muß man sie vom Standpunkte jenes unmündigen Volkes mit ansehen. Der einzelne Mensch, wie heute noch in Afrika und in allen barbarischen Ländern, galt nichts. Das Leben ist dort der Güter höchstes nicht. Je geringer es im Preise steht, desto größer ist meist die Vorstellung von dem, was das Jenseits gewähren wird, um so geringer also auch das Opfer für den, der den Tod erleidet. Geehrt von seinem Volk, und übersättigt vom Genusse dessen, was ihm das Leben hier bieten konnte, streift er willig die Bürde ab, um zum höchsten Genusse einzugehen. Er weiß es nicht anders.

Es ist wohlthuend, sich von den düsteren Seiten dieses Kapitels abzuwenden und dieselbe Nation in ihrem Streben nach Bildung kennen zu lernen.



Der mexikanische Kriegsgott.



Teocalli von Tucapan.

Drittes Kapitel.

Mexikanisches Wissen.

Hieroglyphen. — Manuskripte. — Mathematisches System der Mexikaner. — Zeitrechnung und Sternkunde.

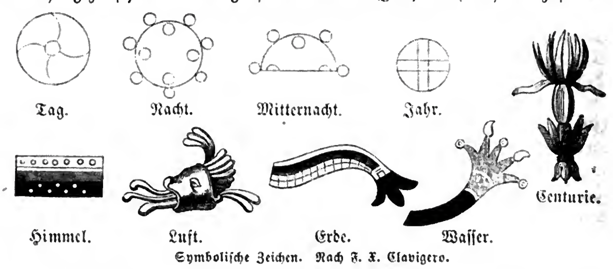
Das Bestreben, Handlungen, Thatsachen und Ereignisse durch erkennbare Zeichen und Nachahmung von Gegenständen des täglichen Lebens zu versinnbildlichen, rührt von sehr natürlichen Eingebungen her, wie sie in gewisser Beziehung gerade bei den rohesten Wilden am Bezeichnendsten zu Tage treten; der Indianer Nordamerika's schneidet die Figur eines Pfeiles in die Baumrinde, um seinen Nachfolgern die Richtung des von ihm eingeschlagenen Weges anzudeuten. Aber eine Reihenfolge solcher Handlungen durch Zeichen verständlich zu machen — die sogenannte Bilderschrift — erfordert Ideenverbindungen, deren Darstellungen sich schon zu einer umfassenderen geistigen Anschauung erheben, in welchen wir daher das Aufdämmern der ersten wissenschaftlichen Regung erkennen dürfen. Deshalb ist die Stufenleiter, auf welcher die Schrift zu ihrer höchsten Ausbildung durch ein Volk emporsteigt, außerordentlich bezeichnend für die Kulturhöhe desselben und den Grad erworbener Kenntnisse und Vorstellungen.

Die repräsentative oder figürliche Schrift bildet den niedersten Grad der Hieroglyphen. Damit fängt ein Volk meist an, sich schriftlich auszudrücken; hierauf gelangt es zur symbolischen, sodann erst zur phonetischen oder

alphabetischen Schrift. Die Aegypter waren in allen drei Arten der Gedankendarstellung wohl bewandert; auch die Azteken kannten sie, aber sie hielten sich hauptsächlich an die figürliche Schrift; jene waren auf der obersten Stufe der Leiter angelangt, diese befanden sich noch auf der untersten.

Wenn man einen Blick auf ein mexikanisches Manuskript wirft, wird man von den grotesken Gestalten der menschlichen Formen, die sich darauf befinden, betroffen; man sieht ungeheure Köpfe auf winzigen, mißgestalteten Körpern, deren Zeichnung auf ein geringes Darstellungstalent hinweist. Dabei sind die Farben grell und bilden auffallende Kontraste: aber Alles hat seine eigene Bedeutung. Von der Perspective hatte jenes Volk so wenig einen Begriff, wie die Aegypter und Chinesen, ebenso fehlt es seinen gemalten Gesichtern an Ausdruck. Ein mexikanischer Text sieht gewöhnlich wie eine Bildersammlung aus, von welcher jedes Bild Anlaß zu besonderen Studien giebt; hauptsächlich ist dies bei den mythologischen Erzählungen der Fall.

Die Azteken besaßen verschiedene Zeichen, um Dinge auszudrücken, die ein Maler nicht direkt darstellen konnte, wie Jahre, Monate, Tage, Jahreszeiten u. s. w. Eine „Zunge" sollte das Sprechen bedeuten, ein „Fußstapfen" das Reisen, ein „auf der Erde sitzender Mann" ein Erdbeben. Diese Symbole waren bisweilen sehr willkürlich erdacht, so daß es oft schwer hält, den Zusammenhang zwischen einem Gegenstande und dem Zeichen dafür herauszufinden.

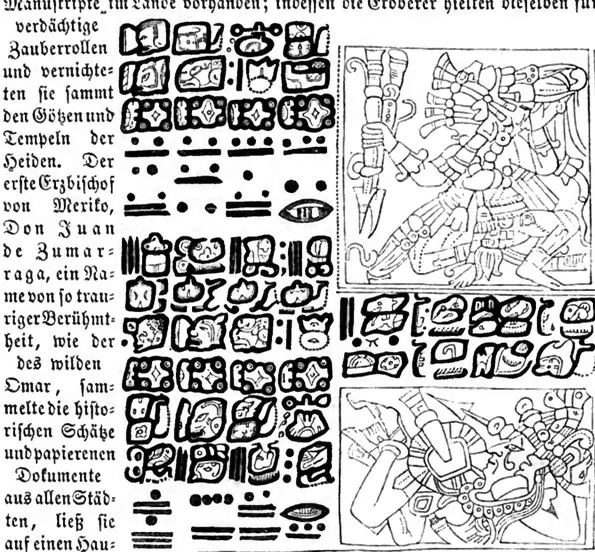


Symbolische Zeichen. Nach F. X. Clavigero.

Die Namen von Personen bezogen sich zuweilen auf ihre Thaten und Abenteuer: so nannte man einen großen tezcucanischen Fürsten Nezahualcoytl oder „hungrigen Fuchs", wegen seiner Schlauheit und um zugleich auf das ausgestandene Elend während seiner Jugendzeit anzuspielen. Wenn die Bilder solcher Namen auf die Schilde der Mexikaner gemalt oder auf ihre Fahnen gestickt waren, so sahen diese gerade so aus, wie die Wappen der europäischen Ritter. — Ehe die Azteken noch ihr Schriftsystem weiter ausbilden konnten, drangen die Spanier in's Land und brachten die Schreibschrift des Alphabets, welches bald die alte Bilderschrift verdrängte.

Die Manuskripte der Mexikaner bestanden aus mancherlei Materialien:

aus sauber zubereiteten Baumwollstoffen oder Häuten, aus Compositionen von Seide und Gummi, größtentheils aber aus einer feinen Bearbeitung der Aloëblätter, Agave americana, die auf dem mexikanischen Tafellande üppig gedeiht. Das daraus gewonnene Papier ähnelte dem ägyptischen Papyrus, der weicher und schöner als Pergament dargestellt wurde. Es behielt seine ursprüngliche Frische und die darauf befindlichen Malereien bewahrten den Glanz ihrer Farben. Bei der Ankunft der Spanier waren große Massen jener werthvollen Manuskripte im Lande vorhanden; indessen die Eroberer hielten dieselben für verdächtige Zauberrollen und vernichteten sie sammt den Götzen und Tempeln der Heiden. Der erste Erzbischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga, ein Name von so trauriger Berühmtheit, wie der des wilden Omar, sammelte die historischen Schätze und papierenen Dokumente aus allen Städten, ließ sie auf einen Haufen werfen und sämmtlich zu Asche verbrennen! Die ungebildeten Soldaten zögerten nicht, dem Beispiele ihres Oberhirten zu folgen. Jede Karte, jeder Band, der ihnen in die Hände fiel, wurde unbarmherzig zerstört, so daß die Gelehrten und Forscher eines aufgeklärten Zeitalters nur wenige vollständige Manuskripte mehr auffanden und die noch existirenden Schriften von den Eingeborenen lange ängstlich versteckt gehalten wurden. Wunderbarer Weise sind dennoch einige solcher Manuskripte nach Europa gelangt und zwar vorzüglich nach Oxford, Rom u. s. w. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kunst, jene Bilderschrift zu enträthseln, je entdeckt werde, ein Umstand, der die Barbareien des Fanatismus noch mehr bedauern läßt.


Fragment eines mexikanischen Manuskripts.

Außer durch Hieroglyphen wurden die Traditionen des Landes durch Gesänge, die in den Schulen sorgfältig gelehrt wurden, aufrecht erhalten. Diese bezogen sich theils auf mythische Legenden von einen Heldenlande, theils auf Kriegsthaten, sowie auf Schilderungen der Freude und Liebe; viele unter ihnen waren von Gelehrten oder Personen höchsten Ranges gedichtet und können als glaubwürdige Berichte über die Zustände des interessanten Landes dienen.

Der aztekische Dialekt, obgleich reich und ausdrucksvoll, stand doch dem tezcucanischen, dem schönsten Idiome Anahuac's, um Vieles nach. Pater Sahagun hat sich mit Uebersetzungen aus der höheren Prosa der Azteken befaßt, die ein günstiges Zeugniß von der Beredtsamkeit dieses Volkes ablegen und darthun, welchen Werth es auf rhetorische Wirkung legte. Man behauptet, die pantomimischen Aufführungen, welche so beliebt waren, haben in besonderen Theatern stattgefunden. Bei dergleichen Schauspielen bedeckten Larven die Gesichter der Darsteller, gleich denen des classischen Alterthums; oft erschienen die Schauspieler in den Masken von Vögeln und anderen Thieren, eine Nachahmung, auf welche sie durch die Art und Weise ihres Ideenausdrucks vermittelst Hieroglyphen gebracht wurden.

Sehr wenig verwickelt erscheint das mathematische System der Azteken; überhaupt war ihr Rechnungswesen höchst einfach (s. S. 47). Die ersten 19 Zahlen wurden durch ebenso viele Punkte dargestellt, von welchen die ersten fünf besondere Namen hatten, die folgenden waren zusammengesetzt. So sagten sie fünf und eins für sechs, fünf und zwei für sieben, und sofort. Zehn und fünfzehn hatten wieder bestimmte einzelne Namen; zwanzig stellte ein Hieroglyph, eine Flagge, vor. Die Quadratzahl von zwanzig, vierhundert, besaß ein eigenes Zeichen, eine Feder, und die Kubikzahl von zwanzig, oder achttausend, wurde durch ein Zeichen gleich einer Tasche angedeutet. Um $1/2$ oder $3/4$ von 8000 oder 400 zu bezeichnen, malten sie eine halbe oder dreiviertel Tasche oder Feder u. s. w.

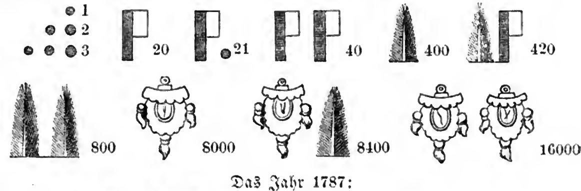
Was die Zeiteintheilung der Azteken betrifft, so bestand ihr Jahr aus 18 Monaten, jeder Monat aus 20 Tagen. Sowol für Monate, als für Tage gab es besondere Hieroglyphen. Fünf Schalttage wurden beigefügt, um die Zahl 365 vollständig zu machen; sie gehörten zu keinem Monate und man fürchtete sie als Unglückstage. Ein Monat war in 4 Wochen abgetheilt, jede Woche hatte also 5 Tage, von welchen der letzte als Meßtag galt. Weil das Jahr aber aus beinahe sechs Stunden mehr als 365 Tagen besteht, blieb den Mexikanern ein Ueberschuß, den sie in größeren Zwischenräumen einschalten mußten. Sie warteten nun, bis 52 Jahre verflossen waren, und fügten dann 13 Tage, oder vielmehr $12^1/_2$ dem letzten Jahre bei. So groß war, trotz der geringen Hülfsmittel ihres Zahlensystems, die Genauigkeit der Zeitrechnung.

Auch das chronologische System war eigenthümlich. Die Epoche, von deren Anfang sich die mexikanische Chronologie datirt, fällt mit dem Jahre 1091 der christlichen Zeitrechnung zusammen.

Es war die Periode der Kalenderreform, bald nach der Auswanderung von Aztlan, einer Stadt, welche die Vorfahren der damaligen Landeskinder gegründet hatten.

Die Mexikaner theilten ihre Zeitrechnung, wie schon bemerkt, in große Cirkel von je 52 Jahren ein, die sie „Bündel" nannten, weil sie durch zusammengebundene Schilfrohre dargestellt wurden. Ihre großen Cirkel bestanden wieder aus je vier Abschnitten, jeden von 13 Jahren, ein System, das man ähnlich noch heute bei verschiedenen asiatischen Völkern findet.

Die Priester hatten einen Kalender für sich, wonach sie ihre Feste und Opfer regelten und ihre astrologischen Betrachtungen anstellten, denn die Azteken waren der Astrologie außerordentlich zugethan.



Das Jahr 1787:

Mexikanische Zahlen.

Letztere ist ausschließlich das Ergebniß der Anschauung jener uralten Zeiten, da der menschliche Geist noch nicht begreifen konnte, daß die Myriaden Lichter am Firmamente nur die Sammelpunkte anderer Weltsysteme sind. Bei der Geburt eines Kindes wurde der Sterndeuter augenblicklich gerufen, er mußte das Horoskop stellen und die Familie harrte mit Zittern und Spannung auf die Aussage des Priesters. So begann dessen Einfluß schon beim ersten Athemzuge des Menschen.

Wir wissen nur Weniges in Bezug auf die astronomischen Kenntnisse der Azteken. Daß ihnen Sonnen- und Mondsfinsternisse nicht unbekannt waren, kann man aus den Zeichnungen ihrer Karten sehen. Ob sie die Constellationen kannten, ist ungewiß, obgleich ihnen offenbar die auffälligsten unter ihnen, die Plejaden z. B., nicht fremd waren, denn sie richteten ihre Feste darnach ein. Von astronomischen Instrumenten besaßen sie nur die Sonnenuhr.

Ein ungeheurer, walzenförmiger Block aus dunklem Porphyr, ehemals an einer Seitenwand der Hauptkirche von Mexiko eingemauert und 1790 ausgegraben, hat dem scharfsinnigen Leon y Gama, der sich sehr eingehend und lange mit der Bedeutung desselben beschäftigt hat, Veranlassung zur Ergründung einiger interessanter Thatsachen gegeben.



Der Jahresring. Das chronologische System.

Man nimmt an, daß jene mächtige Steinmasse in ihrer ursprünglichen Form 1000 Centner gewogen habe. Der Koloß war viele Meilen her aus den Bergen jenseits Chalco durch ein ungünstiges Terrain trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten herangeführt worden. Da die Azteken kein Zugvieh hatten, so erhalten wir hierdurch einen nicht geringen Begriff von der Handgeschicklichkeit derselben, sowie von der Tüchtigkeit ihrer Rüstzeuge, welche sie in verschiedener Weise in Bewegung zu setzen hatten, denn es galt, den ungeheuren Block, der beim Transport über eine der Brücken der Hauptstadt in's Wasser gestürzt war, auch vom Grunde desselben wieder emporzuheben. — Die kunstvollen Sculpturen dieses merkwürdigen Steines stellen, der Ansicht des oben genannten Gelehrten zufolge, eine wagerechte Sonnenuhr dar. Abbé Brasseur theilt uns mit, daß die reliefartig ausgeführten Figuren dieser eigenthümlichen Bildhauerarbeit verschiedene Kreise bilden, deren größter 14 Fuß im Durchmesser habe. In der Mitte befindet sich ein riesiges Bild der Sonne.



Der große Kalenderstein. Nach einer Photographie von Paul de Rosti.

Ferner sind die großen religiösen Feste der Azteken sorgfältig angedeutet.

Dieses Kunstwerk, sowie der mexikanische Kalender überhaupt, zeigt, daß die Bewohner von Anahuac die Tagesstunden, nicht minder die Perioden der Sonnenwenden, sowie Tag- und Nachtgleichen mit Genauigkeit zu bestimmen wußten. — Wir haben dasselbe, nach Brasseur „das kostbarste Denkmal des mexikanischen Alterthums", von einer gelungenen Photographie kopirt und unsere Zeichnung gibt unseres Erachtens eine getreuere Vorstellung, als der kostbare Stich in Humboldt's berühmten Vues des Cordillères.

Wir wollen unsere Bemerkungen über die Pflege der mathematischen Wissenschaften der Mexikaner mit der Beschreibung eines großartigen Festes schließen, das die Eingeborenen am Ende des 52jährigen Cyklus feierten.

Wir erinnern uns aus dem vorhergegangenen Kapitel der aztekischen Tradition bezüglich der einstigen Zerstörung der Welt nach Ablauf von vier Epochen. Die Azteken blickten einer solchen Katastrophe am Schlusse eines jeden Cyklus zuversichtlich entgegen und erwarteten, daß die Sonne am Himmel ausgelöscht, das Menschengeschlecht von der Erde vertilgt und die Dunkelheit des Chaos

auf dieselbe niedergelassen werde. Der Cyklus endete Mitte Dezember, und da die Tage kürzer und unfreundlicher wurden, so nahm in Folge dessen ihre Schwermuth und damit ihre Furcht stetig zu. Beim Eintreten der fünf Unglückstage, mit welchen das Jahr schloß, gaben sie sich blinder Verzweiflung hin, zerbrachen die Bilder ihrer Hausgötter, ließen das heilige Tempelfeuer erlöschen und zündeten in ihren Wohnungen kein Licht mehr an. Möbel und Küchengeräthe wurden zerstört, die Kleider zerrissen und Alles in Unordnung gebracht für die Ankunft des bösen Geistes, der auf die dem Untergang geweihte Erde herniedersteigen sollte. Am Abende des letzten Tages bewegte sich eine Procession von Priestern der Hauptstadt nach einem zwei Meilen entfernten Berge, wohin sie den edelsten ihrer Gefangenen nebst einem Apparate zum Anzünden des sogenannten „neuen Feuers" schleppten. Wenn die Constellation der Plejaden eintrat, ward auf der Brust des Opfers das Feuer neu angeflammt, dessen Gluthen bald den Körper des geschlachteten Gefangenen verzehrten. Sobald nun der Rauch gen Himmel stieg, erhoben sich allenthalben Freudenrufe aus den Reihen der zahllosen Menge, welche Hügel, Tempelterrassen und Dächer bedeckte. Schnellläufer mit Fackeln brachten die Nachricht von Stadt zu Stadt und das belebende Element brannte lichterloh auf Altar und Herd im Umkreise von mehreren Meilen, noch ehe die Sonne die Gewißheit gab, daß ein neuer Cyklus begonnen habe.

Die folgenden Tage waren der Freude geweiht, die Häuser wurden geschmückt, die alten Geräthe neu ersetzt, das Volk zog in Festkleidern, mit Blumen bekränzt nach den Tempeln, um Dankopfer und Gebete darzubringen. Tänze und Spiele versinnbildlichten die Erhaltung der Welt. Es war der Carneval der Azteken oder vielmehr das Jubiläum der Nation.



Priester zünden das neue Feuer auf der Brust des Opfers an. Aztekische Darstellung.
Nach Humboldt's Vues des Cordillères.



Bewaffnete und Troß eines altmexikanischen Waarenzuges.

Viertes Kapitel.

Leben und Sitten der alten Mexikaner.

Ackerbau. — Mechanische Fertigkeiten. — Federarbeiten. — Handel. — Sitten und Gebräuche.

Es ist kaum möglich, daß ein mit so mancherlei Kenntnissen ausgerüstetes Volk, wie die Azteken, nicht auch Fortschritte in den damit verwandten Beschäftigungen gemacht haben sollte. Vor allem aber lagen sie mit Geschick und Eifer dem Ackerbau ob, der in der That kaum irgend wo höher geachtet werden konnte. Innig verwebt war die Bebauung des Feldes mit den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen des Landes; bestimmte Gottheiten schützten die Bearbeitung des Bodens, wie denn auch die Namen der Festtage und Monate Bezug auf die älteste aller menschlichen Thätigkeiten hatten. Die öffentlichen Abgaben wurden größtentheils in Naturprodukten entrichtet. Alle Landeskinder, die Krieger und Edelleute ausgenommen, selbst die Bewohner der Städte bestellten eifrig den Acker. Doch erfolgte diese Arbeit hauptsächlich durch Männer, die Frauen besorgten nur die leichteren Feldarbeiten, streuten den Samen und schnitten die Frucht. Da das weibliche Geschlecht überhaupt in Ehren gehalten ward, so erfreute es sich auch hinsichtlich dieser Hauptbeschäftigung zarter Rücksichten, wie heute in den kultivirteren Ländern Europa's.

4*

Bei der Bodenbestellung bewiesen die Mexikaner nicht geringe Umsicht. Sie ließen ihre Aecker brach liegen, wenn sie erschöpft waren, und sorgten für Bewässerung durch Kanäle während der trockenen Jahreszeit. Ihre meist reichlichen Ernten speicherten sie in großartigen Getreidehäusern auf, deren bewundernswerthe Einrichtung von den Eroberern anerkannt wird.

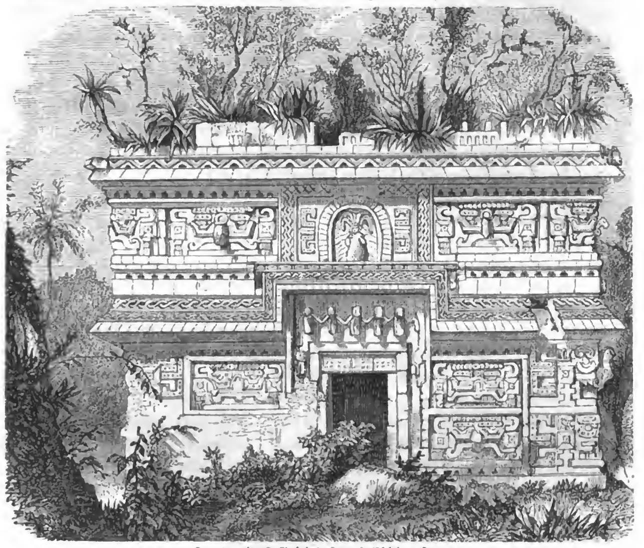
Unter den wichtigsten Erzeugnissen ihres Feldbau's sei zunächst die Banane erwähnt, dann der Kakao, die Vanille, der Mais und die große (mexikanische) Aloë, deren Blätter, wie wir bereits wissen, unter Anderem auch zur Herstellung von Papier verwendet wurden. Der Saft dieser vielbenutzten Pflanze liefert ein berauschendes Getränk, den Pulque, und aus ihren Blättern und Stengeln gewann man noch eine Art Dachstroh für die Hütten der Armen, sowie Fasern, aus welchen man den Nequen, einen rauhen Kleidungsstoff, verfertigte. Die Dornen, welche die Blätter umgeben, benutzte man zu Nadeln und die Wurzel lieferte ein schmackhaftes und nährendes Gericht: kurz, die Agave diente den Mexikanern als Speise, Trank, Kleidung und Schreibmaterial. (Man vergl. unsere Abbildung im zweiten Bande).

Es fehlt der Raum, alle die verschiedenen Pflanzen aufzuzählen, welche von Mexiko nach Europa eingeführt worden sind; noch weniger können wir ein Verzeichniß der von dorther stammenden Blumen geben, die heute einen so gesuchten Schmuck unserer Gewächshäuser bilden. Die Abstufungen des Klima, eine der vielen Eigenthümlichkeiten Mexiko's, brachten eine unendlich reiche und mannichfache Flora zur Blüte. Die zahlreichen Produkte des Bodens wurden von den Azteken in Pflanzschulen angesammelt, deren Reichhaltigkeit und Umfang alle heutigen, in unserem Besitz befindlichen übertroffen haben sollen.

Die Mexikaner waren mit der Verwerthung der mineralischen Schätze ihres Reiches so vertraut, wie mit der ihrer Pflanzenwelt. Ihre Bergwerke lieferten Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer, und man wußte diese Metalle gar wohl zu benutzen; nur der Gebrauch des Eisens war ihnen fremd. Sie fanden dafür ein Ersatzmittel in einem Gemisch von Zinn und Kupfer, womit sie auch die meisten Substanzen schneiden konnten. Außerdem bedienten sie sich noch besonderer Werkzeuge, die aus Iztli oder Obsidianporphyr, einem dunkeln, durchsichtigen Mineral, bestanden. In ihren Bergen findet man dasselbe sehr häufig und es eignet sich besonders zu Messern, Schwertern und anderen schneidenden Instrumenten, da es sehr gut geschärft werden kann. Freilich aber stumpft es sich ebenso leicht wieder ab. Mit Werkzeugen aus Iztli wurden auch die verschiedenen Bausteine, sowie der Alabaster zur Verzierung ihrer Prachtgebäude bearbeitet, deren Eingangspforten und Façaden mit phantastischen Bildern ihrer Gottheiten oder mit ungeheuerlichen Thiergestalten, oft aber auch mit höchst zierlicher, oder wenigstens nicht geschmackloser Ornamentik versehen waren. (Man sehe die nebenstehende Abbildung.)

Ihre Gefäße aus Gold und Silber verstanden sie vermittelst ihrer Metallmeißel auf sehr gefällige Weise zu bearbeiten. Sie brachten Thiergestalten aller

Art auf ihren silbernen Vasen an, und wußten, was von außerordentlicher Fertigkeit zeugt, die Metalle so zu mischen, daß die Federn eines Vogels oder die Schuppen eines Fisches abwechselnd von Gold und Silber waren. Ihre Thierbilder zeichneten sich in gewissen Einzelnheiten durch große Genauigkeit aus; die Götzenbilder waren, nach Torquemada, „die häßlichen Widerscheine ihrer eigenen Seelen.“ Erst nach ihrer Bekehrung zum Christenthume lernten sie wirklich schöne Menschenfiguren modelliren, ja manche korrekte, tadellose Statue entstammt der gewandten Hand dieses talentvollen Volkes.



Façade eines Gebäudes aus Chichen-Itza.

Der in Stein ausgeführten Götzenbilder gab es eine solche Menge, daß die Grundmauern der Kathedrale auf dem Hauptplatze Meriko's einzig und allein daraus bestanden haben sollen. Ebenso waren Sculpturen aller Art in Hülle und Fülle vorhanden und noch heute kann kaum ein neuer Keller gegraben werden, ohne daß man auf Trümmer aus der Zeit der ehemaligen Landesbewohner stößt. Aber sie fallen leider gewöhnlich der Zerstörung anheim; sind doch auf Befehl der spanischen Regierung noch im vorigen Jahrhundert zwei berühmte Basreliefs Montezuma's in blindem Eifer vernichtet worden! „Die Eroberer,“ so klagt ein Geschichtsschreiber, „besserten selten ein Gebäude aus, das ver-

unstaltet war; sie verstanden es besser, zwanzig prachtvolle Städte zu verwüsten, als ein einziges gutes Bauwerk aufzuführen oder zu erhalten."

Die alten Mexikaner bedienten sich irdener Geräthe für den gewöhnlichen häuslichen Gebrauch; ihre Tassen und Vasen aber bestanden meist aus gemaltem Holze. Die Farben bot ihnen das Mineral- und Pflanzenreich; auch besaßen sie das prächtige Roth der Cochenille, welches mit dem berühmten Purpur des alten Tyrus wetteifert. Sie färbten damit ihre Gewebe, die in jedem Grade von Feinheit aus der in den wärmeren Regionen des Landes üppig gedeihenden Baumwolle verfertigt wurden; dabei verstanden sie es, die Haare der Kaninchen, sowie anderer Thiere mit einzuweben, woraus ein Stoff von ebenso angenehmer Wärme als eigenthümlicher Schönheit entstand. Diesen verzierten sie noch mit reichen Stickereien von Vögel- und Thiergestalten oder sonstiger Ornamentik.

Was sie aber am besten verstanden, und worin sie uns unübertroffen erscheinen: das sind ihre bewundernswerthen Federarbeiten. Hiermit wußten sie alle Effekte mannichfachster Mosaik hervorzubringen; das bunte, wechselnde Gefieder der tropischen Vögel, besonders der Trogons und der Papageyen, bot ihnen Muster zur Nachahmung von Pracht und Abwechslung in Farben und der feine Flaum des Kolibri versah sie mit sanften Uebergangstinten, jener so wohlthuenden Abtonung, welche ihren besseren Erzeugnissen einen unvergleichlichen Schimmer verlieh. Die auf feines Baumwollengewebe befestigten Federn dienten zur Kleidung der Reichen, sowie zu Zimmerdraperien und Tempelverzierungen.

Es gab in Mexiko keine offenen Kaufmannsläden, sondern die verschiedenen Kunst- und Naturprodukte wurden auf die großen Marktplätze der Städte zum Verkaufe gebracht. Alle fünf Tage fand eine Messe statt, besucht von einer Menge Käufer und Verkäufer. Jedem Artikel war ein besonderes Quartier angewiesen. Trotz des Marktgewühls und der Geschäftigkeit der Händler entstand keine Verwirrung; „Leben, und leben lassen" hieß der verständige Wahlspruch, nach dem sich unter der Aufsicht von Magistratspersonen der öffentliche Verkehr regelte. Der Kauf wurde theils durch Tausch geschlossen, theils in landesüblichem Gelde, bestehend aus kleinen, mit Goldstaub gefüllten Stangen, oder nach Brasseur (III, 628.) mit Goldstaub gefüllten Federkielen, oder aus Zinnstückchen in der Form eines *T*, endlich durch Säckchen mit einer bestimmten Anzahl Kakaobohnen ausgeglichen.

In Mexiko bestand nicht das strenge Kastenwesen der Aegypter und Inder, es war jedoch üblich, daß der Sohn der Beschäftigung seines Vaters folgte. Bei verschiedenen Gewerben herrschte eine Einrichtung gleich der unserer Innungen, von denen jede einen gewissen Distrikt in der Stadt, einen eigenen Vorsteher, eine besondere Schutzgottheit, eigene Feste und Gebräuche u. dgl. m. hatte. Das Handwerk stand in hoher Achtung. „Mein Sohn," rieth ein alter Häuptling, „halte dich an den Ackerbau oder an die Federnarbeit oder an einen andern ehrlichen Beruf. So haben es Deine Vorfahren einst auch gethan; wie hätten

sie sonst für sich und ihre Familie sorgen können? Noch nie hat ein vornehmer Rang allein seinen Besitzer erhalten;" Grundsätze, die den Ohren eines nur das Schwert führenden spanischen Hidalgo sonderbar genug geklungen haben mögen!

Der am meisten geachtete Stand war der Kaufmannsstand. Der aztekische Kaufmann begab sich auf Reisen nach den entferntesten Grenzen von Anahuac, indem er nach allen Richtungen hin seine Waaren, aus reichen Stoffen, Juwelen, Sklaven u. s. w. bestehend, verführte. Mit dieser kostbaren Fracht besuchte er die verschiedenen Provinzen, stets mit einem werthvollen Geschenke von seinem eigenen Herrscher für die anderen Häuptlinge versehen. Gewöhnlich empfing er dafür Gegengeschenke nebst der Erlaubniß, Handel zu treiben. Verweigerte man ihm diese, oder begegnete man ihm mit Verachtung und Härte, so hatte er die Mittel, sich zu rächen, in der Hand. Er reiste nämlich nur selten allein, vielmehr meist zusammen mit einer bald größeren, bald kleineren Anzahl Gefährten seines Standes. Den Waarenzug mit jenem unübersehbaren Troß von Geschäftsgehülfen und Trägern, welche zum Transporte der Waaren gebraucht wurden, und deren Jeder mit etwa 50—60 Pfund beladen war, schützten streitbare Begleiter. Sämmtliche Angehörige der Karavane gingen bewaffnet und verstanden sich auf die Führung der Waffen gar wohl. Führte doch ein solcher Zug kriegerischer Handelsleute eine vierjährige Belagerung der Stadt Ayotlan durch, und eroberte schließlich die letztere. Oft wurden die Kaufleute auch als Späher gebraucht, um ihrem Fürsten Nachrichten vom Zustande der Staaten, durch welche sie reisten, und von den Gesinnungen der Einwohner zu verschaffen.

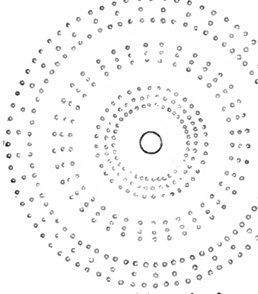


Federschmuck californischer Eingeborenen, welcher der Federarbeit der alten Mexikaner ähnelt.

So war der Wirkungskreis dieser Handelsleute erhaben über dem eines

einfachen Krämers der alten Welt; sie nahmen eine sehr angesehene Stellung gegenüber der Staatsverwaltung ein und die Geachtetsten standen der letzteren als eine Art „Schatzrath“ berathend zur Seite. Die Kaufleute durften eigene Wappen führen; sie fanden leicht Zutritt zu dem Monarchen, der immer einen gewiegten Kaufherrn zur Seite hatte und ihn mit dem Titel „Onkel“ beehrte. Kurz diese Handelsfürsten genossen alle Vortheile der höheren Gesellschaft.

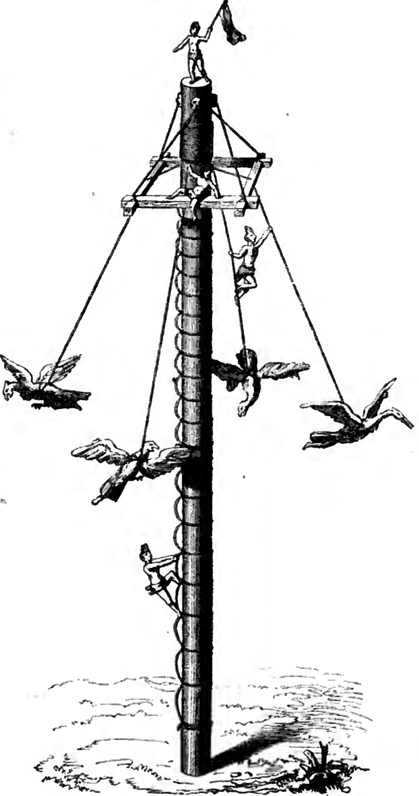
Der Verkehr unter den Bewohnern der Hochebene von Anahuac war ein lebhafter. Noch mehr brachten die religiösen Feste, wie die öffentlichen Spiele und Belustigungen, Stadt und Land in Berührung. Eine der beliebtesten Lustbarkeiten war der Tanz. In Mexiko tanzte Jedermann: Vornehme und Geringe, die Alten in und außer dem Hause, die Jungen in den Collegien, die Priester, ja selbst der König, öffentlich, in den Tempeln oder zum Vergnügen in den Palästen. Es gab Tänze, welche mit den Geheimnissen der Religion in Zusammenhang standen, andere zu Ehren eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses, zu Ehren des Landbaues, der Jagd u. s. w. Zu einigen wurden nur Männer, zu andern beide Geschlechter zugelassen. Die Vornehmen erschienen bei solcher Gelegenheit im Festschmucke. In der einen Hand trugen sie alsdann einen Fächer aus den schönsten Federn gearbeitet, in der andern ein Gefäß mit kostbaren Steinen, welche sie nach dem Takte der Musik herum rüttelten. Der gemeine Mann verkleidete sich als Thier oder hüllte sich in Kleider aus Maguey-Fasern, Federn oder Häuten.



Aufstellung beim großen Tanze.

Beim großen Tanze versammelten sich die Theilnehmer im Vorhofe des Tempels. In der Mitte des Tanzplatzes befand sich die Musik. Ihr am nächsten standen die Vornehmen und bildeten 2, 3 oder mehr Kreise, dann kamen die minder Hochstehenden, in den äußeren Radien bewegten sich die Leute aus dem Volke. Die Letzteren drehten sich natürlich viel rascher, als die dem Mittelpunkte des Kreises näher Stehenden, deren Bewegungen gemessen, voll Anstand und Würde waren. Gewöhnlich war der Tanz mit Gesang begleitet. Alle Bewegungen erfolgten nach dem Takte der Musik. Zwei Personen sangen eine Strophe, die andern fielen mit dem Refrain ein oder antworteten, je nach dem Gebrauche. Je länger der Tanz dauerte, desto rascher wurden die Bewegungen, desto lauter erscholl die Musik. In den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Radien trieben in absonderliche Menschen- oder Thiergestalten gekleidete Possenreißer ihren Schnack und wirkten durch ihre komischen Schwänke auf die Lachmuskeln der Zuschauer.

Die Vergnügungen der Mexikaner beschränkten sich nicht auf Musik und Tanz. Sie liebten mimische Darstellungen und Mummenscherz. Zeitig wurde die Jugend zu körperlichen Uebungen aller Art angehalten, zu Kampf- und Ringspiel, Wettlauf, Ballwerfen, kurz zu allen gymnastischen Spielen, welche dazu dienen, den Körper stark und geschmeidig zu machen.



Flugspiel der Mexikaner. Nach F. X. Clavigero.

Zu den beliebtesten Spielen und gymnastischen Belustigungen gehörte das Schwung- und Fliegspiel, welches bei großen Festlichkeiten begangen ward, besonders bei der Säcularfeier. Die Indianer errichteten zu diesem Behufe einen seiner Rinde und Aeste beraubten, hohen Baum auf dem Festplatze der Stadt. Von einem hölzernen Gerüste an der Spitze desselben hingen vier starke Taue herab, welche über dem Rahmen so oft um eine cylinderförmige Hülse gewunden waren, als die Flieger den Baum umkreisen wollten. Die vier vornehmsten Flieger waren als Adler, Falken, oder als sonstige größere Vögel verkleidet und kletterten mit großer Behendigkeit an Stricken, welche um den Baum gewunden waren, diesen hinan bis zu der Spitze. Auf dem Rahmen wurden Tänze oder andere Uebungen aufgeführt, hierauf banden sie sich das Ende des herabhängenden Strickes um den Leib, sprangen von dem Gerüste herab

und begannen ihren Flug. Durch die Bewegung ihres Schwingens fing der Rahmen an, sich zu drehen. Während die Flieger den Stamm umkreisten, tanzten Andere über ihnen auf dem Rahmen, schwenkten kleine Fahnen und rührten ihre Trommeln, ohne zu fürchten, von dem schwankenden Gerüste in die Tiefe hinab zu stürzen. Waren die Flieger durch das Abrollen der Stricke nahe genug gegen die Erde gekommen, so daß sie solche leicht erreichen konnten, so beeilten sich ihre oben befindlichen Kameraden, am Stamme herab zu klettern, oder einen der Stricke zu erfassen, um womöglich gleichzeitig mit den sich Schwingenden unten anzukommen. Es galt als Auszeichnung für die Flieger, mehr als dreizehnmal nicht den Baum zu umkreisen. Danach war auch die Länge der Stricke abgemessen, die Zahl 13 bezeichnete eine der Perioden, aus welchen ihre Centurien bestanden.

Heute noch ist dieses Spiel unter den Indianern Mittelamerika's üblich und als Chocolatspiel mehrfach beschrieben worden.

Von der Bildung der Azteken werden wir erst dann richtige Begriffe gewinnen, wenn wir in ihr Privatleben eindringen und sie auch dort näher kennen lernen. Hier sehen wir nicht selten das Naturkind Mexiko's das ganze Zartgefühl eines edlen Gemüths entfalten; es tröstet seine Freunde in der Trübsal oder bringt ihnen bei Gelegenheit der Geburt und Taufe eines Kindes seine Glückwünsche dar; will man seine besondere Theilnahme zu erkennen geben, so macht man reiche Geschenke an Kleidern und Schmucksachen.

Hat ein Mädchen das reifere Alter erreicht, so wird es von den Eltern mit gesteigerter Zärtlichkeit behandelt. Vor Allem wird der Tochter Einfachheit in ihrem Wesen und in ihrer Unterhaltung, Nettigkeit im Anzuge und Reinlichkeit an's Herz gelegt. Bescheidenheit und blinde Verehrung für ihren Gatten galten als Hauptzierden einer Frau.

Die Trauung der Azteken bestand darin, daß der Priester im Tempel den Zipfel des Brautschleiers mit dem Mantel des Bräutigams zusammenknüpfte, dann gingen die Neuvermählten unter Vortritt des Priesters nach Hause, wo sie siebenmal um den Herd herumwanderten und sich zuletzt neben denselben niederließen. Während die Gäste sich bei der Hochzeit mit Schmaus und Tanz vergnügten, blieb das junge Ehepaar vier Tage lang in Gebet vertieft und verrichtete die vorschriftmäßigen Kasteiungen.

Vielweiberei war den Mexikanern gestattet, doch beschränkte sich dieser Gebrauch meist auf die höchsten Klassen. Die Frauen wurden von den Spaniern als hübsch, aber von ernstem und melancholischem Ausdrucke beschrieben; ihr langes, schwarzes Haar, in einzelnen Theilen des Landes mit einem Schleier bedeckt, war gewöhnlich mit Blumen geschmückt und bei den Reicheren mit Edelsteinen und Perlen verziert. Sie verbrachten ihre Zeit in nachlässiger Ruhe oder mit leichten weiblichen Beschäftigungen, wie Weben, Sticken, Flechten u. dgl., während ihre Dienerinnen ihnen die Stunden durch Erzählungen oder Hersagen von Heldenliedern und Balladen verkürzten.

Auch zu geselligen Festlichkeiten und Unterhaltungen, die oft sehr großartige Gestalt annahmen, hatten die Frauen Zutritt. Zahlreiche Dienerschaft wartete bei solchen Banketten auf; die Hallen waren mit Wohlgerüchen erfüllt und den Boden bedeckten duftende Blumen und Pflanzen, welche auch unter die Gäste reichlich vertheilt wurden. Baumwollene Servietten, sowie Wasserkannen befanden sich vor jedem Platze; denn die Azteken legten großes Gewicht auf den altehrwürdigen Gebrauch der Waschung vor und nach dem Essen. Dann wurde der Gesellschaft Tabak in Pfeifen oder in der Form von Cigarren angeboten.

Die Sitte des Rauchens kannten alle Indianervölker von Nord- und Südamerika. Daheim „am häuslichen Herd" bedienten sich die Eingeborenen eines höchst einfachen Instruments zum Rauchen, wie es noch heute bei einzelnen Stämmen gebräuchlich und das von Romano Pane, den Columbus bei seiner zweiten Reise im Jahre 1496 der Ausbreitung des Christenthums wegen auf Hispaniola zurückgelassen hatte, zuerst beschrieben worden ist. Es war dies ein gabelförmiges Rohr, dessen obere Enden in beide Nasenlöcher eingeführt wurden, während die untere Oeffnung über einem mit Tabakblättern bedeckten brennenden Kohlenhaufen ruhte. Hier wurde der göttliche Duft also den Geruchsnerven direkt beigebracht. Das Instrument nannten die eingebornen Indianer, gleich jener Cigarrenrolle: Tabaco, welchen Namen überhaupt die Pfeife in jeder Gestalt trug. Das Kraut wird von dem oben erwähnten Pane unter dem Namen Cohoba oder Gioia, auch herba inebriens (berauschendes Kraut) angeführt.



Altmexikanische Tabakspfeife.

Wenn die Azteken rauchten, drückten sie gewöhnlich ihre Nase zwischen den Fingern, während sie den Dampf einathmeten, den sie häufig verschluckten. Ob auch den Frauen, die von den Männern getrennt tafelten, der Genuß der duftenden Blätter gestattet war, wird uns nicht berichtet. Unsere Zeichnung einer alt-merikanischen Pfeife stellt eine indianische Menschenfigur dar und macht den Eindruck eines armen zum Tode gequälten Wesens. Das aufgezogene Bein, die krampfhaft in die Lende gedrückte Hand, der rückwärts getriebene Kopf mit entschieden amerikanischen Formen, Alles zeigt an, daß diese Figur dem Leben entnommen ist, und gestattet zu glauben, daß die Qualen, welchen die Opfer des schauerlichen Götzendienstes der Azteken unterworfen waren, zu dieser Nachbildung begeistert haben. Ebenso nimmt man an, daß die Azteken auch den Gebrauch des Schnupftabaks kannten.

Die Tafel pflegte mit köstlichen Speisen, besonders mit wildem Geflügel besetzt zu sein, unter dem der Truthahn die oberste Stelle einnahm. Kräftige Gänge wechselten mit schmackhaften Gemüsen und Früchten ab; die Fleischspeisen wurden auf verschiedene Art mit delikaten Saucen und Gewürzen zubereitet; auch

fehlte es zur Ergötzung des Gaumens nicht an Backwerk. Damit dem anmuthigen Lichtbilde nicht die tiefen schwarzen Schatten ermangeln, sei erwähnt, daß man manchmal freilich auch noch ein ganz besonderes Gericht auftrug — einen geschlachteten Sklaven zum Nachtisch!!

Die Speisen hielt man durch Kohlenuntersetzer warm; auf der Tafel prangten Silber- und Goldgeräthe von feiner Arbeit; die Teller und Löffel waren aus den nämlichen Metallen, zuweilen auch aus Schildpatt verfertigt. Als Lieblingsgetränk diente die mit Vanille gewürzte Chokolade. Man kochte sie so breiartig dick, daß man sie weniger trank als vielmehr aß, und zwar genoß man sie stets kalt. Der Saft des Maguey bildete den Haupttrank der älteren zu Gaste geladenen Personen.

Sobald das Mahl beendet war, erhoben sich die jungen Leute, um den Tag mit Tanz zu beschließen. Ein eintöniger Gesang, welcher den Spaniern eher Trauer auszudrücken schien, oder auch der Schall einfacher Musikinstrumente begleitete die Bewegungen der Tanzenden. Während sich die junge Welt vergnügte, blieben die Aelteren an der Tafel sitzen, schlürften mit Behagen ihren Pulque und plauderten von alter guter Zeit, bis die Wirkung des erheiternden Saftes sie mit der gegenwärtigen aussöhnte. Meist erst um Mitternacht zog sich die Gesellschaft zurück, nachdem der Wirth reiche Gewänder und Kleinodien freigebig unter sie vertheilt hatte. Einige lobten das Fest, Andere tadelten den schlechten Geschmack oder die Verschwendung des Gastgebers, „ganz wie bei uns," sagt ein alter spanischer Schriftsteller.

Der Charakter der Azteken war einzig in seiner Art, eigenthümlich widerspruchsvoll. Bald Aeußerungen höherer Bildung mit allen Vorzügen derselben, bald wieder äußerste Rohheit und Wildheit. Der Mensch erscheint wie allwärts so auch hier als Kind der wunderbaren Mannichfaltigkeit der ihn umgebenden Natur. Wie auf dem Raum weniger Quadratmeilen das Land einen Reichthum an Formen und Arten erzeugt, welche dem kalten Norden, den gemäßigten Theilen Europa's und dem glühenden Himmel Hindostans eigen sind; mit ebenso grell entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten tritt der ehemalige Bewohner dieses Landes uns entgegen.

Heute ist von der Ursprünglichkeit jenes merkwürdigen Volkes freilich nichts mehr bemerkbar. Seit der Berührung mit dem Europäer ist seine Willenskraft gebrochen. Die Indianer betreten nicht mehr ihre Hochebene mit dem stolzen Bewußtsein der Unabhängigkeit ihrer Vorfahren. Demüthig und trübsinnig schreiten sie dahin auf dem Boden ihrer rauheren Väter, die aber geistig viel höher standen. Sie finden keinen Gefallen an der europäischen Bildung und zeigen nur noch die Züge eines unterjochten Geschlechtes, dessen ehemaliger Charakter für immer verwischt ist.



Rettung durch die Schnitterin.

Fünftes Kapitel.

Das goldene Zeitalter von Acolhuac.

Fürsten der Tezcucaner. — Nezahualcoyotl. — Sein Nachfolger Nezahualpilli. — Verfall des Reiches.

Der Leser wird sich ohne einen Bericht über die Acolhuaner oder Tezcucaner, wie sie meist genannt werden, nur einen unvollkommenen Begriff von der Civilisation Anahuac's machen. Sie entstammen gleich den Azteken einer und derselben großen Familie, wetteifern mit jenen an Macht, übertreffen sie aber weitaus an Geistesbildung, sowie an Kunstfertigkeit. Wir finden in den Papieren von Ixtlilxochitl, einem Nachkommen der zur Zeit der Eroberung regierenden Königsfamilie, reichen Stoff zur Bestätigung des Gesagten, wollen uns jedoch hier nur an die hervorragendsten Geschichtspartien aus dem „goldenen Zeitalter" der Acolhuaner halten.

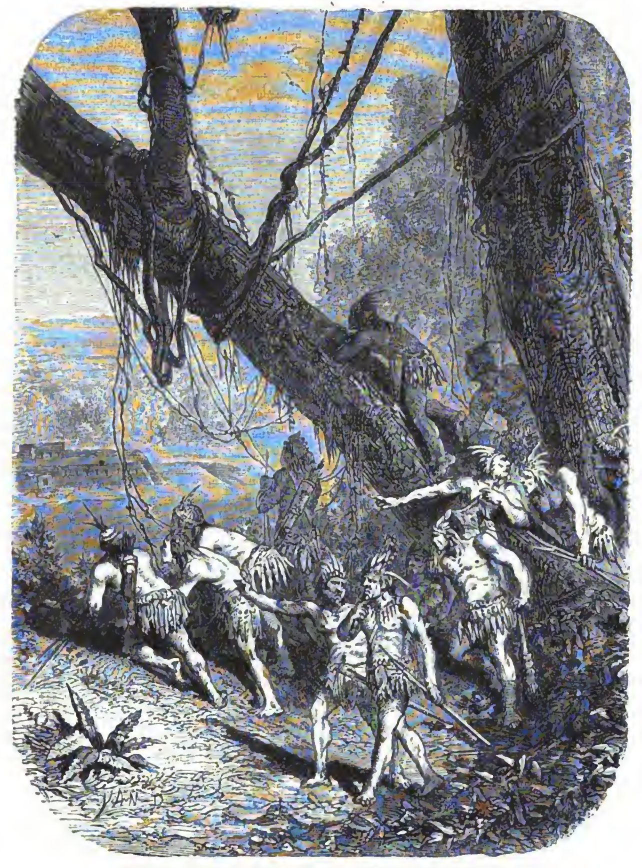
Dieser Stamm wanderte gegen Ende des XII. Jahrhunderts in das Thal von Meriko ein und baute seine Hauptstadt Tezcuco an die östlichen Ufer des See's gegenüber von Meriko. Von hier aus verbreitete er sich allmälich über die nördlichen Theile des Landes, als plötzlich die Tepaneken, ein verwandter Stamm, in den Staat einfielen, nach verzweifeltem Kampfe dessen Hauptstadt eroberten, den Monarchen erschlugen und sein Besitzthum in Beschlag nahmen. Dieses Ereigniß fand im Jahre 1418 statt. Der junge Kronprinz, Nezahualcoyotl, verborgen unter schützenden Baumzweigen, mußte sehen, wie man seinen Vater hinschlachtete! Von da an ist sein

ganzer späterer Lebensgang eine Kette romantischer Wagnisse und gefährlicher Rettungsversuche. Seine zahlreichen Abenteuer könnten allein schon einen ansehnlichen Band bilden, der ebensogut wie die Ilias oder unsere Ritter-Romane „Nezahualcoyotliade" genannt zu werden verdiente.

Nicht lange, nachdem der Prinz die blutige Stätte, wo sein Vater getödtet worden, verlassen, fiel er in Feindeshände. Im Triumphe nach der Hauptstadt gebracht, ward er hier in einen Kerker geworfen, indeß mit Hülfe des Festungscommandanten, eines alten Dieners seiner Familie, der die Stelle des königlichen Gefangenen einnahm und seine Treue mit dem Leben bezahlte, aus der Gefangenschaft befreit. Nezahualcoyotl entzog sich durch die Flucht dem Schicksal seines Retters. Endlich wurde es ihm erlaubt, sich nach dem Palaste seiner Ahnen zurückzuziehen, wo er acht Jahre lang ungestört ernsten Beschäftigungen sich hingab.

Am Ende dieses Zeitraums starb der tepanekische Thronräuber und überließ das Reich seinem Sohne, dem leidenschaftlichen und argwöhnischen Maxtla. Nezahualcoyotl beeilte sich, Letzterem bei der Thronbesteigung die übliche Aufwartung zu machen; doch der Tyrann wollte das geringfügige, ihm zu Füßen gelegte Geschenk von Blumen nicht annehmen, und wandte dem Armen in Gegenwart aller Großen den Rücken. Ein dem jungen Prinzen freundlich gesinnter Beamter rieth ihm nun, sich so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen. Er verlor keine Zeit und zog sich nach seinem Wohnsitze zurück. Doch Maxtla blieb auf sein Verderben bedacht. Mit eifersüchtigem Auge hatte er den hohen Geist, das einnehmende Wesen des Verhaßten und die immer steigende Gunst des Volkes für Nezahualcoyotl beobachtet.

Er entwarf daher den Plan, diesen während eines Abendfestes aus dem Wege schaffen zu lassen; doch der Versuch mißlang. Der enttäuschte Monarch warf jetzt alle Verstellung von sich. Er entsandte mehrere muthige Krieger nach Tezcuco mit dem Befehl, in den Palast zu dringen, sich der Person des Unglücklichen zu bemächtigen und ihn auf der Stelle zu erschlagen. Der Prinz, durch die Wachsamkeit seiner Treuen von dem Anschlage unterrichtet, beschloß, den Feind ohne Zagen zu erwarten. Die Soldaten fanden ihn im Hofe seines Schlosses Ball spielend; er empfing sie höflich und lud die Kriegsleute ein, nach den Anstrengungen eines langen Marsches einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Während sie dies thaten, verließ er die Halle und entschlüpfte durch eine verborgene Thüre, welche mit einer ehemaligen Wasserleitung in Verbindung stand. Hier verweilte er bis zum Einbruche der Nacht und begab sich nunmehr unter dem Schutze der Dunkelheit in das Haus eines treuen Anhängers und früheren Vasallen. Der wiederum getäuschte Tyrann schäumte vor Zorn, da sein Schlachtopfer abermals entronnen war. Er setzte endlich einen Preis auf den Kopf des königlichen Flüchtlings. Wer ihn, gleichviel ob todt oder lebendig, zur Stelle schaffen würde, sollte mit der Hand einer vornehmen Dame, sowie durch große Güter belohnt werden.



Krieger Maxtla's, welche Nezahualcoyotl's Aufenthalt ausspüren.

Während dessen führte Nezahualcoyotl ein mühseliges Wanderleben, allen Stürmen ausgesetzt, in Dickichten und Höhlen Zuflucht suchend und Nachts seinen Hunger mit dürftiger Nahrung stillend. Einst hatte er eben einen Hügel erstiegen, als er seine Feinde von einer andern Seite herankommen sah; glücklicherweise schnitt ein Mädchen in der Nähe Frucht und bedeckte ihn mit den langen Stengeln des „Chian.“ Ungeachtet der ausgesetzten hohen Belohnung ward der Prinz doch nicht verrathen, so groß war die Zuneigung zu ihm und seinem Hause. „Würdet ihr den Prinzen ausliefern, wenn er Euch begegnete?“ fragte dieser einen jungen Bauern, der ihn nicht kannte. „Nein,“ antwortete jener. „Was! nicht um die Hand einer schönen Frau mit reicher Aussteuer?“ rief der Prinz, worauf der Bauer nur den Kopf schüttelte und lächelte. Bei mehr als Einer Gelegenheit erduldete das treue Volk die Qualen der Tortur und sogar des Todes, den Ort des Verstecks den Wissenden abzupressen, gelang den fürstlichen Schergen aber nicht.

Endlich schlug die Stunde der Vergeltung. Die Freunde und Anhänger des verfolgten Prinzen traten zusammen und verbanden sich zur Abschüttlung der Zwingherrschaft. Denn die Bedrückungen Maxtla's, wie nicht minder die zunehmende Ausdehnung seiner Herrschaft hatten allgemeine Unruhe in den umliegenden Staaten erregt. An dem zum Losschlagen bestimmten Tage sah sich Nezahualcoyotl an der Spitze einer ausreichenden Kriegsmacht, mit der er seinem alten Feinde guten Muths entgegentreten konnte. Die Tepaneken zogen in einem blutigen Treffen den Kürzeren und bald darauf betrat der jubelnd begrüßte Prinz seine Hauptstadt, nicht wie ein Geächteter, sondern wie ein in sein rechtmäßiges Erbe eingesetzter Monarch.

Kurze Zeit nachher vereinigte er seine Streitkräfte mit denen der Mexikaner, welche schon lange der Willkürherrschaft Maxtla's überdrüssig waren. Nach einer Reihe heißer Kämpfe bis unter die Wälle seiner Hauptstadt gejagt, fiel Letzterer in den Bädern derselben seinen Verfolgern in die Hände. Nun schlug auch seine Stunde, denn er hauchte unter den üblichen grausamen Förmlichkeiten der Azteken auf dem Opfersteine sein Leben aus. Die königliche Stadt A z c a p u z a l c o ward dem Erdboden gleich gemacht und das ehemalige Stadtgebiet von nun an der Sklavenmarkt für die Völker Anahuac's. Land und Volk der Tepaneken wurde den Mexikanern für ihren wirksamen Beistand überlassen. Auch diesmal trugen sie den Löwentheil der Beute davon.

Um jene Zeit fand die merkwürdige Verbindung der drei Stämme statt, von der wir weiter oben schon berichtet haben.

Das erste, was Nezahualcoyotl als König that, war die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie. Sein Grundsatz war, ein Monarch könne und müsse wol strafen, aber Rache sei seiner unwürdig. Und im Augenblicke des Sieges dachte er selbst nicht an Strafe; er verzieh nicht nur seinen ungetreuen Unterthanen, sondern bekleidete seine Feinde mit Ehrenstellen, — eine ebenso kluge wie hochherzige Politik!

Der in seine Rechte wieder eingesetzte Monarch suchte nun vor Allem das, was die vorige üble Regierung verschuldet, wieder gut zu machen und verschiedene schlechte oder mißliebige Einrichtungen abzuschaffen. Er gab Gesetze, die den andern zwei Staaten der Verbindung so zusagten, daß sie dieselben auch annahmen. Sie waren allerdings mit Blut geschrieben und würden nach unseren Begriffen berechtigen, den Gesetzgeber eher den „Drako", als den „Solon" von Anahuac zu nennen. In diesem Lande aber galten sie für weise und verschafften dem Gesetzgeber Ruhm und Ehre.

Der Monarch vertheilte die Regierungssorgen unter ein Kriegsdepartement, einen Rath der Finanzen und ein richterliches Collegium. Dem letzteren war die höchste Autorität beigelegt. Die niederern Behörden mußten alle vier Monate oder achtzig Tage Bericht über alle Vorfälle von Bedeutung abstatten. Außerdem gab es noch einen Staatsrath, der dem König in seinen Geschäften beizustehen hatte. Dieser hohe Rath bestand aus vierzehn Mitgliedern, den Vornehmsten im Lande, welche die Ehre genossen, an der königlichen Tafel zu speisen. Das letzte seiner Tribunale war der seltsamer Weise sogenannte „Musikrath"*), eine Art Aufsichts- oder Censur-Collegium, das der Förderung der Künste und Wissenschaften diente. Astronomische, chronologische und historische Werke mußten sich seinem Urtheile unterwerfen, bevor sie veröffentlicht werden durften. Diese Censur war sehr streng, willkürliche Verfälschung der Wahrheit der Geschichte galt als todeswürdiges Verbrechen. Auch alle Erzeugnisse der Kunst mußten von dem „Musikrathe" begutachtet werden, und die Schriftgelehrten und Professoren auf der andern Seite der Erdkugel hatten sicher nicht ohne guten Grund alle Achtung vor dem Richterstuhle der Kritik. An bestimmten Tagen wurden ihnen historische und poetische Arbeiten von den Verfassern selbst vorgelesen. Sogar die drei gekrönten Häupter der verbündeten Staaten wohnten ihren Versammlungen bei, berathschlagten sich mit den Räthen des Collegiums über die Verdienste der Vortragenden und vertheilten Preise unter die Bewerber. Die Redner, Geschichtschreiber und Dichter von Tezcuco galten weit und breit für die ausgezeichnetsten und die Mundart von Acolhuac blieb noch lange nach der Eroberung die der Gebildeten der eingebornen Stämme, sowie die Schriftsprache. Der Palast des Königs war angefüllt mit den seltensten und ältesten Urkunden. So ward Tezcuco die Pflanzschule der mexikanischen Gelehrsamkeit jener Zeit.

Die wenigen übrig gebliebenen Bauwerke, insbesondere die Trümmer, welche die Hügel von Tezcotzinco bedecken, geben uns einen Begriff von der hohen Bildungsstufe jenes begabten Volkes. Tezcuco kann auf den Ruhm Anspruch machen, das Athen der westlichen Welt gewesen zu sein.

*) Vielleicht liegt in dem aztekischen Worte für Musik auch noch der Begriff „Kultus", wie er uns geläufig ist, insofern auch wir mit diesem Worte eine Menge Nebenbegriffe verbinden.

Unter die berühmtesten Barden des Landes gehörte der tezcucanische Monarch selbst. Viele seiner Gesänge gingen auf die Nachwelt über und es sind einzelne vielleicht noch jetzt in Meriko aufbewahrt. Sie handeln größtentheils von der Eitelkeit und Unbeständigkeit des menschlichen Lebens, naheliegende Betrachtungen für einen Monarchen, der selbst die ungewöhnlichsten Glückswechsel erfahren hatte! Aber es mischt sich zugleich ein eigener Gedankengang in seine Klagen, er sucht in den Freuden der Gegenwart Trost für die Befürchtungen der Zukunft. „Verbanne die Sorgen," sagt er, „wenn das Vergnügen seine Grenzen hat, muß auch das traurigste Leben ein Ende erreichen! Singe zum Preis des allmächtigen Gottes, denn die Herrlichkeit dieser Welt welkt dahin! Die Güter des Lebens sind uns nur geliehen, sie sind bloße Schatten, pflücke die schönsten Blumen aus deinen Gärten, winde sie um die Stirn und ergreife die Freuden der Gegenwart, ehe sie schwinden!"

Aber die Stunden des Kaisers wurden nicht alle in Tändeleien mit der Muse zugebracht. Er begünstigte Gewerbe und Ackerbau und erblickte darin die sicherste Quelle der allgemeinen Wohlfahrt. Obgleich er als jugendlicher Held mehr als Einmal die Armeen der Verbündeten zum Siege geführt, so flößte ihm der Krieg doch in seinem höheren Alter nur Grauen ein; wer davon zu ihm sprach, mußte sich gewärtigen, daß er sich die Ohren verstopfte.

Während der glücklichen Friedensjahre, die ihm beschieden waren, dachte er unabläßig an das Wohl seines Volkes. Er war ein Freund und Förderer der Baukunst. Sein Palast mit ausgedehnten Gartenanlagen, Springbrunnen, Vogelhainen war über alle Maßen prächtig; zweimalhunderttausend Menschen sollen daran gebaut haben! Neben dem Königsbau, der darauf eingerichtet war, auch die Herrscher von Meriko und Tlacopan, wenn sie den Hof besuchten, zu beherbergen, erhoben sich in Seitenflügeln mit kostbaren Bädern die Wohnungen seiner Edlen, die Rathszimmer, Gerichtshallen, Archive, sowie die Gemächer für die Frauen und Kinder des Monarchen. Hier empfingen Letztere Unterricht in Allem, was ihr Stand erforderte, ja sogar in der Kunst, Schmuckgegenstände, Metall- und Feder-Mosaik herzustellen.

Dieser Palastbau nebst allen dazugehörigen Regierungsgebäuden, Marktplätzen, Höfen, dem Parke mit seinen ausgedehnten Ceder- und Cypressenhainen, Irrgarten, Fischteichen u. s. w. nahm von Osten nach Westen einen Raum von über 1200 Ellen, von Nord nach Süd beinahe 1000 Ellen ein. Nezahualcoyotl's Prachtliebe zeigte sich ferner in Zulassung eines zahlreichen Hofstaates, sowie in Unterhaltung von Lustgärten und Jagdgründen, ganz besonders aber in einer großen Anzahl prächtiger Villen, unter welchen sein Landhaus in Tezcotzinco alle Reize in sich vereinigte, um den Aufenthalt in der Zurückgezogenheit begehrenswerth zu machen.

Getäuscht in seiner Jugendliebe, entschloß sich der Kaiser erst im späteren Lebensalter, zu heirathen. — Wie im Morgenlande der dankbare Sinn der Unterthanen die Menschenfreundlichkeit eines Harun al Raschid, im

Abendlande die hochherzigen Charakterzüge eines Friedrich des Großen, eines Joseph II., eines Heinrich IV. im treuen Volksherzen bewahrt, so gefiel man sich auch in Acolhuac, in einer Menge von Anekdoten die menschlich-liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten des Weisen von Tezcuco zu schildern. Denn gleich den genannten Herrschern trieb auch er sich gern in Verkleidungen umher, und das war wohlgethan; denn in seinem wohlbekannten, mit rothen Kreuzen übersäten Mantel, in dem er gewöhnlich Audienz ertheilte, hätte ihn Jedermann erkannt; er mischte sich in die Unterhaltungen des Volkes und überzeugte sich mit eigenen Augen von der Beschaffenheit seiner Verhältnisse. Freigebig verfügte er über die eigenen Schätze, indem er arme, brave Leute an seinem Ueberflusse Theil nehmen ließ; besonders gern bedachte er seine alten Krieger und versorgte nicht selten nach ihrem Tode deren hinterlassene Familien. Offene Bettelei duldete er dagegen nicht, und verfolgte den Unfug Arbeitsscheuer mit Strenge.

In der Religion war er erleuchteter, als alle seine Vorgänger; sein menschenfreundlicher Charakter sträubte sich gegen die Grausamkeit eines blutigen Götzendienstes. Er errichtete einen großen Tempel, an dessen mit goldenen Sternen besätem Dache die Aufschrift zu lesen war: „Dem unsichtbaren Gotte. Der Ursache der Ursachen." Auf dem üblichen Pyramiden-Unterbau erhob sich zehn Stockwerk hoch dieser Prachtbau, dessen thurmartiger Aufsatz weithin sichtbar war. Das Sternen-Sinnbild läßt vermuthen, daß der Erbauer mit seiner Ehrfurcht vor dem Allmächtigen den bei den Tolteken üblich gewesenen Sterngottesdienst in Verbindung brachte. Kein Götzenbild ward im Innern des Gebäudes geduldet und das Volk durfte auf den Altären nur Blumen und duftende Harze opfern. Verschiedene auf der Höhe der Thurmzinnen angebrachte Tonwerkzeuge, welche, wenn ein Klöppel an sie anschlug, den Eindruck des Läutens hervorriefen, gaben den Andächtigen das Zeichen, daß die Stunde zum Gebete gekommen.

Dieser wahrhaft große Fürst verbrachte den Rest seiner Tage in Zurückgezogenheit, wo er sich astrologischen Studien, sowie der Betrachtung über die Ewigkeit hingab. Damals dichtete er jene Hymnen, deren Schwung bereits von den älteren spanischen Schriftstellern bewundert wurde.

Hier eine kleine Probe: „Die ganze Welt ist nur ein Grab. Die ehemaligen Großen, Weisen und Muthigen, was sind sie jetzt? Staub! Und was sie sind, müssen wir werden; laßt uns daher nach dem Himmel streben, wo Alles ewig und unvergänglich. Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege für die Sonne, und der dunkle Schatten des Todes ist ein helles Licht für die Sterne."

Nach Abbé Brasseur am 28. April 1402 geboren, starb der unvergessene Nezahualcoyotl, nachdem er beinahe funfzig Jahre regiert hatte und der Wohlthäter seines Landes gewesen war, im Jahre 1470. Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, 50 Töchter und 60 Söhne, von welchen indessen nur Einer, Nezahualpilli, für rechtmäßig erklärt, und

zum Nachfolger auf den Thron bestimmt wurde. Vor seinem Tode ließ er sein Söhnlein zu sich bescheiden, umarmte es zärtlich und befahl ihm in verständlichen Worten, den Dienst des „unbekannten Gottes“ nicht zu vernachlässigen.

So starb der größte und beste Monarch, der je auf einem mexikanischen Throne gesessen.

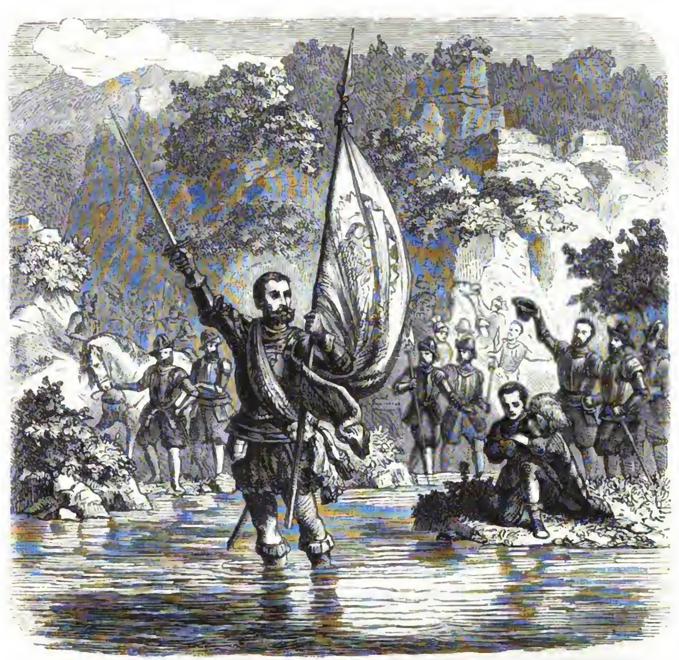
Nezahualpilli, sein Sohn, war in vieler Hinsicht seinem Vater ähnlich, aber viel strenger als dieser. Seine Strenge artete zuweilen in Grausamkeit aus. So ließ er z. B. seinen ältesten Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, hinrichten, weil er sich in einen poetischen Briefwechsel mit einem Mädchen eingelassen hatte, welche zu seinem, des Vaters, Hofhalt gehörte! Nachdem das unmenschliche Urtheil gefällt war, schloß sich der Kaiser viele Wochen in seinen Palast ein. Dann befahl er, daß man die Thüren und Fenster seiner ehemaligen Residenz zumaure, denn Niemand solle ferner dort wohnen dürfen. Weiter ließ Nezahualpilli eine seiner Töchter hinrichten, weil sie mit dem Sohne eines Vornehmen gesprochen (!), und zwei seiner Frauen, weil sie Pulque getrunken hatten, dessen Genuß dem weiblichen Geschlechte untersagt war!! Ein Richter mußte den Tod erleiden, weil dieser einen Armen zu Gunsten eines Reichen ungerecht verurtheilt hatte.

Nezahualpilli glich seinem Vater besonders in der Leidenschaft für astronomische Studien und besaß sogar eine Sternwarte in einem seiner Schlösser. In der Jugend liebte er den Krieg; aber als er in den Jahren vorrückte, ergab er sich einem behaglichen Leben und suchte sein Hauptvergnügen in den Studien seiner Lieblingswissenschaft. In seinem Alter zog er sich ganz auf seinen Landsitz zurück, wo mancherlei Kummer ihn heimsuchte. Denn seine Friedensliebe benutzte sein aztekischer Nachbar, der thätige und verschlagene Montezuma, um ihn an Land und Ansehen zu schädigen; in Folge des beschaulichen Sinnes ihres Fürsten fielen mehrere der entfernteren Lehensträger von ihm ab und zuletzt maßte sich gar sein Verbündeter Montezuma den Titel eines Kaisers an, welcher bisher als ein Vorrecht des tezcucanischen Fürsten in seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Dreistaatenbundes galt. Nezahualpilli's Gesundheit schwand zusehends. Im Jahre 1515 sank er, 52 Jahre alt, in's Grab; glücklicherweise, möchte man sagen, denn er erlebte nicht den Ruin des Landes und das Erlöschen seiner Dynastie.

Nach dem Tode ihres philosophischen Monarchen geriethen die Tezcucaner in Folge ausgebrochenen Thronstreites in die Abhängigkeit der kriegerischen Azteken und es vergalten die Letzteren die mancherlei Wohlthaten, welche sie durch Lehre und Beispiel von ihren verfeinerten Nachbarn empfangen hatten, damit, daß sie denselben den eigenen blutigen Aberglauben mittheilten, der gleich einem Mehlthau auf vielversprechenden Boden fiel, gar bald die schönen Blüten erstickte und die segensreichen Schöpfungen der beiden vorangegangenen Fürsten zu vernichten drohte.

Zweites Buch.

Die Entdeckung von Mexiko.



Balboa ergreift Besitz vom Stillen Ozean.

Erstes Kapitel.

Unternehmungen Spaniens im Zeitalter der Entdeckungen.

Spanien unter Karl V. — Fortschritte der Entdeckungen. Entdeckung des Stillen Ozeans. Balboa. Auffindung des La Plata. Die Eroberung von Cuba. — Expeditionen nach Yucatan.

(1516—1518.)

Bei Beginn des sechzehnten Jahrhunderts spielte, wie wir aus der Einleitung gesehen haben, Spanien eine der ersten Rollen auf dem europäischen Schauplatze. Die vielen Staaten, aus welchen es vorher bestand, waren in eine große Monarchie zusammengeschmolzen; der Halbmond hatte aufgehört, über die schönsten Provinzen Hispaniens zu herrschen und die Nation genoß einen Grad von Freiheit, wie kaum ein anderes Volk der damaligen Christenheit. Der innere

Friede war durch treffliche Gesetze gesichert; Handel, Gewerbe und Industrie, sowie Künste begannen zu blühen, während eine höhere Bildung mit ihren Segnungen die Literatur-Entwicklung jenes hochbegabten Volkes begünstigte.

Im Auslande hielten die Triumphe der Waffen Schritt mit der friedlichen Entwicklung und dem Gedeihen der Künste im Innern. Spanien sah sich vergrößert durch wichtige Eroberungen in Europa und Afrika und eine neue Welt jenseits des Meeres ergoß ihre Schätze und unermeßlichen Reichthümer, sowie sie kühnen Männern ein unbegrenztes Feld zu großen Unternehmungen darbot.

Dies war die Lage des Königreichs beim Schlusse von Ferdinand's und Isabella's langer und segensreicher Regierung, als am 23. Januar 1516 das Scepter König Ferdinand's in die Hände seiner Tochter Johanna oder vielmehr in die seines Enkels Karl's V. überging, der allein die Monarchie bei Lebzeiten seiner unglücklichen, geistesschwachen Mutter beherrschte.

Der junge Fürst betrat im November 1517 nach längerer Abwesenheit wieder das Land seiner Väter; seine Sitten, Sympathien, sogar seine Sprache, Alles an ihm war fremdartig; er sprach nur mit Mühe castilianisch. Von seinem Geburtslande, dem Charakter seines Volkes, sowie seinen staatlichen Einrichtungen wußte er soviel wie nichts; noch weniger suchte er sich darin zu unterrichten: kurz, er war ein Fremder und ließ sich von seinen flämischen Räthen mit einer Bereitwilligkeit leiten, die seine künftige Größe und bewußte Willenskraft wahrlich Niemand verrieth.

Karl's Benehmen, so verschieden von dem des verstorbenen Königspaares, verschloß ihm alle Herzen. Man begegnete ihm mit Kälte und Zurückhaltung. In Castilien und später in Aragonien, Catalonien und Valencia zögerte man selbst, ihm den Königstitel zuzugestehen, so lange noch seine Mutter lebte. Bald nahm die allgemeine Unzufriedenheit einen bedenklichen Charakter an, als die Regierung es wagte, die Unabhängigkeit der Gemeindeverfassungen zu verkümmern. Folge hiervon war der traurige Krieg um die comunidades, der den Staat in seinen Grundfesten erschütterte.

Derselbe flämische Einfluß, der sich in den Verfügungen des neuen Fürsten kundgab, äußerte seine lähmende Wirkung beziehendlich der Verwaltung der jungen Kolonien. Diese waren unter der vorigen Regierung der unmittelbaren Sorge zweier großer Körperschaften, des „Rathes von Indien" sowie des „indischen Hauses zu Sevilla" anvertraut. Sie sollten den Fortschritt der Entdeckungen fördern. Aber mehr als der Schutz der Krone und ihrer Beamten that der Unternehmungsgeist, der das spanische Volk im sechzehnten Jahrhundert an die Spitze der europäischen Völker stellte. Zu dieser Zeit steigenden Mißbehagens wandte sich der thatenbegierige Ritter, der auf den Feldern von Afrika und Europa nicht die erträumten Lorbern sammeln konnte, mit Feuereifer der glänzenden Laufbahn zu, die sich ihm jenseits des Ozeans erschloß.

Durch Columbus war ein neuer Heldengeist erweckt worden. Unternehmende, muthvolle Männer waren auch jahraus jahrein zu neuen Ent-

deckungen ausgezogen. Wer mochte müßiger Zuschauer bleiben, wo für Geld-, Ruhm- und Ehrbegierde ein so weites Feld offen stand? Ueberbrachte doch fast jedes in Spanien anlangende Schiff bald Schätze, bald Kunde von neuen Entdeckungen! Es gab keine Gefahr mehr, vor welcher kühne Seefahrer und Kriegsmänner zurückgeschreckt wären. Franzisco de Eurico hatte bereits im Jahre 1510 eine Expedition nach Darien geführt, und unter unglaublichen Beschwerden, welche die Beschaffenheit des Landes und die feindseligen, von kriegerischen Häuptlingen beherrschten Eingeborenen den verwegenen Abenteurern bereiteten, überstieg Vasco Nuñez de Balboa in Begleitung einer kleinen Schar die Landenge von Panama. Der Zufall zeigte ihm den Weg dahin. Er hatte von den Indianern so viel Goldbleche eingetrieben, als er bekommen konnte. Einst stritten sich seine Leute bei der Theilung, als ein junger Kazike dies bemerkend ausrief: „Wie könnt Ihr Euch nur wegen so unnützen Tandes zanken? Wenn Euch so sehr danach dürstet, so will ich Euch ein Land zeigen, wo es in größtem Ueberflusse vorhanden ist: es liegt an dem andern Ozean, der nur sechs Sonnen (Tagereisen) von hier entfernt ist." Er meinte Peru; der „andere Ozean" war das Stille Meer. Sofort sandte Balboa Botschafter an den Statthalter von Hispaniola, um durch ihn Theilnehmer für seine Unternehmung gegen das stark bevölkerte Peru zu erhalten. An diesen gebrach es nicht; bald konnte er sich mit 190 kühnen Männern den Weg nach dem bezeichneten Ziele bahnen. Tausend Indianer, welche ihm befreundete Kaziken überließen, folgten ihm und trugen Lebensmittel, sowie Gepäck. Der Weg war höchst beschwerlich, er führte durch feuchte Niederungen, über breite Ströme und hohe Berge. Dichtverwachsene Wälder, giftige Schlangen und lästiges Ungeziefer vermehrten noch die Mühen. Statt der sechs hatte man schon fünf und zwanzig Sonnen gebraucht, das Volk fing an zu murren, feindliche Häuptlinge nöthigten zu Kämpfen, in welchen dieselben jedoch stets besiegt wurden. Endlich erklomm man das nächste Ziel eines beschwerlichen Tagewerkes.

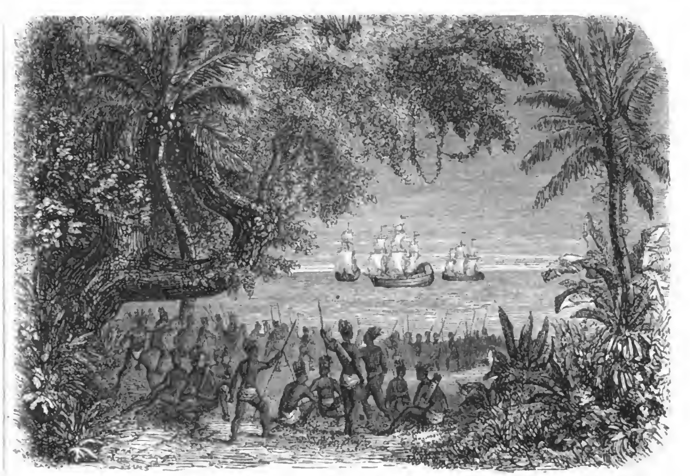
Der Stille Ozean lag vor den Füßen der Spanier und breitete sich unabsehbar am Horizonte aus. Da schlug feurig das Herz in der Brust dieser rauhen Männer, unwillkürlich bog sich das Knie und die Hand faltete sich zum Gebete. Balboa aber eilte nach dem Strande, watete ins Meer mit Schwert und Flagge und nahm das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz. Doch er fühlte sich zu schwach, mit so geringen Streitkräften noch weiter gegen Süden vorzudringen und das reich bevölkerte Peru anzugreifen. Darum sammelte er wenigstens so viel Gold, als er vermochte, und sandte es seinem Könige, ihn um fernere Unterstützung an Leuten bittend. Doch der mißtrauische Monarch bestätigte ihn nicht in der Statthalterschaft der erworbenen Länder, wie Balboa es wohl verdient hätte, sondern verlieh den wichtigen Posten einem unfähigen Intriganten, dem Pedrarias Davila, dem er 1200 Kriegsleute beigesellte, während sich diesem Trupp noch 1500 Spanier freiwillig anschlossen.

Der Entdecker des Stillen Ozeans, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als Offiziere von Pedrarias auf ihn zukamen und ihm die Ankunft und Ernennung des neuen Statthalters über die „Länder der Südsee" verkündeten. Der erste Regierungserlaß des Letzteren bestand darin, Balboa vor ein Gericht zu stellen, das ihn zu schwerer Geldstrafe verurtheilte. Doch die Unternehmungen unter Davila gingen schlecht, während Balboa, der inzwischen dessen Eidam geworden war, selbst in seiner untergeordneten Stellung glücklicher war. Eifersüchtig und voll Haß erfüllt gegen diesen von seinen Kriegern geliebten Anführer, benutzte jener erbärmliche Wicht eine Gelegenheit, den tapfern Schwiegersohn in seine Gewalt zu bringen. Er stellte diesen gegen Recht und Gebrauch vor Gericht, klagte ihn der Auflehnung an und verurtheilte ihn trotz der inständigen Bitten der ganzen Kolonie zum Tode. Der Henker trennte das Haupt des kühnen Mannes vom Rumpfe (1517).

Zu derselben Zeit suchte Diaz de Solis, indem er südlicher sich hielt, in den Stillen Ozean und von da nach Indien zu gelangen. Schon glaubte er das große Weltmeer gefunden zu haben, als er beim Weiterfahren bemerkte, daß er in einen Fluß, den La Plata, gerathen war. Bei einem Versuche, in diesen Gegenden zu landen, ward er mit mehreren seiner Leute von den Eingeborenen ergriffen, erschlagen, gebraten und verzehrt! Die übrig gebliebene Mannschaft segelte entmuthigt nach Hause.

Was aber jenem Seefahrer nicht gelang, das vollführte bald nachher der große Magelhaens, dessen erste Weltumseglung uns später beschäftigen soll.

Die meisten jener verwegenen Gesellen, welche der Thatendrang über's Meer führte, trachteten freilich vor Allem nach Reichthum und Sinnengenuß. Sie brachten den fremden Völkern keine Handelsgüter Europa's, wollten ebenso wenig den Zustand oder die Erzeugnisse der Ferne erforschen, um hierauf einen geregelten Handel zu begründen; noch weniger fiel es ihnen ein, den Boden der in Besitz genommenen Gebiete selbst zu bebauen und den eroberten unermeßlichen Ländern Staatsformen zu Gute kommen zu lassen, unter welchen Freiheit und Wohlstand zukünftiger Generationen zu gedeihen vermögen, wie wir dies hundert Jahre später im Norden Amerika's vor sich gehen sehen. Vielmehr war in jedem Lande, das sie fanden, ihre erste Frage nach Gold, Perlen und Edelsteinen, die zweite nach Gewürzen. Erst nachdem die bereits vorliegenden Schätze mit Beschlag belegt waren, ging man daran, das Land selbst auszubeuten, bediente sich dazu aber nicht der eigenen Hände, sondern der Sklavenarbeit. So nahm jene unglückselige Institution, der Sklavenhandel, ihren Anfang und wuchs binnen wenigen Jahrzehnten zu außerordentlichen Dimensionen heran.



Grijalva's Zusammentreffen mit den Eingeborenen an der Küste.

Erste Entdeckung von Mexiko.

Wie wir gesehen, waren aus den damaligen Verhältnissen, sowie unterstützt durch die Romantik und den frommen Kirchenglauben des Mittelalters, mit Einem Male eine glänzende Reihe von Seefahrern, Eroberern (Conquistadores) hervorgegangen. Gewannen nun auch nicht alle muthigen Herzen, welche die hispanische Halbinsel jahraus jahrein zur Bewältigung des neuen Welttheils aussendete, den höchsten Preis erträumten Erdenglückes, Ruhm und Gold, wonach ihre Seele dürstete, so füllt doch die Geschichte ihrer oft wunderbaren Thaten in der westlichen Hälfte unserer Erdkugel viele der merkwürdigsten Seiten im Lebensbuche der Menschheit. Trotzdem sind es aber nur sehr wenig große Charaktere, deren Namen auf den nur zu häufig mit Blut geschriebenen Folien der Chroniken jener Zeit vortheilhaft hervortreten.

Infolge des ritterlichen Sinnes und des Unternehmungsgeistes seines Volkes sah Karl V. beim Antritt seiner Regierung die neuen Entdeckungen auf der andern Seite des Ozeans schon vom Meerbusen von Honduras bis zum La Plata sich ausdehnen. Doch die Ufer des großen Golfs von Meriko waren dem Auge des Seefahrers noch verborgen geblieben.

Jetzt war auch zu ihrer Entschleierung die Zeit gekommen.

Auf Cuba oder Ferdinandina, wie damals noch zu Ehren des spanischen Herrschers jene Insel hieß, eine Niederlassung zu gründen, hatte sich zu Columbus'

Zeit noch Niemand einfallen lassen. Endlich machte Diego, der Sohn und Nachfolger des „Admirals", den Versuch, diese zweitwichtigste Insel in der Reihenfolge der Entdeckungen des großen Genuesen für die Krone Spaniens in dauernden Besitz zu nehmen. Er rüstete zu diesem Zwecke ein kleines Heer unter dem Befehle des Don Diego Velasquez aus, eines Mannes von militärischem Ruhme, der 17 Jahre lang in europäischen Kriegen tapfer gefochten hatte: ehrlich, gut beleumundet, ruhmbegierig wie alle Spanier jener glänzenden Epoche, aber noch mehr nach Reichthum dürstend.

Velasquez, oder vielmehr sein Lieutnant Narvaez, der es unternahm, das Land zu unterwerfen, stieß auf keinen ernsten Widerstand von Seiten der verweichlichten Eingeborenen. Die Eroberung erfolgte, Dank dem edlen Priester Las Casas, dem „Beschützer der Indianer," der die Armee auf ihrem Zuge begleitete, ohne großes Blutvergießen. Nur ein widerspenstiger Häuptling wurde von Velasquez zum Flammentode verurtheilt. Als man auf dem Scheiterhaufen in den Armen drang, das Christenthum anzunehmen, damit seine Seele in den Himmel eingehe, gab er eine Antwort, die mehr als tausend herzzerreißende Anklagen enthält. Er fragte, ob die Weißen auch in den Himmel eingelassen würden, und nachdem man die Frage bejaht hatte, rief er aus: „Dann werde ich kein Christ, denn mich gelüstet nicht nach einem Orte, wo ich solche grausame Menschen finden würde!"

Nach der Eroberung suchte Velasquez, ernannter Gouverneur der Insel, den Wohlstand derselben möglichst zu fördern. Er gründete eine bestimmte Zahl Ansiedlungen, welchen er den Namen bekannter Städte seines Heimatlandes beilegte, und erhob San Jago zum Sitze der Regierung. Durch freigebige Geschenke an Ländereien und Sklaven lockte er Ansiedler herbei, trieb sie an, den Boden zu kultiviren und dem Zuckerrohre besondere Pflege zuzuwenden; vor Allem aber beschäftigte er sich mit den Goldminen, die einen besseren Ertrag versprachen, als jene von Hispaniola.

Heute weiß man freilich nicht viel mehr von cubanischen Goldminen. Die Pflege des Tabaks und Zuckerrohrs gewährt größere und sicherere Ausbeute, als die Jagd auf Gold.

Unterdessen war ein Edelmann, Namens Hernandez de Cordova, am 8. Februar 1517, von Cuba aus mit drei Schiffen nach einer der Bahama-Inseln gesegelt, um dort Sklaven zu holen. Heftige Seestürme brachten ihn aber aus der einzuschlagenden Richtung, und nach drei Wochen befand er sich an einem unbekannten Gestade, dessen seltsame Küstenbildungen ihm auffielen. Es war das Kap Catoche. Er wunderte sich über die feste Bauweise der Häuser auf jenem Küstenstriche, sowie über die höhere Kultur des Bodens, die feinen Baumwollenstoffe und den Gold-Schmuck der Eingeborenen. Alles wies auf einen weit größeren Bildungsgrad hin, als der jener Stämme war, welche man bis dahin in der „Neuen Welt"

kennen gelernt hatte. Am meisten überraschte die Spanier der kriegerische Geist des Volkes. Wo sie auch landeten, überall ward ihnen feindselig begegnet. Cordova selbst trug mehr als ein Dutzend Wunden davon, und nur ein Einziger seiner Mannschaft kam mit heiler Haut davon. Nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten nach Cuba zurückgekehrt, starb er bald in Folge der ausgestandenen Mühsale, und die Hälfte seiner Begleiter erlag dem nämlichen Schicksale. Doch die Nachrichten vom neuen Lande, noch mehr aber einige von dorther mitgebrachte, künstlich gearbeitete Geräthe von Gold, ließen Velasquez die Wichtigkeit der neuen Entdeckung nicht verkennen, und er beschloß, den bestmöglichsten Nutzen aus derselben zu ziehen.

In Folge dessen schickte er ein Schiff unter dem Oberbefehl seines Neffen, Juan de Grijalva, eines Mannes, auf dessen Ehrlichkeit, Klugheit und Anhänglichkeit er sich verlassen konnte, nach den neuaufgefundenen Ländern aus. Die Flotte verließ den Hafen St. Jago de Cuba am 1. Mai 1518. Sie schlug die von Cordova verfolgte Richtung ein, wurde aber etwas nach Süden verschlagen. Das erste Land, auf welches sie stieß, war die Insel Cozumel. Von hier aus gelangte Grijalva nach dem Festlande, wo er, an den Küsten der Halbinsel vorüberfahrend, dieselben Orte wie sein Vorgänger berührte. Ueberall traf er auf Zeugnisse einer höheren Kulturstufe. Unter den Bauwerken erregten besonders die großen steinernen Kreuze, welchen man an verschiedenen Stellen begegnete und die vermuthlich Gegenstände der Verehrung waren, die Aufmerksamkeit des Entdeckers. Durch diesen Umstand an die eigne Heimat erinnert, gab er der Halbinsel den Namen „Neu-Spanien“, der nachher auf ein viel größeres Ländergebiet ausgedehnt wurde.

Wo aber auch Grijalva zu landen versuchte, überall bereitete ihm der mißtrauische und feindselige Empfang Seitens der Einwohner die gleichen Verlegenheiten, wie seinem Vorgänger; nur litt er weniger darunter, denn er war besser darauf vorbereitet. Auf dem Flusse Tabasco hielt er die erste befriedigende Unterredung mit einem Häuptling, der ihn mit einer Anzahl großer Goldplatten beschenkte. Auf einem benachbarten Strome, dem Rio de Banderas oder „Fähnleinsflusse“, fand das erste Zusammentreffen Grijalva's mit den Mexikanern selbst statt.

Der Kazike, der über diese Provinz gebot, hatte von dem Nahen der Europäer und deren außergewöhnlichem Aussehen Kunde erlangt. Er bemühte sich nach besten Kräften die Beweggründe auszukundschaften, welche die sonderbaren Fremdlinge herbeigeführt hatten, um das Ergebniß seiner Erkundigungen seinem Herrn, dem aztekischen Kaiser, schleunigst zu übermitteln. Der gegenseitigen Beschauung am Ufer, wo Grijalva mit seiner ganzen Macht gelandet war, folgte eine Unterredung von einigen Stunden, welche, da keiner des Anderen Sprache verstand, nur vermittelst Zeichen und Geberden geführt werden konnte. Man wechselte Geschenke aus und die

Spanier hatten die Genugthuung, für werthlose Spielereien einen Schatz von Juwelen, Goldschmuck und Stoffen von wunderlichen Formen zu erhalten.

Nach solch' erfolgreichem Handel meinte Grijalva den Hauptzweck seiner Sendung erfüllt zu haben. Er schenkte den Bitten seiner Gefährten, die gern eine Kolonie im Lande gegründet hätten, kein Gehör, denn die Weisungen seines Oheims beschränkten ihn auf den Austausch von Erzeugnissen. Er schickte also Alvarado mit den erworbenen Schätzen nach Cuba zurück und verfolgte seine Fahrt längs der Küste, auf welcher er San Juan de Ulua und die Insel de los Sacrificios oder Opferinsel berührte, die ihren Namen von den daselbst aufgefundenen Leichnamen mit zerrissener Brust und abgehauenen Armen und Beinen erhielt. An der Küste der Provinz Panuco wandte er um und erreichte nach einer Abwesenheit von sechs Monaten Cuba wohlbehalten wieder. Grijalva kann auf den Ruhm Anspruch machen, der erste Seefahrer gewesen zu sein, der den Fuß auf mexikanischen Boden setzte und hierdurch den Verkehr mit den Azteken eröffnete.

Nach seiner Rückkehr war er nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß bereits eine andere und größere Flotte ausgerüstet sei, um seine Entdeckungen weiter zu verfolgen. Statt der mit Recht erwarteten freundlichen Aufnahme sah er sich vom Gouverneur kalt empfangen. Es erfolgten Vorwürfe auf Vorwürfe, daß er die Gelegenheit versäumt, eine Kolonie in den von ihm aufgefundenen Gegenden zu gründen, und schließlich erging an ihn der Befehl, sich nach San Jago zurückzuziehen.

Die goldreiche Ladung Alvarado's, dessen aufregende Berichte von einem aufgefundenen großen Reiche im Westen, hatten den Statthalter in einen Wonnerausch versetzt. Ungeduldig über die lange Abwesenheit Grijalva's hatte er bereits Olid, einen kühnen und verlässigen Ritter, dem wir später wieder begegnen werden, ausgesendet, um den Neffen aufzusuchen.

Velasquez suchte nun an die Stelle Grijalva's einen anderen Mann für die beabsichtigte Eroberung des entdeckten Landes und wählte nach mancherlei Erwägungen endlich hierzu Ferdinand Cortez, der ihm unter allen Bewerbern am geeignetsten für das in Aussicht genommene große Werk schien, einen Mann, dem er das kühne Wagniß jedoch am allerletzten anvertraut haben würde, hätte er voraussehen können, zu welch' außerordentlichen Erfolgen diesen sein Feuergeist vorwärts trieb.



Cortez nimmt Abschied von Don Diego Velasquez.

Zweites Kapitel.

Ferdinand Cortez.

Stürmische Jugend. — Ankunft in der neuen Welt. — Aufenthalt auf Cuba. — Schwierigkeiten mit Velasquez. — Uebergabe der Armada an Cortez. Velasquez' Eifersucht. Cortez' Einschiffung. Ausstattung und Starke der Expedition. Cortez' Persönlichkeit und Charakter.

(1518.)

Ferdinand Cortez, im Jahre 1485 in Medellin, einer Stadt im Südosten von Estremadura, geboren, stammte aus einer alten, achtbaren Familie. Sein Vater, Martin Cortez de Monroy, war ein Infanteriehauptmann in bescheidenen Verhältnissen, aber von makelloser Ehre, und sowol er, als seine Frau, Doña Catalina Pizarro-Altamirano scheinen wegen ihrer trefflichen Eigenschaften in hohem Ansehen gestanden zu haben.

In seiner Kindheit soll Cortez schwächlichen Körpers gewesen sein, und sich erst im Jünglingsalter gekräftigt haben.

Da sein Vater wegen der glänzenden Geistesgaben des Sohnes große Hoffnungen von ihm hegte, so bestimmte er ihn zum Rechtsgelehrten und schickte den Jüngling im 14. Lebensjahre nach Salamanca auf die Hochschule. Der Student aber verspürte wenig Liebe zu Büchern. Nachdem er zwei Jahre im Collegium verzettelt hatte, kehrte er zum großen Kummer seiner Eltern nach Hause zurück. Diese Zeit war indessen doch nicht völlig verschwendet worden: Ferdinand hatte sich einen kleinen Schatz von Latein gesammelt und gute Prosa schreiben, ja sogar Verse machen gelernt. Ohne jene Festigkeit, die sich selbst ein Ziel steckt, gleich ungeneigt, sich von Andern leiten zu lassen, brachte er für's Erste nun seine Tage in Müssiggang zu, stets bereit zu tollen Streichen. Die Neigung zum Soldatenstand hatte er vom Vater geerbt; seine noch größere Vorliebe für ein abenteuerliches Leben war ein Ergebniß der damaligen Zeitzustände und mag immer weitere Nahrung mit jeder neuen Kunde von dem mehr oder weniger befriedigenden Ausgange all' jener zahlreichen Expeditionen erlangt haben, deren Triumphe damals Tausende und aber Tausende männlicher Herzen berauschten. Ein Leben voller Wechsel und Fährnisse versprach in Nah und Fern die Laufbahn des Kriegers in jener Zeit unter allen Umständen. Als der siebzehnjährige Ferdinand den Entschluß kundgab, unter den Fahnen des Besiegers der Mauren und des Eroberers von Neapel, Gonsalvo Cordova, die Bahn der Ehren zu betreten, versagten die Eltern ihre Einwilligung nicht, indem sie wol denken mochten, ein Leben voller Mühsale, aber mit Aussicht auf Ruhm und Glanz, sei doch noch einem Leben der Unthätigkeit im Elternhause vorzuziehen.

Eigenthümlich genug, zögerte jedoch der jugendliche Ritter und überlegte hin und her, ob er sein Glück unter jenem heldenmüthigen Anführer, oder lieber in der „Neuen Welt" suchen solle. Hier öffnete sich einem empfänglichen Geiste ein Schauplatz unermeßlicher Thätigkeit, hier konnte er sowol Ruhm und Ehre, als Gold ernten, und selbst die Gefahren in weiter Ferne hatten einen geheimnißvollen Reiz, der die lebhafte Phantasie des jungen Spaniers vollständig fesselte. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, Ferdinand wählte sich den Westen zum Schauplatz seiner künftigen kriegerischen Thaten. Er brauchte nicht lange zu suchen; schon hatte sich ihm treffliche Gelegenheit dargeboten, unter Columbus' Nachfolger, Don Nicolas de Ovando, zur Ausführung seines Vorhabens zu schreiten: da ereignete sich ein Unfall, der seine Pläne vorerst vereitelte. Im Begriff, eine hohe Mauer zu erklettern, gleitet sein Fuß aus, die lockeren Steine geben nach, und er stürzt so unglücklich zur Erde nieder, daß er, fast zerschmettert, unter den Ruinen begraben wird. Die Folgen des schweren Falles fesselten den Ungestümen an's Krankenlager, die Flotte segelte ab; er blieb noch zwei ganze Jahre zu Hause. Indessen scheint die harte Lehre, die er für seinen Uebermuth erhalten, ihm wenig Nutzen gebracht zu haben. Kaum genesen, fuhr er fort gerade so zu leben, wie er es bisher gethan hatte.

Endlich bot sich ihm eine andere Gelegenheit, seinem Thatendrange zu genügen: er segelte in der That 1504 mit einem kleinen Geschwader nach Westindien ab, in demselben Jahre, in welchem Spanien seine erste und größte Regentin, Isabella die Katholische, verlor.

Das Schiff, auf dem sich Cortez befand, wurde von Alonso Quintero befehligt, der, treulos genug, bei den canarischen Inseln die andern Schiffe verließ, um sich in Hispaniola vor der Ankunft der Uebrigen den erwarteten Gewinn zu sichern. Aber es kam anders. Durch heftige Stürme aus dem Kurse gebracht, verlor man bald ganz die richtige Spur. Tagelang irrte das Schiff umher. Die Schiffsmannschaft hielt diese Heimsuchung für eine gerechte Strafe des Himmels. Doch voll Furcht vor dem Urheber ihrer Noth, wagte sie nur nach und nach, ihrem Unwillen Worte zu verleihen. Dabei wäre es wol nicht geblieben, wenn sich nicht zum Glücke eines Morgens eine weiße Taube auf dem Hauptmaste des Schiffes niedergelassen hätte, ein untrügliches Zeichen, daß Land in der Nähe sei. In kurzer Zeit erreichte man in der That Hispaniola. Beim Betreten des Ufers mußte der Befehlshaber die Kränkung erleben, seinen Gefährten zu begegnen, welche ihre Waaren schon verkauft und ihm selbst also den Vorrang abgelaufen hatten.

Gleich nach seiner Ankunft begab sich Cortez in das Haus des Gouverneurs, dessen Bekanntschaft er in Spanien bereits gemacht hatte. Ovando war abwesend, aber sein Secretär empfing den jungen Mann mit Freundlichkeit und getröstete ihn mit der Zusicherung eines beträchtlichen Stück Landes behufs der Ansiedlung. „Aber ich bin hierhergekommen, um Gold zu gewinnen," erwiderte Cortez, „nicht um den Acker zu pflügen, gleich einem Bauern!"

Nach der Rückkehr des Gouverneurs gab Cortez seine „goldenen" Träumereien auf, denn er gewann die Ueberzeugung, daß es klüger sei, das Land zu bebauen, als in der Lotterie der Abenteuer, wo so viele Nieten und so wenig Treffer waren, sein Glück zu versuchen. Er nahm also eine ihm von Ovando geschenkte Strecke Landes mit einer Anzahl Indianer als Knechte an. Bald darauf wurde er zum Notar der Stadt oder Ansiedlung Açua ernannt. Es schien sich doch die auf das Studium der Rechtsgelehrsamkeit verwendete Zeit nicht als verloren zu erweisen, als Cortez durch Uebernahme dieses Amtes den Degen mit der Feder vertauschte. Indeß dauerte es nicht lange, so wurde dem Gold- und Thatenlustigen die eben nicht kurzweilige Arbeit mit der Feder zuwider. Bald sah er sich in Ehrenhändel verflochten, die ihm manche Narbe eintrugen, und endlich griff er zum Schwerte, um sich an den Kriegszügen zu betheiligen, welche unter Diego Velasquez die Empörung der Indianer unterdrücken sollten. In dieser Schule lernte der junge Abenteurer die wilden Kriegskünste der Indianer; hier wurde er mit Drangsalen und Gefahren vertraut, und leider auch mit jenen verdammungswürdigen Handlungen der Grausamkeit, welche die blinkenden Wappenschilder der

castilianischen Ritter drüben in der „neuen Welt" so oft befleckten. Nur durch Krankheit ward er verhindert, an Nicuessa's Expedition Theil zu nehmen, deren Schicksale ein Jammergemälde darstellen, wie man es in den Annalen der spanischen Entdeckungsfahrten selten so schauerlich wiederfindet.

Die Vorsehung hatte ihn für höhere Zwecke auserlesen! Als Velasquez im Jahre 1511 die Eroberung von Cuba unternahm, folgte ihm Cortez mit Freuden. Unverzagt, umsichtig während des Angriffs, kühn und unermüdlich, wie er war, mußten dergleichen Eigenschaften ihm den Beifall des Anführers gewinnen, während sein freimüthiges, herzliches Wesen, sein guter Humor und sein lebhafter Witz ihn zum Lieblinge der Soldaten machten.

Nach der Einnahme der Insel mochte Cortez in großer Gunst bei Velasquez stehen; nach Las Casas wurde der junge Mann sogar zu dessen Geheimschreiber erhoben. Aber inmitten aller Kriegszüge und friedlichen Thaten hatte unsern Helden der Hang zur Galanterie, die ihn früher schon mehr denn einmal in Verlegenheit gebracht, nicht verlassen. Unter den Familien, die ihren Wohnsitz in Cuba aufgeschlagen hatten, war eine Namens Xuarez aus Granada in Altspanien. Sie bestand aus einem Bruder und vier durch ihre Schönheit ausgezeichneten Schwestern. In eine derselben, Namens Catalina, verliebte sich unser jugendlicher, leicht entzündbarer Krieger. Wie es scheint, gab er ihr das Versprechen, sie zu heirathen; als aber die Zeit des Worthaltens herankam, war das Feuer der Leidenschaft verraucht und Cortez, so sehr die Verwandten der Dame in ihn drangen, so sehr sogar der Gouverneur ihm in's Gewissen redete, Cortez zeigte keine Lust, sich in Ehebande schmieden zu lassen.

Seitdem erkaltete das bisherige gute Vernehmen, das zwischen ihm und seinem ehemaligen Beschützer bestand, und zuletzt gesellte sich Cortez gar zur Partei der Unzufriedenen auf der Insel. Diese versammelten sich in seinem Hause und beschlossen, ihre Klagen vor die höheren Gerichte in Hispaniola, welchen Velasquez seine Stelle dankte, zu bringen. Die Reise dorthin war ein gewagtes Spiel und nur Cortez der Mann, sie zu unternehmen. Jedoch vor ihrer Ausführung erreichte die Nachricht von der Verschwörung die Ohren des Gouverneurs, der den Abgesandten augenblicklich greifen, in Ketten legen und in strengen Gewahrsam bringen ließ. Man sagt sogar, er würde ihn, ohne die Fürsprache seiner Freunde, haben hängen lassen. Cortez blieb nicht lange in Haft; es gelang ihm, seine Fesseln zu lösen, durch ein Fenster zu entfliehen und eine benachbarte Kirche zu erreichen, wo er eine Freistätte suchte. Velasquez, fürchtend, das Heiligthum durch Gewalt zu entweihen, stellte Wachen vor die Pforte, um Cortez am Entfliehen zu hindern. Er befahl seinen Trabanten, sich des gefährlichen Mannes zu bemächtigen, sobald er das Asyl verlasse; nach wenigen Tagen erfolgte dies wirklich. Den Häscher, der ihn damals gefangen nahm, Juan Escudero, ließ Cortez später wegen eines Vergehens in Neu-Spanien hinrichten.



Hernando Cortez.

Nach einem Original-Gemälde im Hospital der „Purissima Concepcion de Jesus“ in Mexico.

Der Gefangene wurde auf ein Schiff gebracht, um in Hispaniola vor Gericht gestellt zu werden; doch das Glück war ihm abermals günstig. Mit großer Mühe und unter heftigen Schmerzen zog er seine Füße durch die eisernen Ringe der Kette, mit welcher er angeschmiedet war; sodann begab er sich vorsichtig auf das Verdeck, ließ sich leise in ein Boot gleiten und entfernte sich geräuschlos vom Schiffe. Als er dem Ufer nahe war, wurde die Strömung so reißend, daß das Boot umzuschlagen drohte; er aber, ein ausgezeichneter Schwimmer, unternahm das Wagniß, sich in's Wasser zu stürzen und nach dem Lande zu schwimmen. Der Kampf mit dem bewegten Elemente war ein heftiger, doch der Arm des kühnen Mannes, der um sein Leben stritt, war noch stärker als Wogen und Wellen. Er fand wiederum in der Kirche, die ihn schon einmal geschützt hatte, eine Zuflucht.

Nun willigte er aus Klugheit ein, die Heirath mit Catalina Xuarez zu vollziehen und machte sich dadurch auch den Gouverneur wieder geneigter. Dieser zeigte sich versöhnlich, ja freigebig. Cortez wurde mit einer großen Besitzung und einer ansehnlichen Zahl Indianer ausgestattet.

Er bebaute nunmehr eifrig und nicht ohne Erfolg seine Güter und lebte in Frieden und Glück mit seinem schönen Weibe.

Da riß ein Befehl des Gouverneurs den nach damaligen Begriffen nicht unvermögenden Mann aus seinem stillen Leben. Velasquez ward, wie man sagt, durch Cortez' Freunde dazu bewogen, vielleicht noch mehr aber durch den Umstand, daß sein alter Feind inzwischen in Verhältnisse gekommen war, die es ihm erlaubten, einen Theil der Ausrüstungskosten zu tragen: kurz Velasquez ernannte Ferdinand Cortez zum Befehlshaber jener Flotte, welche das begonnene Unternehmen Grijalva's weiter führen sollte.

Nun stand unser Held endlich am Ziele seiner Wünsche, demjenigen Ziele, nach welchem er getrachtet, seitdem er die neue Welt betreten. Von jener glücklichen Stunde an schien sich sein ganzes Wesen geändert zu haben. Er ward heiter, überschwenglich und schien nur von einem einzigen großen Gedanken beseelt zu sein. Ganz erfüllt von seinen großen Plänen, verwendete er Alles, was er besaß, sowie seinen ganzen Kredit zur Ausrüstung der Flotte.

Der Hauptzweck seiner Seefahrt bestand darin, Tauschhandelgeschäfte mit den Eingeborenen Meriko's einzuleiten. Dann sollte er, so lauteten die Verhaltungsbefehle, das Schicksal mehrerer nach dem Innern von Yucatan verschlagenen Spanier erforschen, weiterhin eine genaue Erforschung der Küste vornehmen und sich mit dem Charakter, sowie mit den Sitten der Landeseinwohner bekannt machen. Endlich habe er „sorglichst auf Alles Bedacht zu nehmen, was zum Dienste Gottes und des Königs gereichen könnte." Zum Schluß ward Cortez zum Oberbefehlshaber der Unternehmung bestellt. Zu einer weitergehenden Ermächtigung fehlte es Velasquez selbst an genügender Vollmacht.

Für Cortez stand die Sache ganz anders. Sein heller Geist zweifelte

nicht an dem Dasein eines großen Reiches im Westen, von dem dunkle Andeutungen von Zeit zu Zeit nach den Inseln herüber gedrungen und von welchem nun die bestimmtesten Anzeigen durch jene erlangt waren, welche das Festland erreicht hatten. Bereits hatte ja Columbus, als er in Honduras landete „das Thor geöffnet, durch das Andere einziehen sollten." Nach jenem ersehnten Wunderlande zog es Cortez.

In der kleinen Stadt San Jago war Alles in voller Aufregung. Dort waren geschäftige Hände thätig, die Schiffe auszubessern oder in Stand zu setzen, während Andere Schiffsvorräthe herbeischafften; wieder Andere trugen Sorge für ihre eigene Ausrüstung. Sechs Schiffe, darunter zwei größere, waren schon angeschafft und im Verlaufe weniger Tage hatten sich 300 Mann zum Dienste gemeldet, begierig, ihr Glück unter dem Banner eines ebenso beliebten, als kühnen und erfahrenen Befehlshabers zu versuchen.

Die Wichtigkeit, welche die neue Stellung Cortez verlieh, vielleicht auch die gänzlich veränderte Haltung des Auserwählten, flößten dem von Natur argwöhnischen Velasquez nicht geringe Bedenken ein. Mißgünstige Personen aus seiner Umgebung, die wahrscheinlich fürchteten, gar bald selbst von Cortez verdunkelt zu werden, wußten die Besorgnisse des Gouverneurs in einem Grade zu vermehren, daß er sich noch in der zwölften Stunde entschloß, die Expedition anderen Händen anzuvertrauen.

Diese Absicht ward unserem Helden hinterbracht, gleichzeitig mit dem wohlgemeinten Rathe, keine Zeit zu verlieren, um die Flotte segelfertig zu machen, bevor ihm Velasquez wieder das Commando abnehme.

Cortez zeigte bei dieser Gelegenheit die rasche Entschlossenheit, die später mehr denn Einmal sein Schicksal entschied. Obgleich die Bemannung der Schiffe noch ganz unzureichend und die Fahrzeuge selbst noch nicht einmal alle beisammen waren, obgleich es sogar an den nöthigsten Vorräthen fehlte, so lichtete er doch noch in derselben Nacht die Anker.

Groß war das Erstaunen der Einwohner San Jago's, als sie bei Tagesanbruch gewahrten, daß die so mangelhaft ausgerüstete Flotte die Segel gelichtet und muthig ihr Heil den Wogen anvertraut hatte. Die Nachricht hiervon gelangte bald bis zum Ruhelager Sr. Excellenz, die gar eilig aus dem Bette sprang, sich in die Kleider warf und nach dem Hafen galoppirte. Sowie Cortez den Statthalter erblickte, bestieg er ein bewaffnetes Boot und hielt in Sprechweite vom Ufer an. „So verläßt Du mich!" rief Velasquez, „wahrlich ein höflicher Abschied!" „Vergebung!" antwortete Cortez, „die Zeit drängt, und es giebt Dinge, die geschehen müssen, wenn sie kaum gedacht sind. Hat Ihre Excellenz etwas Weiteres zu befehlen?" Der getäuschte Gouverneur wußte in seinem Aerger nichts mehr hervorzubringen. Er verblieb in derselben Unbeweglichkeit, als sich Cortez durch höflichen Handgruß von ihm verabschiedete. Unser Held aber, sobald er auf sein Schiff zurückgekehrt war, gab unverzüglich Befehl, die Reise fortzusetzen, und so richtete die kleine Flotte ihren Lauf

am 18. November 1518 nach dem ungefähr 15 Meilen entfernten Hafen von Macaca.

Von dort aus fuhr man nach Trinidad, einer ansehnlichen Stadt an der Küste von Cuba. Hier landete der Führer der Expedition, pflanzte sein Banner*) vor seinem Quartier auf und erließ einen Ausruf an Alle, die an dem Zuge Theil nehmen wollten. Täglich langten neue Freiwillige an, unter ihnen mehr als hundert erprobte Leute von Grijalva's Schiffsmannschaft, die soeben von ihrer Reise zurückgekehrt und geneigt waren, unter einem Anführer von größerem Unternehmungsgeiste Entdeckungen zu machen und Gold zu erbeuten. Cortez' Name zog aber auch Männer von guter Familie herbei, unter welchen besonders Erwähnung verdienen: Pedro de Alvarado, Cristoval de Olid, Gonzalo de Sandoval, Alonso de Avila, Juan Velasquez de Leon, Alonso Hernandez de Puertocarrero u. A.; sie Alle spielten eine wichtige Rolle in der Geschichte der denkwürdigen Eroberung von Mexiko.

Mittlerweile ließ Cortez es sich angelegen sein, für Herbeischaffung von Kriegs- und Nahrungsvorräthen zu sorgen. Die Art, wie er zum Theil dem Mangel abhalf, ist ebenso bezeichnend für den zuversichtlichen Sinn des wunderbaren Mannes, wie sie Beweise von dem großen Vertrauen ablegt, das derselbe bereits genoß. Cortez hatte erfahren, daß ein mit Getreide beladenes Handelsschiff in der Nähe sei. Sofort ließ er es von einem seiner Fahrzeuge in den Hafen bringen. Hier nahm er mit dem Schiffsherrn Rücksprache und wußte denselben geneigt zu machen, Ladung wie Schiff ihm zu überlassen und dafür Wechsel von ihm entgegen zu nehmen, ja, er überredete denselben sogar, sein Vermögen in die Expedition zu stecken. Auch schickte er einen Offizier, Diego de Ordaz, nach einem zweiten Schiffe aus, um dieses auf gleiche Weise anzuhalten. Dadurch erreichte er noch die Absicht, in Ebengenanntem, einem Beamten des Gouverneurs, einen verdächtigen Späher auf gute Art los zu werden.

Inzwischen hatte der Befehlshaber von Trinidad Weisung empfangen, sich Cortez' Person zu bemächtigen. Der Beamte theilte dieses den höheren Offizieren mit; sie aber riethen ihm, jeden derartigen Versuch zu unterlassen, denn eher käme es zum Aufruhr unter den Soldaten und vielleicht gar zur Einäscherung der Stadt, als zur Ausführung des empfangenen Befehls. Verdugo war klug genug, diesem Rathe zu folgen.

In Havanna angekommen, unterließ der an Alles denkende Befehlshaber nicht die Vorsichtsmaßregel, die Wämser seiner Soldaten zum Schutz gegen die indianischen Pfeile mit Baumwolle auspolstern zu lassen. Er theilte sodann

*) Cortez' Hauptbanner war aus schwarzem Sammet verfertigt, mit Gold gestickt und trug in der Mitte ein rothes Kreuz zwischen blau und weißen Flammen, worunter in lateinischer Sprache das Motto stand: „Laßt uns dem Kreuze folgen! Unter diesem Zeichen werden wir siegen, so wir Glauben haben!“

seine Truppen in 11 Hauptmannschaften und stellte jede unter den Befehl eines erfahrenen Offiziers, wobei er Allen, sogar den persönlichen Freunden und Verwandten von Velasquez, mit gleichem Vertrauen begegnete; sich selbst aber umgab er mit einer Anzahl von Dienstleuten und Beamten und seine äußere Erscheinung deutete von nun an einen Mann von höherem Range an.

Zu jener Zeit war Cortez 33 — 34 Jahre alt. (Unser Portrait stellt ihn in einem höheren Lebensalter dar.) Seine Figur überschritt die mittlere Größe, bleiche Farbe und große dunkle Augen verliehen dem Gesichte einen Ausdruck von Ernst. Die Gestalt des Eroberers war schlank, seine Brust gewölbt; die Schultern waren breit, die Glieder muskulös und wohl proportionirt. Er gebot über jene Vereinigung von Behendigkeit und Körperstärke, die ihn zum Fechten, Reiten und anderen ritterlichen Fertigkeiten geschickt machte. Seine Lebensweise war mäßig; er legte geringen Werth auf Schmausereien und trank äußerst wenig. Mit Leichtigkeit ertrug er Entbehrungen und Anstrengungen. Seine Kleidung war nicht auffallend und prunkhaft, aber reich und geschmackvoll, er trug wenig Schmuck und stets den nämlichen, aber dieser war von großem Werthe. Sein Wesen, so offen und soldatisch es schien, verbarg dennoch einen kalten berechnenden Geist. Ein heiteres Temperament begünstigte seine Pläne, denn es erweckte ihm unter Hohen und Niederen Freunde; wunderbar belebend wirkte sein leichter Sinn oft auf seine Umgebung ein, und wiederum mischte sich nicht selten in die fröhlichste Laune ein so zurückweisender und gebieterischer Ton ein, daß seine Gefährten fühlten, man müsse ihm gehorchen. Bisweilen beschlich selbst seine besten Freunde ein banges Gefühl von Furcht vor dem geistig ihnen weit überlegenen Befehlshaber, aber ein Blick, ein paar treffende Worte von ihm verscheuchten jeden Verdruß und ermunterten Alle in Zeiten der Noth zu den größten Anstrengungen. Eine solche Vereinigung von Wohlwollen und Würde war aber höchst nöthig, wollte er seine rauhen und unruhigen Gefährten an seine Person fesseln.

Obgleich sein Gemüth dem Edelsinn zugänglicher gewesen zu sein scheint, als der Grausamkeit, schreckte sein Geist doch vor keiner Blutthat so leicht zurück, wenn sie in das Gewebe hochfahrender Pläne sich einfügte oder der Fanatismus sie gebot. Sein Charakter scheint in den verschiedenartigen Abschnitten seines Lebens mancherlei Wandlungen erlitten zu haben; die neuen, immer großartigeren Verhältnisse, in die er sich versetzt sah, riefen Eigenschaften in ihm wach, die vorher in seinem Innern noch geschlummert hatten.

So war nach den übereinstimmenden Schilderungen der Zeitgenossen der außerordentliche Mann beschaffen, der zum Werkzeuge auserkoren war, um die Reiche der neuen Welt in Trümmer zu legen.

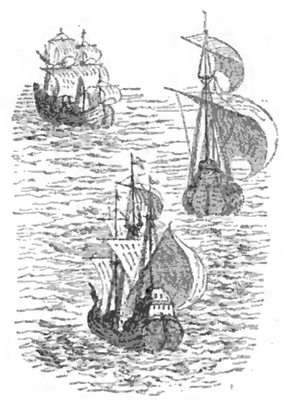
Am 10. Februar 1519 traf das kleine Geschwader am Kap San Antonio ein, wo alle an der Unternehmung Betheiligten sich zusammenfinden sollten. Es waren im Ganzen elf Schiffe, anvertraut der Leitung Antonio's de Alaminos, eines bewährten Seemannes, der schon unter Columbus das

Steuer geführt und Cordova und Grijalva in ihren früheren Expeditionen nach Yucatan wacker beigestanden hatte.

Als Cortez auf dem Vorgebirge von San Antonio seine Mannschaft einer Musterung unterwarf, zählte er 110 Seeleute, 550 Soldaten und 200 Indianer, die geneigt waren, seinem Sterne zu folgen. Etliche Indianerinnen im Gefolge sorgten für Instandhaltung der Kleidung und der Leibesbedürfnisse. Die Expedition war mit 10 schweren Geschützen, 4 leichteren (Feldschlangen) und einem tüchtigen Vorrath von Munition versehen; außerdem befanden sich 16 Pferde an Bord. Mit diesen geringen Mitteln unternahm der wunderbare Mann die Eroberung eines Landes, das beinahe fünfmal größer als Spanien ist. Zum Glück für ihn und seine Begleiter hatte er keine Vorstellung von allen bevorstehenden Mühseligkeiten und Gefahren. Sicher würde er seine hochfliegenden Pläne gar bald aufgegeben haben, hätte er auch nur die Hälfte der zu überwindenden Schwierigkeiten vorhersehen können.

Mit begeisternden Worten wandte er sich vor der Einschiffung an seine Gefährten. Seine Rede endigte mit der Versicherung: „Ihr seid zwar klein an Zahl, aber stark an Muth; zweifelt nicht, daß der Allmächtige, der noch nie einen Spanier im Kampfe gegen die Ungläubigen verlassen hat, Euch beschützt, und wäret Ihr rings von Feinden eingeschlossen! Eure Sache ist eine gerechte und Ihr streitet unter dem Banner des Kreuzes!"

Hierauf lichteten die Schiffe die Anker und man segelte am 18. Februar 1519 in der Richtung der Küste von Yucatan guten Muthes dahin.



Spanische Caravellen.



Die Zerstörung der Götzenbilder.

Drittes Kapitel.

Cortez' Landung in Neuspanien.

Fahrt nach Cozumel. — Bekehrung der Eingeborenen. — Jeronimo de Aguilar. — Ankunft in Tabasco. — Große Schlacht mit den Eingeborenen. — Einführung des Christenthums.

Das Wetter, welches den Seefahrern bis jetzt günstig gewesen war, schlug kurz nach ihrer Abfahrt um. Es erhob sich ein Sturm, der die kleine Flotte schlimm zurichtete, die Schiffe auseinander trieb, einige derselben entmastete und sie sämmtlich aus dem rechten Kurse brachte.

Der bei einem der beschädigten Fahrzeuge zurückgebliebene Cortez erreichte zuletzt die Insel Cozumel. Gleich beim Landen hörte er, daß bereits einer seiner Kapitäne, Pedro de Alvarado, die Zwischenzeit benutzt habe, um in die Tempel zu dringen und sie ihrer wenigen Kostbarkeiten zu berauben. Daß die Eingeborenen, hierdurch aufgebracht und noch mehr aufgeschreckt in Folge des heftigen Begegnens des Ebengenannten, in das Innere des Landes geflüchtet waren, versetzte Cortez in die höchste Entrüstung. Er ertheilte dem Offizier im Beisein der ganzen Armee einen strengen Ver=

weis und befahl, daß zwei der von Alvarado gefangenen Indianer vor ihn gebracht werden sollten. Diesen erklärte er durch seinen Dolmetscher Melchorejo den friedlichen Zweck seines Besuches. Reich mit Geschenken beladen, entließ er dieselben, indem er sie bat, ihren Landsleuten zu sagen, sie möchten ohne Furcht vor weiteren Störungen in ihre Heimath zurückkehren. Diese menschenfreundliche Klugheit trug ihre guten Folgen; die Flüchtlinge kehrten heim und ließen sich bald in Unterhandlungen mit den Spaniern ein, bei welchen Letztere gerade nicht den Kürzeren zogen, denn sie tauschten die goldenen Schmucksachen der Eingeborenen gegen mitgebrachte Spielereien und gegen Dinge von nur geringem Werthe ein.

Die Ergründung des Schicksals der gefangen gehaltenen Spanier überließ Cortez dem Diego de Ordaz. Er selbst machte einen Ausflug nach den verschiedenen Theilen der Insel, um den unruhigen Geist seiner Kriegsleute zu beschäftigen und sich von dem Zustande des Landes Kenntniß zu verschaffen.

Es schien arm und dünn bevölkert, doch überall erkannte man die Ueberreste einer viel höheren Civilisation, als bisher auf den westindischen Inseln wahrzunehmen gewesen. Man stieß auf Tempelgebäude mit Thürmen von der Höhe mehrerer Stockwerke, und war nicht wenig betroffen, als man in einem Tempelhofe ein steinernes Kreuz erblickte, das den Spaniern damals noch unbekannte Zeichen des Regengottes.

Cortez' nächster Zweck ging nun dahin, die Indianer ihrer groben Abgötterei zu entreißen und sie mit reineren Formen der Gottesverehrung bekannt zu machen; denn nichts lag zu jener Zeit der spanischen Regierung und allen ihren Sendboten mehr am Herzen, als die Bekehrung der Wilden.

Dies verlieh den Eroberungszügen in der westlichen Hemisphäre etwas vom Anstriche der Kreuzzüge. Das Schwert war ein gutes Beweismittel, wo Worte des Eindrucks entbehrten, und der spanische Krieger fühlte sich hochgehoben in dem Gedanken, daß er eine hehre Mission als Ritter des Kreuzes zu erfüllen habe; ihm war ein solcher Krieg ein heiliger, so ungerecht und erbarmungslos er uns auch erscheinen mag. Die Bekehrung einer einzigen Seele konnte eine Menge Sünden sühnen; wer im Glauben starb, starb im Herrn, ob sein Lebenswandel gut und gerecht gewesen oder nicht. Das war das Bekenntniß des Castilianers zu jener Zeit, die Lehre, welche er von seinem Priester, sowie durch den Mund der Missionäre verkünden hörte. Freilich wollte keiner dieser Kreuzeskämpfer eine höhere Gesittung auf der Grundlage christlicher Tugend begründen helfen, sondern blos den Glauben fördern. Und Niemand theilte diese Anschauungen mehr, als Ferdinand Cortez, in Wahrheit ein Spiegelbild seiner Zeit.

Die Götzendienerei des Volkes von Cozumel empörte ihn und er unterließ nicht den Versuch, die armen Leute mittels zweier Geistlichen, Juan Diaz und Pater Bartolomé de Olmedo, zu einer besseren Erkenntniß zu bringen. Der letztgenannte Sendbote des Christenthums zeigt uns das seltene Beispiel

einer Vereinigung von glühendem Glaubenseifer und barmherziger christlicher Liebe; er befolgte in seinem eigenen Leben die Grundsätze, die er lehrte, und durch seine weisen, milden Ermahnungen wußte er oft die Eroberer von grausamen Handlungen zurückzuhalten.

Doch Cortez war kein Mann der Worte, sondern der That. Ohne weitere Umstände ließ er die Götzenbilder unter den Wehklagen der Eingeborenen die Tempeltreppen herunterstürzen, einen Altar mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und des Jesuskindes an ihrer Stelle aufrichten und Messe halten. Solchen Gewaltmitteln konnten die armen Indianer nicht widerstehen; sie willigten ein, den christlichen Glauben anzunehmen, von dessen beseligendem Inhalte sie freilich noch nichts verstanden.

Während Cortez eifrig damit beschäftigt war, dem Kreuze zum Siege zu verhelfen, landete eines Tages ein Canot mit mehreren Indianern von den nahen Ufern Yucatan's. Nachdem letztere die Insel betreten hatten, fragte einer der Männer in gebrochenem Castilianisch, „ob er unter Christen sei." Als man ihm dies bejahte, fiel er auf die Kniee und dankte dem Himmel inbrünstig für seine Befreiung. Er war ein unglücklicher Gefangener, Namens Jeronimo de Aguilar aus Ecija in Altspanien, wo er für die Kirche erzogen worden war. In Darien hatte er sich später angesiedelt und auf einer Reise von dort nach Hispaniola in der Nähe von Yucatan Schiffbruch erlitten. Es war ihm gelungen, sich mit einigen Begleitern zu retten. Während seine Gefährten theils Hungers starben, theils von den Cannibalen der Halbinsel geopfert wurden, entging Aguilar diesem schrecklichem Schicksale, indem er sich nach dem Innern des Landes flüchtete, wo er in die Hände eines mächtigen Kaziken fiel, der ihn anfangs mit großer Härte behandelte. Schließlich rührte indeß die Geduld des Gefangenen den Häuptling und er bemühte sich, Aguilar zu überreden, sich ein Weib aus dem Volke zu nehmen, was der Geistliche, seines Gelübdes eingedenk, beharrlich verweigerte.

Nach und nach wurde dieser Spanier ein großer Mann unter den Indianern. Als er vor Cortez erschien, begrüßte er ihn auf indianische Art, indem er die Erde mit der Hand berührte und diese hierauf zum Munde führte. Der Feldherr hob ihn freundlich auf, umarmte ihn und bedeckte ihn mit seinem eigenen Mantel. In der Folge wurde Aguilar als Dolmetscher von höchster Wichtigkeit für den „Eroberer".

Nachdem Ordaz, dessen Erkundigungen ergebnißlos geblieben, wieder eingetroffen war, nahmen die Spanier von den freundlichen Eingeborenen von Cozumel Abschied und stachen am 4. März 1519 wieder in die See. An der Mündung des Rio de Tabasco, wo Grijalva einen so vortheilhaften Handel geschlossen, angekommen, wollte Cortez sich selbst mit dem Lande vertraut machen, und schickte sich an, die große an den Ufern des Flusses liegende Stadt aufzusuchen. Als er wahrnahm, daß ein Haufen Indianer mißtrauisch und neugierig das Beginnen der Ankömmlinge beobachtete, ließ er durch seinen

Dolmetscher die Leute um Erlaubniß bitten, das Land betreten zu dürfen. Aber die Indianer antworteten nur durch zornige Geberden, so daß Cortez es für das Gerathenste hielt, sich nach einer benachbarten Insel zurückzuziehen, wo er mit seinen Truppen übernachtete.

Ankunft des Jeronimo de Aguilar.

Am folgenden Tage fanden die Spanier das gegenüberliegende Ufer mit bewaffneten Eingeborenen besetzt, deren Gesinnungen augenscheinlich keine freundlicheren geworden waren. Jetzt traf unser Held Vorbereitungen zu einem Angriffe.



Ehe der Kampf begann, ließ er nochmals durch den Dolmetscher erklären, er wünsche nur einen freien Durchgang für sich und seine Gefährten; er möchte gerne die freundlichen Verbindungen zwischen seinen Landsleuten und den Eingeborenen erneuern. Friedlich gesinnt, mache er sie aufmerksam, daß alles Blut, welches vergossen würde, auf ihr eignes Haupt falle; auch sei ihr Widerstand ganz nutzlos, da er einmal fest entschlossen wäre, seine Nachtquartiere in Tabasco zu nehmen. Diese unverstanden gebliebene Ansprache wurde von den Eingeborenen mit trotziger Gegenrede und zuletzt deutlich genug durch einen Regen von Pfeilen beantwortet.

Hierauf erfolgte ein zwar nicht langer, aber dennoch verzweifelter Kampf, in welchem schließlich die Kriegstüchtigkeit der besser bewaffneten Spanier siegte. Bald hatten dieselben ihre Feinde nach der Stadt getrieben, in welche jene noch an demselben Tage einzogen.

Nachdem Cortez auf diese Weise Tabasco erobert, nahm er es im Namen der castilianischen Krone förmlich in Besitz. Er schlug sein Schwert dreimal in einen großen Ceibabaum, der auf dem Marktplatze wuchs, und rief dabei laut aus, daß er im Namen seines Königs von der Stadt Besitz ergreife, und sie von nun an mit Schwert und Schild gegen alle Feinde vertheidigen werde. Dieselbe Erklärung wurde von den Soldaten gegeben und der ganze feierliche Akt von einem Notar vor Zeugen zu Papier gebracht. Dies war die einfache, ritterliche Form, durch welche die Entdecker alle eroberten Gebiete der neuen Welt dem Besitzthum der spanischen Krone einverleibten.

Cortez schlug sein Quartier im Hofe des Haupttempels auf. Sorgsam wählte er selbst die Orte, wo Schildwachen ausgestellt werden sollten, überhaupt unterließ er keine erdenkliche Vorsichtsmaßregel. In der That hatte er dazu guten Grund. Es herrschte rings umher unheimliche Stille. Der Dolmetscher Melchorejo war geflohen, vielleicht in der Absicht, die flüchtigen Eingeborenen von der geringen Zahl der Spanier in Kenntniß zu setzen und ihnen die Illusionen über die höhere Natur der Eindringlinge zu benehmen.

Am folgenden Morgen marschirten Alvarado und Francisco de Lujo mit zwei Corps, jedes 100 Mann stark, nach verschiedenen Richtungen aus, um Erkundigungen einzuziehen. Letzterer war kaum eine Meile weit vorgedrungen, als er von einem Haufen Indianer mit solcher Gewalt angefallen wurde, daß er in einem großen steinernen Gebäude Schutz suchen mußte. Glücklicherweise erreichte das gellende Kriegsgeschrei der Belagerer die Ohren Alvarado's. Er eilte seinen Kameraden zu Hülfe und befreite sie. Beide Theile erreichten hierauf mit Mühe die Stadt wieder, von wo aus Cortez mittlerweile den Tabascanern entgegengerückt war.

Durch einige im Handgemenge gefangene Indianer sah der Feldherr seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Das ganze Land hatte weit und breit die Waffen ergriffen. Auf die Fragen des Generals, warum man ihn ganz anders empfange, als Grijalva, seinen Vorgänger, ward ihm die Ant-

wort: das Benehmen der Tabascaner sei von den anderen Stämmen für Verrath und Feigheit ausgelegt worden, und Erstere hätten daher versprochen, den weißen Männern so zu begegnen, wie dies sicherlich auch seitens ihrer Nachbarn geschehen werde.

Cortez sah ein, daß es hier nicht viel zu überlegen gab; er berief seine Offiziere und theilte ihnen seine Absicht mit, den folgenden Morgen eine Schlacht zu liefern.

Sechs schwere Geschütze und sämmtliche Pferde wurden aus den Schiffen herbeigeholt; der General vertraute den Befehl über die Artillerie einem Kriegsmanne, Namens Mesa, der sich schon in den italienischen Kriegen Erfahrungen gesammelt hatte. Das Fußvolk stellte er unter Diego de Ordaz, die Führung der wenigen Reiter, bestehend aus der Elite der ganzen Ritterschaft, die ihm gefolgt war, übernahm er selbst. Beim ersten Tagesschimmer musterte er seine Armee und gab seinen Entschluß kund, die Feinde zu überfallen.

Die Indianer waren auf der Ebene Ceutla, einige Stunden von der Hauptstadt, gelagert. Cortez wies Ordaz an, mit Fußvolk und Geschütz gerade auf den Feind loszugehen, während er mit den Pferden einen Umweg machen und die Eingeborenen im Rücken überfallen wollte.

Die Truppen hatten bald die hölzernen Mauern von Tabasco hinter sich. Bereits waren sie eine Meile weit auf schlechten Pfaden dahingeschritten, ehe sie ihre Gegner zu Gesicht bekamen. Endlich erreichten sie die große Ebene Ceutla, die sie, so weit das Auge nur blicken konnte, von Feinden besetzt fanden. Die spanischen Geschichtschreiber schätzen die fünf Schlachthaufen, die es zu bekämpfen galt, auf etwa 40,000 Mann. Die Indianer brachen in ein schauerliches Feldgeschrei aus, und Pfeile, Steine, sowie Wurfgeschosse aller Art regneten auf die Helme und Schilder der Anrückenden nieder. Die dickgepolsterten Wämser schützten allerdings etwas gegen den Anprall der Pfeile, dennoch wurde Mancher schwer verwundet, bevor noch die freie Ebene gewonnen und man im Stande war, das Feuer der Geschütze und Gewehre auf die dichten Reihen der Tabascaner zu eröffnen. Es entspann sich ein heißer Kampf; der Feinde Schar umwogte gleich den Wellen des Ozeans das Häuflein Europäer.

Länger als eine Stunde hatte schon das Gefecht gedauert und mit Besorgniß blickten die Spanier der Ankunft ihrer Reiterei entgegen. In ihrer höchsten Noth sahen sie plötzlich, wie die äußersten Reihen der Indianer auseinanderstoben. Der Ruf: „San Jago! und San Pedro!“ ertönte und die Schwerter und Helme der castilianischen Ritter erglänzten in den Strahlen der Morgensonne. Die Feinde, die noch nie ein Pferd gesehen und glaubten, Roß und Reiter seien ein einziges Geschöpf, wurden von Todesschrecken ergriffen; sie warfen ihre Waffen weg und flohen, jeden Widerstand aufgebend, mit Windeseile!

Cortez war zu erfreut über den Sieg, um an eine Verfolgung der Flüchtlinge zu denken. Er zog sich vielmehr mit seinen Gefährten nach einem Palmenwäldchen zurück. Hier brachten die Sieger dem Allmächtigen ihren Dank für die gewonnene Schlacht dar; auf dem Schlachtfelde aber legten sie den Grund zu einer Stadt, die später Santa Maria de la Vittoria genannt und zur Hauptstadt der Provinz erhoben wurde.

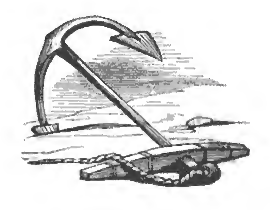
Die Zahl der Gefallenen ist nicht zu bestimmen; doch lassen sich nicht leicht die Gefühle der Spanier mißverstehen, wenn sie erklären, „der Himmel habe auf ihrer Seite gefochten, denn ihre eigene Kraft wäre unzureichend gewesen gegen die Uebermacht des Feindes." Die Spanier selbst zählten bei dieser ersten Schlacht nur 2 Todte, dagegen 100 Verwundete.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei Häuptlinge, welchen Cortez die Freiheit schenkte und die er mit folgender Botschaft nach Hause schickte: „Er wolle das Vergangene vergessen, wenn die Indianer sich beeilen würden, ihre Unterwerfung kund zu geben; im andern Falle aber werde er das Land durchreiten und alle lebendigen Geschöpfe mit dem Schwerte umbringen."

Die Tabascaner verspürten keine Lust, sich umbringen zu lassen; sie erschienen daher am nächsten Tage mit reichen Geschenken, unter welchen sich zwanzig Sklavinnen befanden. Der Friede wurde nun förmlich geschlossen. Auf die Frage, „wo wol das meiste Gold zu finden sei?" deuteten sie nach Westen und antworteten: „Culhua", „Meriko".

Ehe indeß die Spanier sich wieder auf den Weg begaben, vergaßen sie nicht, für die Bekehrung der Eingeborenen ihren Eifer kund zu thun. Cortez überließ diese Sorge, die Erleuchtung ihrer Herzen zu bewirken, den Vätern Olmedo und Diaz. Die armen Tabascaner leisteten nur schwachen Widerstand und bereits am Palmsonntage wurde ihr Uebertritt zum Christenthum durch eine imposante kirchliche Ceremonie gefeiert.

Nach Beendigung dieser Festlichkeit rüstete sich Cortez zur Abfahrt; die Soldaten nahmen Abschied von ihren neuen Freunden, bestiegen die Schiffe mit Palmenzweigen in den Händen und bald erhob sich ein günstiger Wind, welcher die kleine Flotte nach den goldenen Ufern Meriko's geleitete.



Drittes Buch.

Die Eroberung von Mexiko.



Alterthümer von Uxmal. Die Wohnung des Gouverneurs.

Erster Abschnitt.

Ankunft in Mexiko.

Erstes Kapitel.

Erstes Zusammentreffen mit den Azteken.

Fahrt entlang der Küste. — Donna Marina. — Betreten des mexikanischen Bodens. — Teuhtlile. Eintreffen der aztekischen Gesandtschaft.

(1519.)

Die Flotte, welche die Eroberer des Azteken-Reiches an Bord trug, segelte so nahe der mexikanischen Küste entlang, daß man von Bord aus die Eingeborenen wahrnehmen konnte. Die Kriegsleute, welche früher den Grijalva auf seiner Seefahrt begleitet hatten, zeigten den Neuausgezogenen die merkwürdigsten Punkte längs der Küste. Hier lag Rio de Alvarado, dort Rio de Banderas, wo Grijalva sich in den höchst vortheilhaften Handel mit den Mexikanern eingelassen, hier wieder die Isla de los Sacrificios, wo die Spanier zuerst Reste von Menschenopfern am Ufer erblickt hatten.

Jetzt erreichten die Seefahrer die Insel San Juan de Ulua, welchen Namen ihr Grijalva beigelegt hatte. Das Wetter war mild und heiter. Haufen Eingeborener versammelten sich an den Ufern, um mit ebensoviel Erstaunen, als Neugier das fremdartige Schauspiel einer heransegelnden europäischen Flotte zu betrachten. Es war am Abend des Gründonnerstags und da zu jener Zeit die See noch nicht völlig von Nordwinden frei ist, gedachte Cortez, hier Anker zu werfen. Kaum war dies geschehen, als eine leichte Piroge vom nahen Kontinente auf die Schiffe zukam. Die Indianer stiegen zutraulich an Bord und brachten Geschenke: Früchte, Blumen und kleine Goldsachen, die sie freudig gegen die gewöhnlichsten Kleinigkeiten, welche ihre Neugier reizten, eintauschten. Aber wie erstaunte Cortez, als er eine Unterhaltung mit den Ankömmlingen beginnen wollte und sein Dolmetscher Aguilar kein Wort von ihrer Sprache verstand! In dieser Verlegenheit wurde ihm mitgetheilt, daß eine der Sklavinnen, die ihm die tabascanischen Kaziken geschenkt, eine geborene Mexikanerin und auch der Sprache dieser Provinz mächtig sei. Der ihr von den Spaniern beigelegte Name war Marina, und da sie einen höchst wichtigen Einfluß auf die Geschichte unseres Helden ausübt, wollen wir unsere Leser etwas näher mit ihr bekannt machen.

Sie war in Painalla, in der Provinz Coatzacualco, an der südöstlichen Grenze des mexikanischen Reiches geboren. Ihr Vater, ein reicher und mächtiger Kazike, starb, als sie noch sehr jung war; ihre Mutter verheiratete sich wieder, und nachdem sie einen Sohn geboren hatte, faßte sie die schändliche Idee, diesem Kinde aus zweiter Ehe Marina's rechtmäßiges Erbtheil zuzuwenden. Sie überlieferte ihre Tochter daher heimlich den Händen fremder Handelsleute und gab sie für todt aus. Die Kaufleute überließen das indianische Mädchen dem Kaziken von Tabasco, der sie wiederum den Spaniern schenkte, wie wir gesehen haben. Während ihres Aufenthaltes in jener Stadt hatte sie sich die Kenntniß verschiedener Mundarten des Landes angeeignet und so ward es vermittelst ihrer Sprachkenntnisse Cortez möglich, mit den Azteken zu verkehren. Es dauerte nicht lange, so lernte sie auch castilianisch, um so leichter, da es die Sprache ihrer Liebe ward.

Cortez, der ihre Dienste wohl zu schätzen wußte, machte sie zu seiner Dolmetscherin, dann zu seiner Vertrauten und endlich, von ihren Reizen gefesselt, zu seiner Lebensgenossin. Sie hatten einen Sohn, Don Martin Cortez, der weniger durch seine Geburt, als durch seine unverdienten Verfolgungen im späteren Leben Aufmerksamkeit erregte.

Damals stand Marina im Morgen ihres Lebens; sie soll ungewöhnliche persönliche Reize und hohe Geistesgaben besessen haben. Ihre offenen, ausdrucksvollen Züge zeugten von edlem Charakter. Alles huldigte ihren ausgezeichneten Eigenschaften. Die wichtigen Dienste, welche sie den Spaniern zu wiederholten Malen geleistet, bewirkten, daß diese ihr Andenken in Ehren hielten; aber auch von den besiegten Stämmen, für deren Unglück sie stets

die innigste Theilnahme hegte, ward ihr Name Malinche, unter welchem sie heute noch in Meriko bekannt ist, mit Liebe und Verehrung ausgesprochen.

Mit Hülfe seiner Dolmetscherin ließ sich Cortez in eine Unterredung mit seinen Gästen ein. Er erfuhr, daß sie Merikaner seien, daß ein mächtiger Monarch, Moctheuzuma (d. h. der Strenge, der Majestätische), von den Europäern gewöhnlich Montezuma genannt, über ihr Reich herrsche und in der Landeshauptstadt, etwa 70 Meilen weit auf der Hochebene im Innern des Landes, residire, endlich klang es ihm höchst willkommen in die Ohren, als er vernahm, das Innere des Landes berge einen großen Ueberfluß an Gold. Cortez versicherte seinerseits, er hege die freundlichsten Absichten und äußerte schließlich den Wunsch, den aztekischen Gouverneur kennen zu lernen. Darauf entließ er seine Gäste mit Geschenken.

Am Charfreitage, 21. April, landete er mit seinen Leuten an der Stelle, wo jetzt Veracruz steht. Es war eine weite trockene Ebene. Während die Spanier, unterstützt von den Eingeborenen, Baracken errichteten, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten, strömten die Eingeborenen aus den benachbarten Distrikten herbei, um sich die seltsamen Fremdlinge anzuschauen. Bald trug die Gegend das Aussehen eines Jahrmarktes; Groß und Klein, Alt und Jung, ein Jeder hatte etwas mit herbeigeschleppt: Früchte, Gemüse, Blumen, Wildpret oder kleine Goldsachen, um sie den Weißen zu schenken oder etwas Anderes dafür zu erlangen. Am Morgen des folgenden Tages erfolgte der erwartete und vorher angesagte Besuch von Teuhtlile. Der aztekische Gouverneur war von einem großen Gefolge begleitet; während der Zusammenkunft tauschte man die üblichen ceremoniellen Höflichkeiten aus. Die ersten Fragen Teuhtlile's bezogen sich auf die Heimat der Fremden und die Ursache ihres Besuches. Cortez sagte, daß er von einem großen Monarchen jenseits des Ozeans hergesandt sei, und an Montezuma eine wichtige Botschaft auszurichten habe. Auf seine Frage, wann er den Kaiser sprechen könne, erwiderte Teuhtlile in hochmüthigem Tone: „Du bist erst zwei Tage hier und verlangst, den Kaiser zu sehen?" Dann fügte er rasch und höflicher hinzu: „Ich werde meine Eilboten zu Montezuma schicken und seinen Willen einholen."

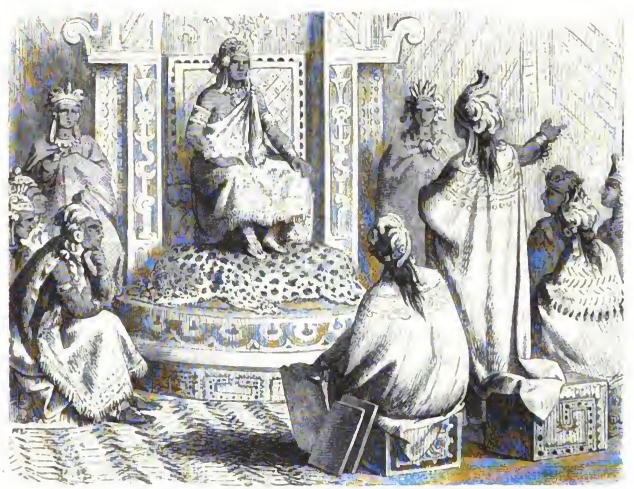
Hierauf befahl Teuhtlile den Sklaven, die Geschenke für den spanischen Feldherrn herbeizubringen. Sie bestanden aus feiner Baumwolle, Mänteln von prächtigen Federn und einem großen Korbe voll Goldschmuck. Cortez empfing diese Gaben mit der gebührenden Anerkennung und befahl seinen Dienern, die für Montezuma bestimmten Gegenstände auszubreiten; darunter fielen besonders auf ein reichgeschnitzter Armstuhl sowie eine Menge Kleinigkeiten aus Glas, welche in einem Lande, wo man diesen Stoff noch nicht kannte, für eine eigene Art kostbarer Edelsteine galten. Dafür erwartete Cortez Gold und er machte kein Hehl daraus, denn er sagte zum Gouverneur,

daß die Spanier an einer empfindlichen Krankheit litten, für welche Gold allein das richtige Heilmittel wäre.

Einer aus Cortez' Mannschaft hatte eine Sturmhaube auf, welche Teuhtlile besonders in die Augen stach. Er ließ die Bemerkung fallen, daß diese Kopfbedeckung Aehnlichkeit mit dem Helme des aztekischen Kriegsgottes habe und er dieselbe gern Montezuma zur Ansicht überbringen möchte. Hierauf machte ihm Cortez die Sturmhaube zum Geschenk, mit der bescheidenen Bitte, er möge dafür soviel Goldstaub zurückbringen, als ihr Inneres fassen könnte.

Mittlerweile beschäftigte sich ein Mann aus Teuhtlile's Gefolge eifrig damit, die Kleider, Waffen und verschiedene andere, den Spaniern gehörende Gegenstände auf ein Stück Zeug abzumalen. Diese Bilder sollten Montezuma gebracht werden, um ihm eine richtige Idee von den merkwürdigen Ankömmlingen zu verschaffen. Cortez gefiel die Art und Weise jener Bildersprache und es kam ihm der Gedanke, diese Veranlassung zu benutzen und dem Maler Gelegenheit zu geben, wichtigere Dinge abzubilden, Gegenstände, deren Vorstellung auf Montezuma sicherlich einen tieferen Eindruck hervorbringen würden. Er ließ daher sein Heer in Schlachtordnung treten und ein Schauspiel der europäischen Kriegskunst aufführen. Die raschen Bewegungen der Truppen, die Leichtigkeit, mit welcher sie die Pferde sich dienstbar machten, das Funkeln der blinkenden Waffen im Sonnenschein, der gellende Ton der Trompeten, das sanfte Schaukeln der „Wasserhäuser", wie sie die spanischen Schiffe nannten: Alles erfüllte die Zuschauer mit Staunen; als sie aber erst den Donner der Kanonen vernahmen und aus den Feuerschlünden Blitze und Rauch aufsteigen sahen, erreichte ihre Bestürzung den höchsten Grad. Daß es sehr gerathen sei, mit solchen Fremdlingen wohl auszukommen, dies sah der Gouverneur nun ein. Bevor er sich aus dem Lager der Spanier zurückzog, schärfte er seinen Untergebenen ein, sich die Herbeischaffung von Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten für die weißen Männer sorglichst angelegen sein zu lassen.

Wir nehmen jetzt auf eine Weile von den Spaniern in der „terra caliente" Abschied und versetzen uns in die entfernte Hauptstadt Mexiko, wo in Folge der eingetroffenen Nachrichten nicht geringe Aufregung über das Erscheinen der wunderbaren Männer an der Küste des Reiches herrschte.



Der Kaiser in Berathung wegen Zulaßung der Spanier.

Zweites Kapitel.

Montezuma und sein Reich.

Der Kaiser. — Sonderbare Vorzeichen. — Absendung der Gesandtschaft mit Geschenken. — Verweigerung des Besuches der Spanier in der Landes-Hauptstadt. — Vorgänge im spanischen Lager.

(1519.)

Auf dem aztekischen Throne saß damals Montezuma II., der im Jahre 1502, in Betracht seiner höheren Fähigkeiten als Priester und Krieger, zur Herrscherwürde auserkoren worden war. Größte Befangenheit im Glauben der einheimischen Priesterschaft, ja Fanatismus im Götzendienst, war Montezuma's schwächste Seite. Als er zum Herrscher des Reiches erwählt war, mußten ihn die Boten, welche ihm seine neue Würde kund thun sollten, im Heiligthum des Kriegsgottes aufsuchen. Hier trafen sie ihn — wie er die Treppen des Tempels kehrte.

Im Uebrigen war der Kaiser ernst, stolz und zurückhaltend. Er sprach wenig und stets mit Ueberlegung; sein Auftreten war würdevoll, darauf berechnet, den Eindruck überlegener Hoheit zu machen. Im Anfange seiner

Regierung entfaltete Montezuma die volle Energie, welche man von ihm erwartet hatte. Sein erster Kriegszug gegen eine rebellische Provinz wurde mit Erfolg gekrönt, und im Triumphe brachte er einen Haufen Gefangener zum großen Opferfest, das bei seiner Thronbesteigung stattfand. Diese war mit außergewöhnlicher Pracht gefeiert worden; die Spiele und religiösen Ceremonien dauerten mehrere Tage; von nah und fern waren die Leute herbeigeströmt, das Fest mit zu begehen. Dabei ließ er es auch nicht an Zeichen von Hochherzigkeit fehlen. Unter den Zuschauern befanden sich bei jenem Feste einige verkleidete Tlascalteken, die langjährigen Feinde der Mexikaner. Man erkannte sie und führte sie vor den Kaiser; dieser befahl, sie anständig zu bewirthen und ihnen gute Plätze zum Ansehen der Spiele anzuweisen.

In den ersten Jahren seiner Regierung war Montezuma beständig in Kriegshändel verflochten, und oft führte er dann seine Armee in eigener Person zur Schlacht. Jedoch vernachlässigte er keineswegs die inneren Angelegenheiten seines Reiches. Gleich seinem berühmten Vorfahren wanderte auch er oft in unscheinbarem Anzuge durch die Straßen seiner Hauptstadt, um sich, unerkannt, persönlich von vorhandenen Mißständen zu überzeugen. Alle, die ihm dienten, belohnte er mit Freigebigkeit. Seinen ebenso praktischen, wie milden Sinn bewährte er in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, indem er die Stadt durch einen neuen Kanal mit Wasser versah und in Colhuacan ein Hospital für Invaliden errichtete, während sich seine Kunstliebe in Erbauung von Tempeln und anderen Pracht- und Nützlichkeits-Bauten kundgab.

Diese edlen, eines großen Fürsten würdigen Züge wurden jedoch durch andere, weniger preiswürdige verdunkelt. Montezuma war stolz und herrschsüchtig, seine Person umgab er mit einem Pomp, den seine Väter nicht kannten. Wo er sich öffentlich zeigte, verlangte er die sklavische Huldigung Aller; in seinem Palaste ließ er sich nur von den Vornehmsten des Reiches bedienen. Die Vorstellungen seiner ältesten und weisesten Räthe gegen ein so hochfahrendes, unkluges Benehmen fruchteten nichts.

Während er auf diese Weise die Liebe seiner Unterthanen schwächte, machte er sich noch unbeliebter durch den Druck der hohen Abgaben, die er von ihnen verlangte. Besonders litten unter seinem Regierungssystem die dem Reiche erworbenen neuen Ländergebiete. Er verstand es nicht, diese Erwerbungen mit dem Reiche zu verschmelzen und so wurden jene unzuverlässigen Eroberungen nicht eine Quelle vermehrter Stärke, sondern die Ursache steigender Unzufriedenheit, zunehmender Schwäche und endlich des Zerfalls. Und bei Allem dem steigerten sich noch die Ansprüche des Monarchen.

Durch den Hingang des Königs Nezahualpilli im Jahre 1516 hatte der aztekische Monarch einen trefflichen Rathgeber verloren. Die Söhne des Weisen von Tezcuco, Cacama und Ixtlilxochitl stritten um die Thronfolge. Montezuma war auf die Seite des älteren Prinzen getreten. Der Jüngere,

ein kühner, hochstrebender Jüngling, wandte sich nun an sein Volk, indem er seinen Bruder als einen den Interessen Mexiko's allzu ergebenen Vasallen des Kaisers hinstellte. Der infolge dessen ausgebrochene Bürgerkrieg endigte mit einem Vergleiche, durch welchen die Hälfte des Königreichs mit des Landes Hauptstadt an Cacama gelangte, während der nördliche Theil Tezcuco's dem ehrgeizigen Ixtlilxochitl zugesprochen wurde. Von dieser Zeit an zeigte sich Letzterer als unversöhnlicher Feind des aztekischen Monarchen.

Unter keinem der Herrscher Mexiko's war der Einfluß und das Ansehen der Priesterschaft größer. Die gottesdienstlichen Gebräuche wurden mit einer bisher nie gesehenen Pracht vollzogen. Die mit außerordentlichen Vorrechten ausgerüstete Priesterschaft ward bei jeglicher Gelegenheit veranlaßt, die Götter zu befragen und infolge der natürlich steigenden Ansprüche der Götzen bluteten Tausende und aber Tausende mehr auf den rauchenden Altären Tenochtitlan's, wohin die Gefangenen aus den eroberten oder in Aufruhr befindlichen Landschaften in barbarischem Siegesgepränge geschleppt wurden.

Derartig waren die Zustände des Azteken-Reiches beschaffen, als die Spanier im Lande erschienen. Zu jenen allgemeinen Uebelständen gesellte sich nun die Furcht vor den weißen Ankömmlingen, und ein noch schlimmerer Feind, als diese, war der kriegerische, stets zum Losschlagen bereite kleine Freistaat von Tlascala, in der Mitte zwischen dem Thale von Mexiko und der Küste gelegen. Mit diesem Staate lebten die Azteken, wie wir bereits erwähnten, seit Jahrhunderten in bitterster Feindschaft und der Friede, der damals gerade herrschte, war nicht mehr, als ein Waffenstillstand.

Doch blieb Montezuma's abergläubische Verblendung die Hauptursache aller seiner Mißgeschicke. Wir wissen, daß der alte Volksgott Quetzalcoatl, nachdem er seine wohlthätige Mission unter den Mexikanern erfüllt, sich nach den geheimnißvollen Küsten von Tlapallan eingeschifft hatte, mit dem Versprechen, sammt seiner Nachkommenschaft dereinst wieder zu erscheinen und sein Reich von Neuem in Besitz zu nehmen. Es scheint gerade zur Zeit Montezuma's allgemein die Meinung geherrscht zu haben, die Tage der Rückkehr des Gottes ständen nahe bevor.

Es waren seit der Entdeckung des neuen Welttheils dreißig Jahre und etwa zwanzig seit Auffindung des amerikanischen Festlandes vergangen. Mehr oder weniger zuverlässige Gerüchte von der wunderbaren Erscheinung weißer Männer, die den Donner und Blitz in der Hand tragen sollten, hatten sich seitdem von der Küste bis zum Hochlande Mexiko's verbreitet.

Erscheinungen und Ereignisse, die bei gewöhnlichem Verlaufe der Dinge nicht die hohe Bedeutung erlangt hätten, trugen dazu bei, die allgemeine Bangigkeit in Furcht umzuwandeln. So wurde das zufällige Anschwellen des großen Sees, die infolge dessen eintretende Ueberschwemmung der Landeshauptstadt, das Erscheinen dreier Schweifsterne, das Inbrandgerathen des einen Thurms des großen Tempels zu Tenochtitlan ohne wahrnehmbare Ur-

sache, endlich ein heller, funkensprühender Schimmer am östlichen Himmel, wahrscheinlich ein Zodiakallicht, für Unheil weissagende Verkündigungen angesehen.

Der aztekische Monarch hatte schon bei Eintritt der erstgenannten Himmelserscheinungen Rath bei Nezahualpilli gesucht, der in der geheimen Wissenschaft der Sterndeutung sehr erfahren war; aber die Stirn des Kaisers umwölkte sich noch mehr, da ihm in diesen Wundern die Zeichen des baldigen Sturzes seines Reiches verkündet wurden. Nun ging der geängstigte Fürst seinen Hofastrologen um Deutung der Zeichen an. Der Bedauernswerthe wußte nichts Tröstlicheres zu berichten, und seine Aufrichtigkeit kostete ihm das Leben. Auch wurden wimmernde Stimmen in der Luft gehört, kämpfende Heere am Firmamente, eigenthümliche Luft-Erscheinungen, die an unsern „wilden Jäger" erinnern, geschaut und zuletzt entstieg gar Montezuma's verstorbene Schwester, die Prinzessin Papantzin, ihrem Grabe, um ihrem Bruder das Ende seiner Macht zu prophezeien und ihn vom Erscheinen der weißen Männer zu benachrichtigen, die ihm das Scepter entreißen werden. Kurz, Alles trug dazu bei, die allgemeine Furcht und Verzagtheit zu erhöhen und den Spaniern den Weg zu bahnen.



Montezuma. Nach Sandoval.

Unter solchen Umständen flößt uns die Rathlosigkeit des abergläubischen Monarchen mehr Mitleiden, als Verachtung ein. Hatte schon der Bericht vom Erscheinen Grijalva's seine Besorgnisse erregt, so mußten sich seine Befürchtungen durch die Kunde von Cortez' und seiner Begleiter Ankunft in's Ungemessene steigern. Er rief unverzüglich seine vornehmsten Rathgeber zusammen, wozu auch die Fürsten von Tezcuco und Tlacopan gehörten. Die Meinung der hohen Rathsversammlung war getheilt. Einige waren für Widerstand unter Anwendung von List und Gewalt, andere, darunter König Cacama, riethen, die Spanier ehrenvoll aufzunehmen.

Die Priester bestritten des Kaisers Meinung, daß man es mit übernatürlichen Wesen zu thun habe. Wahrscheinlich waren schon Nachrichten von dem Gebaren der Spanier in Tabasco nach der Hauptstadt gelangt. Jene folgerten ganz richtig, wenn sie darauf hinwiesen, die Fremdlinge könnten nicht zur Familie des Quezalcoatl gehören, denn sie zeigten ja keine Neigung für die Religion des Landes, sondern offenbar eine feindselige Gesinnung gegen dieselbe.

Montezuma ward hierdurch nicht beruhigt. Seinen unbestimmten Besorgnissen nachgebend, beschloß er, einen Mittelweg einzuschlagen, und wählte gerade das Unklügste von Allem. Er schickte Gesandte mit kostbaren Geschenken zu den Fremden ab, ließ ihnen aber durch die nämlichen Botschafter verbieten, in die Hauptstadt zu kommen. Dies hieß zugleich seinen Reichthum und seine Schwachheit offenbaren.

Nach etwa acht Tagen erreichte die mexikanische Gesandtschaft das Lager der Spanier. Sie bestand aus zwei aztekischen Vornehmen, dem Gouverneur Teuhtlile und hundert Sklaven, welche die kaiserlichen Geschenke trugen. Als die Gesandten das Zelt des Feldherrn betraten, grüßten sie ihn und seine Offiziere mit den Zeichen der Ehrerbietung, indem sie die Erde mit der Hand berührten und sie hierauf zum Munde erhoben. Dann wurden feingearbeitete Strohmatten aufgerollt und die Sklaven breiteten die mitgebrachten Geschenke darauf aus. Diese Gaben bestanden aus Schilden, Helmen, Kürassen aus reinem Golde, Hals- und Armbändern von dem nämlichen Metalle, Sandalen, Fächern, Federbüschen, fein gearbeiteten goldenen Vögeln, Vorhängen und Baumwollenkleidern, weich und glänzend wie Seide, und, was die meiste Bewunderung erregte, aus zwei runden Scheiben von Gold und Silber, welche „Sonne und Mond" vorstellen sollten. Sie waren so groß wie Wagenräder und wurden zu 20,000 Goldpesos (etwa eine halbe Million Gulden) geschätzt.

Nachdem Cortez und seine Offiziere die Schätze in Augenschein genommen, rückten die Gesandten mit dem Auftrage des Kaisers heraus. „Es mache ihrem Herrscher große Freude," sagten sie, „mit einem so mächtigen Monarchen, wie dem Könige von Spanien, in Verkehr zu treten, jedoch bedaure man sehr, nicht die Bekanntschaft der Spanier machen zu können: die Entfernung der Hauptstadt sei zu beträchtlich. Das Beste, was die Fremden thun könnten, sei, mit den Zeichen der kaiserlichen Gewogenheit sobald als möglich wieder in ihre Heimath zurückzukehren."

Cortez verbarg seinen Aerger hierüber, so gut er es vermochte und drückte seine Erkenntlichkeit für die Großmuth des Kaisers sehr artig aus. „Er sei jetzt nur noch begieriger," sagte er, „zu einer persönlichen Unterredung mit dem Monarchen zu gelangen; denn er könne, nachdem er die Gefahren einer Seereise von 2000 Meilen nicht gescheut, seinem eigenen Herrn nicht wieder unter die Augen treten, ohne den großen Zweck der weiten Reise erreicht zu haben." Hierauf entließ er die Sendboten mit einigen unbedeutenden Geschenken für ihren Gebieter. Der Reichthum der empfangenen Gaben, das glänzende Metall und die Menge desselben hätten, auch wenn Cortez nicht der kühne Mann gewesen wäre, der er war, seine Gefährten weiter vorwärts gelockt und wenn selbst die Mühseligkeiten und Gefahren noch größer gewesen wären, als sie sich bald genug zeigten!



Zusammenkunft mit den aztekischen Gesandten.

Drittes Kapitel.

Gründung von Veracruz.

Unruhen im Lager. — Plan zu einer Niederlassung. — Ferdinand Cortez' Klugheit. — Aufbruch nach Cempoalla. — Gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen. — Gründung von Veracruz.

(1519.)

Die Spanier litten schon jetzt gar sehr unter dem Einflusse des verderblichen Klima von Mexiko. Ihrer dreißig wurden krank und starben; fürwahr bei der kleinen Zahl der Eindringlinge ein herber Verlust für Cortez. Gleich bedenklich war die Lage für die Schiffe, welche auf dem offenen Ankerplatze der Wuth des Nordsturms ausgesetzt waren.

Cortez sah sich hierdurch veranlaßt, zwei Schiffe unter Francisco de Montejo nach der nördlichen Küste zu schicken, um nach besserer Unterkunft für die Armee zu spähen. Mittlerweile kamen nach einem Verlaufe von nur zehn Tagen die mexikanischen Boten wieder zurück; sie brachten neue Geschenke im Werthe von dreitausend Unzen Goldes oder 120,000 Gulden mit sich,

aber keine günstigeren Nachrichten von Montezuma, als das erste Mal. Während die Spanier und Mexikaner zusammen hin- und hersprachen, läutete es zum Abendgebete. Bei diesen Klängen fielen die Soldaten auf die Kniee und beteten vor einem großen Holzkreuze, das in der Sandebene errichtet war. Cortez hielt den Moment für geeignet, die aztekischen Abgesandten, welche den Vorgang verwundert mit ansahen, zum Christenthume zu bekehren. Pater Olmedo erklärte ihnen daher in kurzen Worten die großen Lehren der christlichen Religion, gab ihnen Bilder von der Jungfrau Maria und dem Jesuskinde und bat sie, dieselben statt ihrer blutigen Götter zu verehren. Wir haben jedoch Grund zu glauben, daß der Same auf unfruchtbares Erdreich gefallen sei, denn die Mexikaner zogen sich mit scheuen Mienen zurück. Noch in derselben Nacht verließen alle Eingeborenen das spanische Lager und Cortez argwöhnte einen heimlichen Angriff der Azteken.

Nach einer Abwesenheit von 12 Tagen kehrte Montejo von seiner Entdeckungsfahrt zurück. Er hatte schwere Stürme zu bestehen gehabt und längs der ganzen Küste nur Einen vor Nordwinden einigermaßen gesicherten Platz gefunden. Dorthin wollten die Spanier aufbrechen.

Es giebt keine Lage im Leben des Soldaten, welche seine Geduld so sehr prüft, als Unthätigkeit im Felde. Besonders hart kam das Harren unsere Abenteurer an, die, nicht an strenge Disciplin und Unterordnung gewöhnt, echte Glücksritter waren und ihren Anführer wenig höher, als ihresgleichen schätzten.

Die Unzufriedenheit über das lange müßige Verbleiben in dem fremden Lande wuchs mit jedem Tage. Noch unwilliger wurden sie, als sie von der Absicht ihres Befehlshabers hörten, in die Nähe des von Montejo entdeckten Hafens überzusiedeln. Cortez wich ihrem Drängen aus, so gut er konnte, indem er ihnen vorstellte, daß ja bis jetzt das Unternehmen glücklich abgelaufen sei und es ihnen wahrscheinlich immer besser glücken werde.

Während dieser Unterhandlungen mit dem Hofe erschienen eines Morgens fünf Indianer im Lager, deren Kleidung von jener der Mexikaner sehr abwich. Sie trugen reichgearbeitete Mäntel und Gürtel; ihre Haare waren glänzend aufgekämmt und in einen Knoten gebunden, worin einige duftende Blumen staken, dann hatten sie goldene Ringe und blaue Edelsteine in Ohren und Nase und ein feingearbeitetes goldenes Blatt in der Unterlippe; Marina konnte ihre Sprache nicht verstehen, aber, als sie die Fremden auf aztekisch anredete, fand man, daß sie von zwei derselben verstanden ward. Sie gaben an, Eingeborene aus Cempoalla zu sein, der Hauptstadt der Totonaken, eines mächtigen Volkes, das vor vielen hundert Jahren sich auf der großen Hochebene zwischen den Gebirgsketten und breiten Ebenen, welche den Meerbusen von Meriko gegen Norden umschließen, angesiedelt hatte. Zu Cortez' Zeit seufzten sie mit schlecht verhehltem Widerwillen unter dem Joche, das ihnen die Azteken seit mehreren Jahren auferlegt hatten. Der Ruf der Spanier,

so berichteten sie, habe jetzt auch das Ohr ihres Kaziken erreicht, der die Boten abgesandt habe, um die wunderbaren Fremden zum Eintritt in seine Hauptstadt einzuladen. Cortez empfing die Gesandten der Totonaken sehr gnädig, und nachdem er sich nach ihren Verhältnissen erkundigt, entließ er sie mit Geschenken und dem Versprechen, ihren Herrscher zu besuchen.

Eines war ihm nunmehr Gewißheit geworden. Er hatte keine Ursache, in dem aztekischen Reiche sich ein einiges und starkes Ganzes vorzustellen. Sein durchdringender Blick entdeckte in dem geoffenbarten Geiste des Mißvergnügens einen mächtigen Hebel zum Umsturze eines Reiches, das einem großen, schlecht zusammengehaltenen Gebäude glich, welches unter seinem eigenen Gewichte zu wanken beginnt und bei dem geringsten Windstoße einzustürzen droht.

Unterdessen traten Cortez' Freunde während der Nacht zu Besprechungen zusammen. Alonso Hernandez Puertocarrero, Christoval de Olid, Alonso de Avila, Pedro de Alvarado und seine Brüder bemühten sich angelegentlichst, die Truppen zu überzeugen, daß es am Gerathensten sei, wenn man weiter vorwärts in's Land eindringe. Vermochte Cortez seine ehrgeizigen Pläne auszuführen, was lag ihm an Velasquez' Zustimmung! „Jetzt zurückkehren," sagten die Offiziere, „heißt geradezu, das Unternehmen auf der Schwelle aufgeben, über die ihr, unter einem Anführer wie Cortez, zu hohem Ruhme und zu unermeßlichen Reichthümern gelangen könnt."

Das Streben des Cortez'schen Anhangs konnte nicht geheim gehalten werden. Erschienen schon die nächtlichen Zusammenkünfte verdächtig, so klangen die Reden der Truppen gegenüber von Velasquez' Anhängern noch treuloser und verrätherischer. Letztere forderten den General demnach auf, ohne weiteren Verzug nach Cuba zurückzukehren. Und wunderbar genug, ihre Bitte fand bei Cortez geneigtes Gehör. Am folgenden Morgen schon ließ der kluge Mann einen Aufruf an die Truppen ergehen, sich zur Einschiffung nach Cuba bereit zu halten. Groß war die Aufregung in Folge dieses Befehls, glücklich die Wirkung eines so wenig erwarteten Schrittes. Selbst diejenigen, welche die Rückreise am meisten gewünscht hatten, waren verdrossen, daß ihre Wünsche so leicht in Erfüllung gehen sollten. Gerade sie machten ihrem Anführer heftige Vorwürfe, die dieser indessen mit verstellter Verwunderung anhörte. Seine Freunde machten in beredter Sprache geltend, es gebe höhere Rücksichten, als die auf Velasquez, es handle sich darum, sich dauernd auf dem betretenen Boden niederzulassen und das Land dem Könige von Spanien, für den es entdeckt worden, auch zu erhalten. Cortez nahm diese Reden und Vorwürfe wie Jemand auf, dem solche ganz unerwartet kommen. Er bat sich Zeit zur reiferen Ueberlegung aus und versprach, den nächsten Tag seinen Entschluß kund zu thun. Zur bestimmten Stunde rief

er die Truppen zusammen und redete sie in schlauer Weise an. Es gebe Niemand, sagte er, dem der Ruhm des spanischen Namens und die Wohlfahrt seines Monarchen mehr am Herzen liege, als ihm — Cortez — selbst. Habe er doch sein ganzes Besitzthum für die so glorreich begonnene Unternehmung hingegeben. Seine Hoffnung habe darin bestanden, durch Tauschhandel mit den Eingeborenen wieder auf seine Kosten zu kommen. Hielten seine Gefährten aber einen andern Weg für angemessen, so sei er bereit, seinen eigenen Vortheil dem des Staates zum Opfer zu bringen; und so habe er denn beschlossen, im Namen des spanischen Königs eine Kolonie zu errichten und zugleich eine Verwaltungsbehörde für den neuen Pflanzort zu ernennen. Die Stadt sollte den Namen „Villa Rica de Vera Cruz", die reiche Stadt des wahren Kreuzes, erhalten, ein Ausdruck, der sehr passend die Vereinigung der materiellen und religiösen Interessen andeutete, für welche die spanischen Abenteurer in der neuen Welt die Waffen führten.

Bald verwandelte sich infolge dieser Anordnungen durch einen einzigen Federstrich das militärische Lager in eine Stätte friedlicher Bürger. Sobald die Behörden für die neue Niederlassung eingesetzt worden waren, trat Cortez mit dem Scheine der Unterwürfigkeit vor die erwählten Alcalden, Puertocarrero und Montejo, und legte seine Würde als Befehlshaber nieder, „denn," sagte er, „nun muß der General dem Magistrate von Villa Rica de Vera-Cruz weichen."

Mit einer tiefen Verneigung verließ er die neue Gemeindevertretung.

Der Rath brachte einige Zeit in Ueberlegung zu; dann beriefen die Magistrate ihn wieder vor sich und ernannten ihn Namens der katholischen Majestäten einstimmig zum Oberbefehlshaber und obersten Richter der Kolonie. Er ward ermächtigt, ein Fünftheil von allem Gold und Silber an sich zu nehmen, was sich von nun an durch Handel oder Eroberung erlangen lasse. Cortez zögerte nicht mit der Annahme und Benutzung der neuen Autorität.

Die oben erwähnten Ereignisse waren so rasch aufeinander gefolgt, daß die Partei des Gouverneurs von Cuba nicht Zeit fand, sich dem Allem zu widersetzen; bei dem letzten Vorgange brach sie jedoch in böse Reden aus und nannte das Ganze eine systematische Verschwörung gegen Velasquez. Diese Anschuldigung wurde von den Soldaten der anderen Partei lebhaft widerlegt und von schlimmen Worten wäre es beinahe zu noch schlimmeren Thaten gekommen, wenn nicht Cortez die kühne Maßregel ergriffen hätte, kraft seines Amtes die Streitenden in Fesseln zu legen und auf die Schiffe bringen zu lassen. Dann schickte er unter Alvarado eine starke Abtheilung in die umliegenden Gegenden, um Vorräthe für das bereits nothleidende Lager zu sammeln. Als die Fouragirer mit einer Menge Geflügel und Gemüse wiederkehrten und die Ansprüche des Magens, jenes großen Laboratoriums der Abneigungen, befriedigt waren, kehrte mit der wohlschmeckenden Speise

auch die gute Laune zurück; sogar die hochmüthigen Ritter auf den Schiffen konnten der allgemeinen Versöhnungsflut nicht lange widerstehen und gaben ihre Vorurtheile gegen die neue Regierung nach und nach auf; ja, Einige unter ihnen wurden von dieser Zeit an die treuesten und ergebensten Anhänger von Cortez, dessen Beruf zur Führung sie wol erkannt haben mochten.

So groß war die Geschicklichkeit dieses wunderbaren Mannes und so bestimmend der Einfluß, den er binnen wenigen Monaten über die rohen und ungeberdigen Gesellen erlangt hatte, die ihn umgaben! Durch die geschilderten Vorgänge war sein Geschick und das seiner Gefährten unauflöslich an einander gefesselt.

Nachdem also die Eintracht wieder hergestellt war, ließ unser Held die Flotte nach Chiahuitzlan segeln, in dessen Nähe der für die neue Stadt bestimmte Hafen lag; er selbst aber faßte den Entschluß, mit seinen Truppen Cempoalla zu besuchen.

Auf ihrem Wege kamen sie durch einige verödete Dörfer, worin sich Tempel befanden mit heiligen Geräthen und Manuskriptrollen aus den Fasern der Agave, auf welche wahrscheinlich die Vornahme der religiösen Ceremonien in der Bilderschrift des Landes verzeichnet war. Hier sahen sie auch zum ersten Male menschliche Ueberreste, die Leichname jener Armen, die den Göttern Anahuac's zum Opfer fallen mußten. Mit Entsetzen wandten sie sich von dem widerwärtigen Anblick ab, der in so grellem Widerspruche stand mit der Lieblichkeit der sie umgebenden Natur. Der prachtvolle Anblick des Orizaba, welcher mit seiner Schneekrone hoch über seine Riesenbrüder der Andenkette emporragt, versetzte die Fremdlinge in staunende Bewunderung. Das Land entfaltete immer mehr alle Reize einer tropischen Vegetation, üppige Ebenen und dichte Wälder wechselten miteinander ab, die Zweige der stattlichen Bäume waren mit glänzend bunten Schlingpflanzen verziert, zwischen dieser Wildniß von wohlriechenden Kräutern und Blüten flatterten Papageien und Wolken von Schmetterlingen, deren schillernde Farben, nirgends so blendend wie in der tierra caliente, mit der Blumenschöpfung wetteifern, während buntfarbige Singvögel, wie die Spottdrossel, die Luft mit ihren Melodien erfüllten. Die rohen Gemüther der spanischen Soldaten mochten zwar nicht besonders empfänglich für Schönheiten der Natur sein, doch solche zauberhafte Scenerien entlockten auch ihnen wiederholte Ausrufungen des Entzückens. Als sie durch dieses „irdische Paradies" wanderten, konnten sie nicht umhin, es mit den sonnigsten Gegenden ihres Vaterlandes zu vergleichen. Je näher sie der Stadt kamen, deren Gastfreundschaft ihnen angeboten war, desto mehr wurden sie durch wohlgepflegte Anpflanzungen, durch reizende Blumen- und Obstgärten auf beiden Seiten der Landstraße überrascht. Bald begegneten sie Eingeborenen, männlichen wie weiblichen, die sich furchtlos unter die Krieger mischten und Blumensträuße und Kränze unter sie vertheilten. Blumen waren ja die Wonne dieses Volkes: sie wurden mit der größten

Sorgfalt gepflegt und wunderbar! hier diese unschuldige Neigung, dort der blutige Götzendienst; dicht neben einander menschliche, liebenswürdige Natürlichkeit und unnatürliche, unmenschliche Grausamkeit.

Viele der Frauen gehörten, nach ihrer reichen Kleidung und ihrem Gefolge zu urtheilen, den höheren Ständen an. Sie waren in bunte Gewänder aus feiner Baumwolle gekleidet, die vom Halse, bei den gewöhnlichen Frauen vom Gürtel bis auf die Knöchel reichten. Die Männer trugen eine Art Mantel aus dem nämlichen Stoffe über den Schultern und Gürtel oder Schärpen um die Lenden. Bei beiden Geschlechtern gewahrte man um den Hals geschlungene Juwelen, sowie Goldschmuck, während Ohren und Nase mit goldenen Ringen geziert oder vielmehr verunziert waren.

Noch hatten die Spanier die Stadt nicht erreicht, als einige vorausgesandte Reiter den Nachrückenden die wunderbare Nachricht überbrachten, sie seien bereits nahe genug gewesen, um durch die Thore zu blicken und haben alle Häuser mit polirtem Silber beschlagen gefunden! Diesmal hatten sie sich jedoch getäuscht: die Gebäude waren nur mit glänzendem weißen Kalk beworfen, der in der Sonne wie Silber strahlte, ein Umstand, welcher bei den Soldaten herzliches Gelächter auf Kosten ihrer leichtgläubigen Kameraden hervorrief. Die Dächer der Häuser waren mit Palmblättern belegt, die so zweckmäßig in einander verflochten waren, daß sie sehr wirksamen Schutz gegen die Witterung gewährten. Die Stadt hatte 20—30,000 Einwohner. Langsam und geräuschlos schritt die kleine Armee durch die engen, menschenerfüllten Straßen Cempoalla's.

Je weiter man vorrückte, desto größer ward das Erstaunen über das, was sich den Augen der Spanier darbot und in demselben Grade, wie das Staunen der Eingeborenen über das nie gewahrte Schauspiel sich immer unverhohlener kundgab, ebenso äußerte sich die Bewunderung der Europäer. Hier erblickten sie zum ersten Male in Amerika die Zeichen einer Bildung, die Alles übertraf, was sie bis dahin in der neuen Welt gesehen. Jetzt erschien der Kazike vor seinem Schlosse, um sie zu empfangen. Er war ein kräftiger und so wohlbeleibter Mann, daß er sich beim Gehen auf zwei Begleiter stützen mußte. Cortez und seinen Gefährten wurde mit großer Höflichkeit begegnet und ihnen Quartiere im nahen Tempel angewiesen. Hier fehlte es den Spaniern an keiner Bequemlichkeit. Der Kazike übersandte dem General ein werthvolles Geschenk an Goldschmuck und feiner Baumwolle. Trotz der guten Aufnahme ließ Cortez in seinen Vorsichtsmaßregeln nicht nach, er stellte vielmehr Schildwachen auf und verbot den Soldaten bei Todesstrafe, das Lager zu verlassen.

Am nächsten Morgen machte Cortez dem Herrscher von Cempoalla einen Besuch in dessen eigener Residenz, einem Gebäude aus Stein und Kalk, ungefähr von derselben Beschaffenheit, wie man dergleichen jetzt noch in den Ruinenstätten Amerika's vorfindet.

Cortez ließ seine Soldaten Halt machen und betrat die fürstliche Wohnung nur mit einigen Offizieren und seiner schönen Dolmetscherin, Doña Marina. Nun erfolgte eine lange Unterredung, aus welcher der spanische General wichtige Nachrichten über den Zustand des Landes schöpfte. Der Häuptling sprach von 50,000 und mehr Bewaffneten, die sein Stamm in's Feld stellen könne und verhehlte weder seine Abneigung, noch seine Furcht vor den Azteken. Cortez suchte den Kaziken zu beruhigen, indem er ihm etwas prahlerisch versicherte, ein einziger Spanier sei stärker als ein ganzes Heer Azteken. Nachdem er sich durch kluge Reden das Vertrauen des Häuptlings erworben, nahm er freundlich von ihm Abschied und versprach, bald wieder zu kommen.

Am nächsten Tage machten sich die Spanier in Begleitung von etwa 400 Cempoallanern auf den Weg nach Chiahuitzlan, in dessen Nähe der von Montejo entdeckte Hafen war und wo die Schiffe nunmehr vor Anker lagen. Der Kazike hatte unsern Abenteurern mehrere hundert indianische Träger mitgegeben, um das spanische Gepäck fortzuschaffen. Diese Männer vermochten funfzig Pfund fünf oder sechs Meilen weit in einem Tage zu schleppen; sie fanden im ganzen mexikanischen Reiche Anwendung und waren den Spaniern schon jetzt, und noch mehr später von großem Nutzen. Man durchschritt wiederum ebenso reiche, üppige Gegenden wie vor Kurzem und langte am nächsten Morgen in guter Stunde bei Chiahuitzlan an, das gleich einer Festung auf einem Felsenvorsprunge am Golfe lag. Doch die meisten der Einwohner waren geflohen und nur funfzehn vornehme Männer zurückgeblieben. Diese empfingen die Fremdlinge sehr freundlich und boten denselben Blumen und Weihrauch dar. Bald verloren die übrigen Stadtbewohner ihre Furcht und kehrten in ihre Heimat zurück.

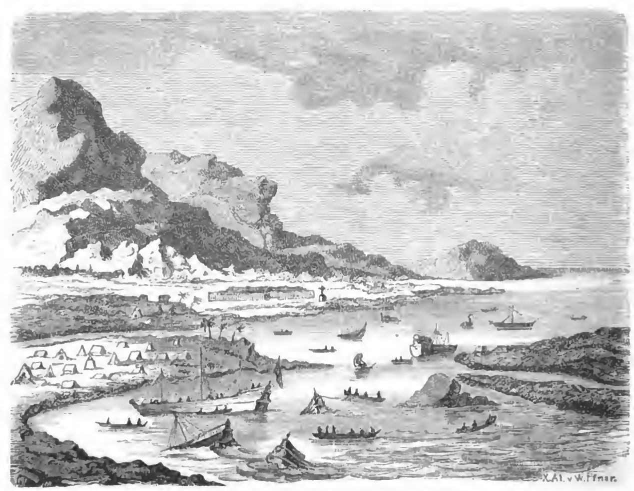
Während die Spanier mit den obersten Beamten der indianischen Stadt freundschaftlich verkehrten, wurden sie vom würdigen Kaziken von Cempoalla, der sich von seinen Männern in einer Sänfte herantragen ließ, überrascht. Die Unterredungen, in seinem Beisein lebhaft fortgesetzt, bestätigten Cortez in seiner Meinung von der Stimmung in dem betretenen Lande, sowie von den verworrenen Verhältnissen des gesammten Reiches.

Man sah sich indessen mit Einem Male auf ganz unerwartete Weise unterbrochen. Es entstand eine Bewegung unter dem Volke, welche zunahm, als fünf Männer von stolzer Haltung und reicher Kleidung den viereckigen Marktplatz der Stadt betraten, wo die Besprechung der beiden Theile stattfand. Die neuen Ankömmlinge, mit Blumen in der Hand und begleitet von fächelnden Dienern, warfen den Spaniern hochmüthige Blicke zu und erwiderten kaum deren Grüße. Der erstaunte General fragte Marina, was dies bedeute. „Es seien aztekische Edelleute," war die Antwort, „abgeschickt, um den Tribut für Montezuma in Empfang zu nehmen." Die Stadtoberen theilten kurz nachher Cortez voller Bestürzung mit, daß die Azteken, erzürnt über die freundliche Aufnahme der Spanier, von ihnen, den Chiahuitzlanern,

zwanzig Jünglinge und zwanzig Jungfrauen zur Sühnung der Schuld verlangten. Die Aermsten sollten den blutigen Götzen zum Opfer fallen. Cortez gerieth hierüber in die größte Entrüstung; er rieth den Totonaken, nicht nur dieses Verlangen entschieden von der Hand zu weisen, sondern die Frechen ohne Weiteres in's Gefängniß zu werfen; doch nur widerstrebend folgten die eingeschüchterten Häuptlinge seinem Rathe.

Dieses Ereigniß benutzte Cortez in einer Weise, die unzweifelhaft dem Geiste des Ritterthums widerstrebt, aber unter den spanischen Geschichtsschreibern eifrige Lobredner gefunden hat. Er ließ nämlich zwei der Gefangenen heimlich vor sich bringen, und, nachdem er ihnen die freundschaftlichsten Aufträge an ihren Herrscher ertheilt hatte, zu Wasser an einen andern Theil der Küste bringen, von wo aus sie zu Montezuma zurückkehren konnten. Die Totonaken, auf's Höchste erbittert über das Entkommen der Beiden, wollten die übrigen Gefangenen tödten, aber der spanische General hinderte sie nicht nur an diesem grausamen Vorhaben, sondern bewerkstelligte auch bald die Befreiung der andern Abgesandten. Dieses kluge Verfahren blieb nicht ohne den gewünschten Erfolg bei Montezuma, wie wir sehen werden.

Bald hatte Cortez die aus dreißig Orten herbeigeströmten Bewohner des Landes ganz für sich gewonnen. Auf sein Geheiß verweigerten sie die fernere Zahlung von Steuern; ja ihre Häuptlinge huldigten der spanischen Krone. Auf diese Weise ward der Bruch mit den Azteken immer mehr erweitert. Befriedigt über die Aufnahme bei seinen neuen Verbündeten und über die Ergebnisse der eigenen Klugheit, betrieb er nun mit Eifer den Bau der neuen Niederlassung, wobei Jeder mit Hand anlegte; der General selbst wetteiferte mit dem geringsten Soldaten. Alle, seine Spanier wie die Hülfe leistenden Indianer, wußte er durch Wort und Beispiel zur Ausdauer anzuspornen. Beharrlichkeit findet ihren Lohn: in wenigen Wochen erhob sich die Stadt, die, wenn auch ihres hohen Namens nicht völlig würdig, doch den damals bescheidenen Anforderungen der Spanier entsprach und zu einem guten Stützpunkte für künftige Unternehmungen, sowie als Arsenal und Hafen für die Flotte dienen konnte. Außerdem bot sie eine Stellung, von der aus sich das angrenzende Land im Zaume halten ließ. Von den indianischen Nachbarn wurde das rasch vollendete Werk mit Freuden begrüßt. Ach! sie ahnten nicht, welches Unheil die neue Kolonie ihnen bringen sollte! Nicht der erwartete gütige Gott Quetzalcoatl war zurückgekehrt, um Frieden, Freiheit und Bildung dem mexikanischen Volke zu bringen; die Fesseln desselben sollten zwar gebrochen werden, aber der nämliche starke Arm, der sie brach, warf die Unterdrückten sammt den Unterdrückern darnieder; das Licht der Civilisation sollte das Land erhellen, aber es war das Licht eines verzehrenden Feuers, durch welches die Selbständigkeit einer begabten Nation gänzlich vernichtet wurde! Ihr Untergang war besiegelt mit dem ersten Fußtritte des ersten Spaniers, welcher das Gestade Mexiko's betrat!



Cortez versenkt seine Schiffe. Nach Ant. de Solis.

Viertes Kapitel.

Cortez vernichtet seine Schiffe.

Eine andere Gesandtschaft der Azteken. — Zerstörung der Götzenbilder in Cempoalla. — Absendung von Nachrichten nach Spanien. — Verschwörung im Lager. — Cortez' Klugheit. — Vernichtung der Flotte.

(1519.)

Während die Spanier mit Errichtung ihrer neuen Ansiedlung vollauf beschäftigt waren, wurden sie durch eine aztekische Gesandtschaft überrascht, die aus zwei Jünglingen, Montezuma's Neffen, und aus vier Edelleuten bestand. Sie brachten fürstliche Geschenke an Gold, reichen Baumwollenstoffen und zierlichen Mänteln aus Federarbeit; zugleich aber dankten sie Cortez im Namen ihres Gebieters für die Befreiung der aztekischen Boten. Cortez empfing die neuen Gesandten mit großer Freundschaft und entließ sie mit dem Auftrage, ihrem Herrn zu melden: bald werde er ihn in seiner Hauptstadt besuchen und alle Mißverständnisse mündlich heben.

Die Totonaken trauten kaum ihren Sinnen, als sie den Erfolg dieser Unterredung und den geheimnißvollen Einfluß wahrnahmen, welche die ab=

sichtlich zur Schau gestellte Macht und besonders Cortez' Persönlichkeit bei den kaiserlichen Hofleuten hervorrief. Von nun an stieg die Bewunderung für die Fremden mit jedem Tage. Doch bangte ihnen noch immer vor dem, was nach ihrer Meinung der Monarch in Tenochtitlan gegen sie im Schilde führe. Und in der That, einen Augenblick schien es, als wolle sich derselbe aufraffen, um die Einkerkerung seiner Sendboten zu rächen und die Unbotmäßigkeit seiner Vasallen zu bestrafen. Indessen war sein Zorn nach Rückkehr der befreiten Steuererheber und infolge von Cortez' kluger Handlungsweise geschwunden und er zu versöhnlichen Maßregeln geneigt.

Nicht lange nachher gelangte an die Spanier vom Kaziken von Cempoalla das Ansuchen, ihm in dem Streite gegen eine Nachbarstadt beizustehen. Cortez eilte ihm mit einem Theil seiner Armee zu Hülfe. Unterwegs bestahl ein gemeiner Soldat einen Eingeborenen, worauf Cortez Befehl ertheilte, den Uebelthäter ohne Weiteres vor der ganzen Mannschaft aufzuknüpfen. Zum Glück für diesen kam Alvarado, der spätere Eroberer von Quiche, zu der Execution und besaß den Muth, den noch lebenden Delinquenten abzuschneiden, — der Verlust eines Soldaten wäre auch ein zu großer für dem kleinen Trupp gewesen!

Dieser Zug ist höchst charakteristisch und zeugt sowol von der Strenge, mit der Cortez gegen seine Leute verfuhr, wie von den Freiheiten, die sich seine Offiziere gegen ihn erlauben durften. Sie betrachteten ihn als einen Ihresgleichen und dies erschwerte Cortez' Stellung außerordentlich.

Der spanische General wußte die feindlichen Parteien ohne Blutvergießen zu versöhnen; dann kehrte er nach Cempoalla zurück, wo ihn das entzückte Volk freudig empfing. Seine Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe hatten ihm ebensoviele Freunde gewonnen, als sein Muth. Als Zeichen der Dankbarkeit schenkte ihm der Kazike acht schöne Jungfrauen nebst dazu gehörigem Gefolge und bat ihn, jene den spanischen Hauptleuten zu Weibern zu geben. Cortez empfing die Mädchen zwar sehr höflich, erklärte aber dem Kaziken, sie müßten erst getauft werden, denn die Söhne der christlichen Kirche können mit Heidinnen keine Gemeinschaft haben. Hieran knüpfte er den großen Zweck seiner Mission und verlangte gleichzeitig von dem totonakischen Häuptlinge, daß er seine Götzenbilder zerstöre und die Symbole des wahren Glaubens an ihrer Stelle errichten lasse.

Aber sein Verlangen fand kein Gehör, ja der Kazike erklärte freimüthig, daß er der Zerstörung seiner Götter den größten Widerstand entgegensetzen werde.

Die Drohung konnte die eifrigen Christen nicht abschrecken; das Werk der Bekehrung verzögern, erschien ihnen als Sünde, und in der Begeisterung des Augenblicks verloren sie jede Vorsicht und Klugheit aus dem Auge. Sie warteten nicht auf den Befehl ihres Generals, sondern drangen sogleich auf die Haupttempel ein, um die beabsichtigte Zerstörung in Ausführung zu

bringen. Der Kazike, ihre Absicht errathend, beeilte sich, seine Krieger unter die Waffen zu rufen. Die aztekischen Priester oder Papas mit ihren langen schwarzen Mänteln, die vom Blute der Opfer trieften und einen widerlichen Geruch von Schwefel und faulem Fleische ausströmten, irrten verzweifelt hin und her. Es entstand eine grenzenlose Verwirrung, ein Tumult, dann hörte man einen Aufschrei, und die bisherigen Bundesgenossen waren plötzlich in bittere Feinde verwandelt.

Cortez traf seine gewöhnlichen entschiedenen, klugen Maßregeln; er befahl seinen Soldaten, den Kaziken und einige Priester gefangen zu nehmen. Sodann schickte er Marina an den Kaziken ab. Durch sie ließ er demselben vorstellen, daß, wenn er sich die Feindschaft der Spanier zuziehe, er keinen Schutz mehr gegen den grausamen Montezuma zu erwarten habe. Die zeitlichen Rücksichten siegten ob: der totonakische Häuptling bedeckte sein Gesicht mit den Händen, indem er ausrief: „Die Götter werden sich selbst rächen!"

Nun sprangen funfzig Soldaten in den Tempel, rissen die großen hölzernen Götzenbilder von ihren Piedestalen und stürzten, unter dem Jubel ihrer Gefährten, die kolossalen Zerrbilder die Treppen herunter. Die Eingeborenen stöhnten laut und wehklagten, als man die häßlichen Blöcke vor der versammelten Menge verbrannte. (Vergleiche Abbild. S. 88.)

Gleich ihren Landsleuten zu Cozumel fanden die Totonaken ihre Götter machtlos im Vergleiche zu den geheimnißvollen Fremden und verloren die Achtung vor jenen; Fußböden und Wände wurden nun vom Blute der Opfer gereinigt und ein Altar errichtet, auf den man ein hohes, mit Blumen bekränztes Kreuz stellte. Hierauf veranstaltete man eine Procession, an welcher sich einige totonakische Priester in weißer Kleidung, mit Kerzen in der Hand, betheiligten und befestigte ein Bild der heiligen Jungfrau unter großen Ceremonien über dem Altare. Pater Olmedo las hierauf die Messe und, wenn wir dem Chronisten glauben können, waren bald Alle, Spanier wie Indianer, zu Thränen gerührt. Ist es wahr, was von mehreren Geschichtsschreibern berichtet wird, daß die blutigen Opfer in diesen Theilen des Landes auf etwa 4000 zu berechnen sind, so wollen wir nicht mit der Unduldsamkeit der Spanier rechten und ihnen beistimmen, „daß der Himmel ihren Unternehmungen nie gelächelt haben würde," wenn sie jene Barbareien gefühllos mit angesehen hätten.

Ein alter Soldat übernahm es, das gewonnene Heiligthum zu bewachen und die Eingeborenen in den Tempeldienst einzuweihen. Nach herzlichem Abschiede von den totonakischen Waffen- und Religionsgenossen machte sich Cortez nun auf den Weg nach Villa Rica, wo er vor seinem Aufbruche nach Mexiko noch Einiges ordnen wollte.

Zu seiner Ueberraschung fand er dort unterdessen ein spanisches Schiff mit zwölf Soldaten und zwei Pferden angekommen. Es stand unter dem Befehle des Kapitän Saucedo, der, um Abenteuer und Gold zu suchen,

der Spur von Cortez gefolgt war und ihm diese kleine, aber recht willkommene Verstärkung für seine Armee zuführte. Durch die neuen Ankömmlinge erfuhr Cortez, daß Velasquez von der spanischen Regierung nunmehr Vollmacht erhalten habe, in den neuentdeckten Ländern eine Kolonie zu gründen.

Dies beunruhigte ihn und brachte einen längst erwogenen Plan in ihm zur Reife. Er wußte, daß seine Macht ohne die Genehmigung seines Königs nur Unmacht sei, und konnte sicher sein, daß Velasquez und sein Anhang Alles thun würden, um ihn zu stürzen. Deshalb gedachte er, dem Gouverneur zuvorzukommen und ein Schiff mit einer Botschaft, vermittelst welcher er den Umfang seiner Entdeckungen darlegen und um Gutheißung des Geschehenen bitten wollte, direkt nach Europa an die spanische Regierung abzusenden. Um sich der Gnade seines Herrschers zu versichern, beschloß er, diesen Depeschen ein Geschenk beizufügen, dessen Größe hohe Ideen von der Wichtigkeit seiner Verdienste und der Bedeutung der gewonnenen Stellung rege machen sollte. Er berieth sich deshalb mit seinen Offizieren, die bereitwillig beisteuerten und bald circulirte eine Adresse, wie wir heute sagen, unter den Soldaten, deren Inhalt von Allen unterschrieben wurde. Jeder gab reichlich; denn sie sahen ein, daß diese freiwillige Gabe zu einem Kapitale für sie werde, welches ihnen eines Tages reiche Zinsen tragen könne.

Cortez begleitete dieses Geschenk mit einem Briefe, dem ersten jener berühmt gewordenen Schreiben an seinen Monarchen, worin er ihm ausführlichen Bericht abstattete über Alles, was ihm seit seiner Abreise von Cuba begegnet war, auch unterließ er nicht, seiner schwierigen Stellung dem Gouverneur von Cuba gegenüber Erwähnung zu thun. Die Magistratspersonen der gegründeten Stadt Villa Rica bestätigten diese Nachrichten und baten die Regierung, die Fortsetzung des begonnenen großen Unternehmens Cortez' geschickter Hand anzuvertrauen; denn er allein sei fähig, es glorreich zu Ende zu bringen. Obigem Briefe reihte sich noch ein dritter an. Die kriegerischen Bürger von Villa Rica bezeugten dem Kaiser ihre Unterwürfigkeit auch sie verlangten die Gutheißung des Geschehenen und vor Allem Cortez' Bestätigung als Oberbefehlshaber.

Die Sache wurde zwei Rittern übertragen, auf die sich Cortez verlassen konnte, nämlich dem Francisco de Montejo und dem Alonso Hernandez de Puertocarrero. Am 26. Juli segelte das Schiff, reich mit Schätzen und guten Wünschen beladen, vom Hafen der Villa Rica de Vera Cruz ab.

Kurz nach der Abreise der Commissionäre ereignete sich ein höchst unangenehmer Vorfall. Mehrere Unzufriedene, den Priester Juan Diaz an ihrer Spitze, entwarfen den Plan, auf einem Schiffe nach Cuba zu entrinnen und dem Gouverneur Bericht abzustatten von den bisherigen merkwürdigen Erlebnissen. Ihre Absicht war so geheim gehalten worden, daß die Unzufriedenen schon alle Vorräthe an Bord hatten, als die Verschwörung von einem

der Mitglieder kurz vor der Abfahrt verrathen wurde. Die Schuldigen verfielen harten Strafen, ja Cortez verurtheilte zwei derselben zum Tode; doch als er das Urtheil unterzeichnete, hörte man ihn ausrufen: „Ach, daß ich nie schreiben gelernt hätte!"

Durch das traurige Ereigniß argwöhnisch gemacht, faßte Cortez den Entschluß, sämmtliche Fahrzeuge zu zerstören. Er brachte die Steuermänner auf seine Seite und überredete sie zu der Aussage, die Schiffe seien durch die vielen schweren Stürme, welchen sie ausgesetzt gewesen, stark beschädigt und was noch schlimmer, sie seien von Würmern, die allerdings in den Tropen gräulich wirthschaften, so zerfressen, daß sie zur See ganz untauglich geworden.

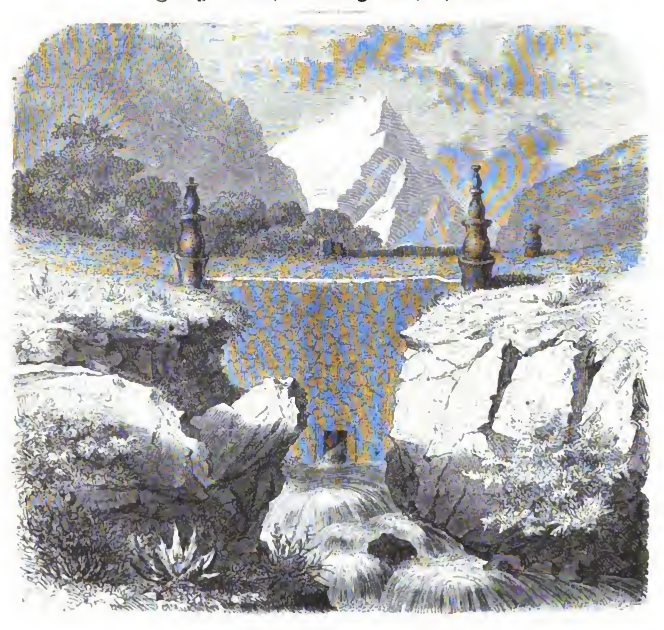
Cortez hörte diesen Bericht mit verstelltem Erstaunen; dann rief er wehmüthig: „Der Wille des Herrn geschehe!" Und nun ließ er zuerst fünf der Fahrzeuge, dann weitere vier abtakeln, Taue, Segel und Eisenwerk ans Land schaffen und hierauf die Schiffsrümpfe in's Meer versenken. Nur Eins der Schiffe blieb zurück. Als die Truppen von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt wurden, ergriff sie Furcht und Unwille; sie ahnten die Wahrheit und beinahe wäre es zu einem Aufruhr gekommen. „Der General", sagten sie, „führt uns wie Schafe zur Schlachtbank." Die Stimmung ward immer beunruhigender. Und wahrlich, in keiner Lage seines bewegten Lebens war Cortez von größeren Gefahren durch seine eigenen Gefährten bedroht! Aber seine Geistesgegenwart verließ ihn auch hier nicht. Er rief seine Untergebenen zusammen und sagte ihnen ruhig und bestimmt, die Schiffe seien in ganz untauglichem Zustande gewesen. Er selbst habe bei ihrer Zerstörung jedenfalls das größte Opfer gebracht, denn er habe mit ihnen sein ganzes Vermögen auf den Meeresgrund versenken lassen. Er schloß die Ansprache mit den begeisterten Worten: „Ich habe mein Theil erwählt; ich bleibe hier, so lange noch Einer unter Euch mir Gesellschaft leistet. Giebt es Männer hier, die vor den Gefahren unseres ruhmvollen Unternehmens zurückschrecken, so laßt sie umkehren, in Gottes Namen! Es ist noch immer ein Schiff übrig geblieben. Geht und sagt dem Gouverneur, wie Ihr feige Euren General verlassen habt und wartet in Ruhe ab, bis wir, mit den Schätzen der Azteken reich beladen, zu Euch zurück kommen!"

Damit hatte der kluge Redner die schwache Seite bei seinen Gefährten berührt. Die Erwartung künftigen Reichthums und kriegerischen Ruhmes erfüllte bereits zu sehr die Herzen der Soldaten. Ihre Begeisterung für den muthigen Führer wuchs mit jedem seiner Worte; sie sahen, daß sie nur unter seinem Banner auf Sieg hoffen konnten und bald ertönte aus Aller Munde der laute, feurige Ruf: „Nach Mexiko! Nach Mexiko!"

Gleich Hannibal hatte Cortez seine Schiffe hinter sich vernichtet. Die Zerstörung seiner Flotte ist vielleicht das merkwürdigste Ereigniß in dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes!

Zweiter Abschnitt.

Zug nach der Hauptstadt.



Erstes Kapitel.

Gesandtschaft nach Tlascala.

Verfahren in Cempoalla. — Die Spanier ersteigen das Tafelland. — Malerische Scenerie. — Unterhandlungen mit den Eingeborenen. — Gesandtschaft nach Tlascala. — Die Republik Tlascala. Kriegerischer Sinn der Einwohner. Heiße Schlachten mit denselben.

(1519.)

Während Cortez in Cempoalla verweilte, erhielt er von Escalante, seinem Unterbefehlshaber in Villa Rica, die beunruhigende Nachricht, daß sich vier Schiffe an der Küste umhertrieben, ohne dessen wiederholten Signalen Beachtung zu schenken. Diese Kunde versetzte den General in große Besorgniß, denn er fürchtete, der Gouverneur von Cuba habe ein Geschwader abgeschickt.

Eilig kehrte er daher mit geringem Gefolge nach der Kolonie zurück; den Rest der Truppen vertraute er der Obhut von zwei jungen befähigten Rittern an, nämlich seinen Offizieren Pedro de Alvarado und Gonzalo de Sandoval, deren spätere Leistungen Cortez' Scharfblick bekunden.

In Villa Rica angekommen, gönnte sich dieser weder Rast noch Ruhe, sondern eilte mit seinem Häuflein sogleich drei bis vier Meilen nordwärts, wo die Schiffe vor Anker liegen sollten. Unterwegs begegnete er drei Spaniern, die soeben gelandet waren. Auf seine Frage, woher sie kämen, erklärten sie, einem Geschwader anzugehören, welches Francisco de Garay, der Gouverneur von Jamaica, habe ausrüsten lassen. Derselbe hatte im vorigen Jahre die Küste von Florida besucht und war seitens der spanischen Regierung mit Vollmachten in Betreff der Länder versehen worden, die er in der Nähe zu entdecken vermöchte. Die drei Männer, ein Notar und zwei Zeugen, infolge dessen von de Garay abgesendet, sollten Cortez von einem Eingriffe in die vermeintlichen Rechte des Ebengenannten auf Entdeckungen und Erwerbungen abhalten, welche freilich Cortez mittlerweile schon gemacht hatte, jener aber erst noch machen wollte. Gewiß hatten weder der Gouverneur noch dessen Offiziere eine Vorstellung von der Lage und dem Umfange des ausgedehnten Reiches, in welches Cortez inzwischen eingedrungen war.

Sobald dieser merkte, daß er von den Ankömmlingen nichts zu fürchten hatte, gab er sich alle Mühe die Mannschaft der vor Anker liegenden Schiffe zu überreden, seinem Unternehmen sich anzuschließen. Bei dem Notar und seinen Begleitern stieß er auf keine Schwierigkeiten, als er sich aber mit ihnen der Flotte näherte, schien die Schiffsmannschaft ihm zu mißtrauen und weigerte sich entschieden, an's Ufer zu kommen. Hier griff Cortez wieder zu einer List.

Er befahl dreien seiner Leute, mit den Neuangekommenen die Kleider zu wechseln, und stellte sich dann, als ob er im Begriffe sei, nach der Kolonie zurückzukehren. Er that dies jedoch nicht, sondern versteckte sich mit seinen Gefährten in's Gebüsch, während die drei Verkleideten den an Bord Befindlichen ein Zeichen gaben. Der Streich gelang. Es wurde ein Boot an's Ufer geschickt; kaum waren jedoch etliche Leute aus demselben an's Land gestiegen, als Cortez' Getreue aus dem Verstecke sprangen und die Ueberraschten zu Gefangenen machten. Auf diese Weise hatte sich die kleine spanische Armee wiederum um etliche Mann vermehrt.

Nun traf Cortez Anstalten zu dem Marsche nach dem Innern. Seine hierzu auserlesene Kriegsmacht belief sich im Ganzen auf 500 Fußsoldaten, 15 Pferde und 7 Feldstücke; hierzu ließ der Kazike der Totonaken 1300 indianische Krieger und 1000 Lastträger stoßen. Außerdem befanden sich in Cortez' Gefolge vierzig angesehene Indianer als Geiseln. Letztere leisteten ihm während des Zuges ganz wesentliche Dienste.

Der Rest der spanischen Armee blieb unter dem Commando des Juan de Escalante in Villa Rica als Besatzung zurück, eine gute Wahl, wie die

Zukunft erwies. Vor dem Abmarsche richtete Cortez einige ermuthigende Worte an seine Mannschaft und mit stolzen Hoffnungen und kühnen Eroberungsplänen setzte sich das kleine Heer am 16. August 1519 in Bewegung.

Während des ersten Tages ging der Zug durch die schönen Gegenden der „tierra caliente," hierauf begannen die Truppen die sich allmälig erhebende Höhe, welche zum mexikanischen Tafellande führt, zu ersteigen. Am Ende des zweiten Tages erreichten sie Xalapa, eine vom frischesten Grün umgebene Stadt, in deren Nähe die wohlthätige Pflanze gleichen Namens gedeiht. Von dieser herrlichen Stelle aus bot sich den Spaniern eine großartige Umschau dar. Vor ihnen lagen die hohen Bergspitzen, die sie erst noch erklimmen mußten; zur Rechten erhob sich die Sierra Madre mit ihrem dunkeln Fichtengürtel und ihren langen, schattigen Hügelreihen; im Süden stand als unvergleichlicher Contrast, der mächtige Orizaba, das Riesengespenst der Anden. Zu den Füßen der Europäer zog sich die üppige „tierra caliente" mit ihren Wiesen, Strömen und blumenreichen Wäldern hin; dazwischen erschienen freundliche Indianerdörfer, während eine schwache Lichtlinie am Rande des Horizonts die Krieger an den Ozean erinnerte, hinter welchem ihr geliebtes Vaterland lag, das Viele nicht wieder sehen sollten.

Am vierten Tage erreichten die Abenteurer eine „starke Stadt", wie Cortez sie nennt, die auf einem Felsenvorsprunge lag und vermuthlich das mexikanische Naulinco war. Hier wurden sie von den Einwohnern, Freunden der Totonaken, gastfrei aufgenommen. Auch sie suchte Cortez durch Pater Olmedo für das Christenthum empfänglich zu machen, und erlangte wirklich die Erlaubniß, ein hölzernes Kreuz zu errichten. In der That war der ganze Weg, den die Spanier wanderten, mit dem Sinnbilde unserer Erlösung bezeichnet.

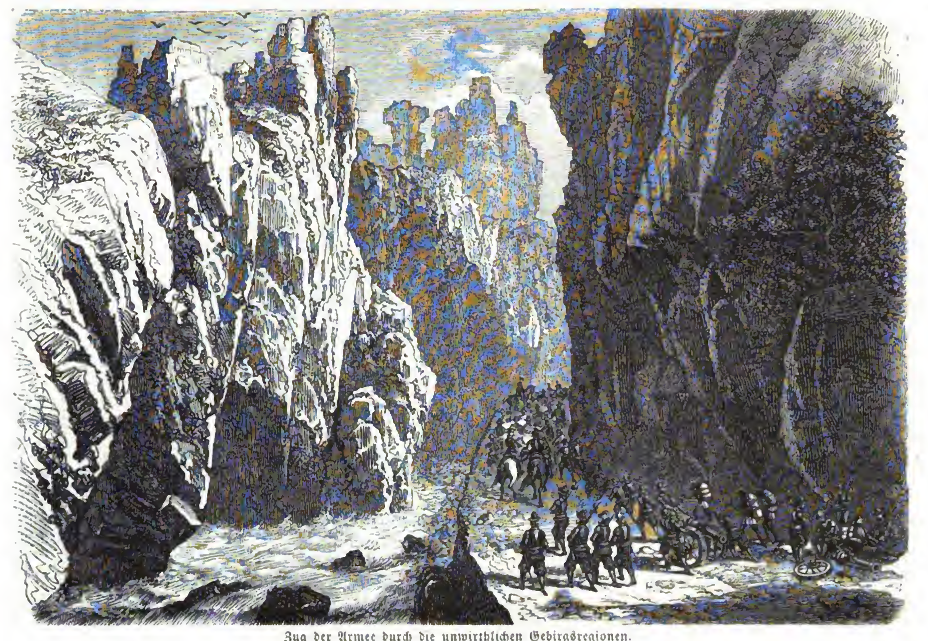
Bald machte sich Allen beim Weitermarsche ein höchst unwillkommener Wechsel des Klima fühlbar. Rauhe Winde erhoben sich, Regen durchnäßte die Kleider und in jenen höheren Regionen schien der Hagel Mark und Bein zu durchdringen. Die Spanier in ihrer Rüstung konnten der unfreundlichen Witterung schon besser Trotz bieten; aber die armen Indianer, Bewohner der „tierra caliente" und nur leicht bekleidet, unterlagen dem rauhen Angriffe der Elemente und mehrere unter ihnen starben unterwegs.

Das Aussehen des Landes war wild und schaurig geworden, wie das Klima. Der Weg wand sich längs der Spitze des Cofre de Perote, der seinen Namen von dem kofferähnlichen Felsen auf seinem Gipfel erhalten hat, vorüber an himmelanstrebenden, feuerspeienden Bergen, durch Felder, von Lava und Asche überdeckt; oft ging der Pfad Abgründen entlang, in deren Tiefe, 2—3000 Fuß unter den Füßen unserer Abenteurer, ihr Auge die blühende Vegetation der Tropen erblicken konnte.

Nach drei Tagen eines mühevollen Marsches kam die abgemattete Armee durch einen Hohlweg, Sierra del Agua, und bald eröffnete sich ihr eine freie Strecke Landes mit milderem Klima, ungefähr wie das der Gegenden Süd-Europa's. Die Spanier hatten die Höhe von mehr als 7000 Fuß über der Meeresfläche erreicht, wo das große Tafelland sich über hundert Meilen längs des Gipfels der Cordilleren erstreckt. Die Gegend zeigte Merkmale sorgfältiger Kultur, aber die Produkte waren den Augen unserer Spanier größtentheils neu. Ueberall gewahrten sie Felder und Hecken von verschiedenen Cactusarten, hohe Organos (Orgeln, eine Art Cereen) und Agavepflanzungen. Die Gewächse der heißen und gemäßigten Zone waren in diesen Regionen eines nach dem anderen verschwunden und nur der Mais leuchtete noch golden von den Terrassen der Hochebene.

Plötzlich sahen sich die Truppen in der Nähe einer bevölkerten Stadt, welche sogar Cempoalla an Schönheit und Festigkeit zu übertreffen schien. Die Gebäude bestanden aus Stein und Kalk, und waren ebenso geräumig als hoch. Dreizehn Teocallis schmückten den Ort und in der Vorstadt befand sich ein Gebäude, in welchem nach Bernal Diaz, gegen 100,000 Schädel von Menschenopfern in schönster Ordnung aufgethürmt waren. Den Spaniern, die doch mit so Manchem vertraut waren, was uns erschüttert, graute; doch je mehr sie sich der aztekischen Hauptstadt näherten, um so mehr hatten sie Veranlassung, ihr Auge an dergleichen Schreckensbilder zu gewöhnen. Sie wurden vom Stadtoberhaupte kalt empfangen. Als Cortez fragte, ob das Land Montezuma unterworfen sei, antwortete der Kazike mit wirklichem oder verstelltem Erstaunen: „Welches Reich sollte Montezuma nicht unterworfen sein?" Hierauf begann er eine übertriebene Schilderung der Macht und Herrlichkeit des aztekischen Monarchen und erzählte Wunderdinge von der Landeshauptstadt. Diese Mittheilungen, wie sehr sie auch die Spanier in Erstaunen versetzten, bestärkten sie doch nur noch mehr in dem Entschlusse, das begonnene Abenteuer, wie gewagt es auch scheinen mochte, zu bestehen. In einer weiteren Unterredung, die der General mit dem Häuptlinge hatte, fragte der Erstere, ob es viel Gold im Lande gebe, und ließ den Wunsch verlauten, einige Proben jenes kostbaren Metalles mitzunehmen. Aber der Indianer verweigerte ihm die Bitte, indem er sagte, es möchte Montezuma mißfallen. „Sollte er es befehlen," fügte der Kazike bei, „so steht Dir mein Gold, meine Person und Alles, was ich besitze, zu Diensten."

Die Neugierde der Eingeborenen wurde durch die fremdartigen Kleider, Waffen, Pferde und Hunde der Spanier immer erregter. Um ihren Fragen zu genügen und ihnen zugleich einen hohen Begriff von den Europäern beizubringen, erzählte Marina von den Kämpfen und Siegen ihrer Gefährten und erwähnte der außerordentlichen Hochachtung, die Montezuma ihnen bezeigt habe. Dies wirkte.



Zug der Armee durch die unwirthlichen Gebirgsregionen.

Bald nachher beschenkte der Kazike Cortez mit einigen Kleinigkeiten aus Gold und schickte ihm mehrere Sklavinnen, die Brod für die Truppen backen und für die Erfrischungen der Soldaten sorgen sollten, was für diese im Augenblicke von größerem Werthe war, als alles Gold Meriko's.

Der spanische General versäumte auch hier nicht, sein Möglichstes zur Ausbreitung des Christenthums zu thun; er suchte seine Gäste von den Wahrheiten der Religion Christi zu überzeugen und ihnen die Gräuel ihres Götzendienstes zu Gemüth zu führen. Als er aber bemerkte, daß der Kazike ihm mit Gleichgültigkeit, ja mit Kälte zuhörte, wandte er sich rasch zu seinen Truppen und rief: „Jetzt pflanzet das Kreuz auf, es ist Zeit dazu!" Wahrscheinlich wäre nun eine Scene erfolgt, wie in Cempoalla, wenn nicht Pater Olmedo sich in's Mittel gelegt hätte. Er stellte den Spaniern vor, daß es eine Entheiligung des Kreuzes sei, wenn es im dermaligen Zustande der Eingeborenen während der Unwissenheit und des Unglaubens derselben, aufgerichtet werde, und die ruhigen Vernunftgründe des edlen Priesters siegten über die Leidenschaft der kriegerischen Fanatiker.

Cortez blieb noch vier bis fünf Tage in der Stadt, um seinen müden und hungrigen Soldaten die nöthige Erholung zu gönnen, und noch heute zeigen die dortigen Indianer eine ehrwürdige Cypresse, an deren Stamm das Pferd des „conquistador" oder Eroberers angebunden war.

Nachdem das Heer die Stadt verlassen hatte, führte seine Straße durch ein breites, grünendes Thal, welches ein stolzer Strom bewässerte, eine Erscheinung, die man auf dem trockenen Tafellande Neu-Spaniens selten antrifft; der Boden war mit Wäldern besetzt, ein noch seltenerer Fall in der Gegenwart, da die Eindringlinge bald nach der Eroberung die herrlichen Bäume fällten, welche die Ebene während der Unabhängigkeit der Azteken bedeckten.

Die Bevölkerung schien von nun an immer dichter beisammen zu wohnen. Den ganzen Fluß entlang fanden die Truppen eine ununterbrochene Reihe von ländlichen Hütten. Auf einer kleinen Anhöhe lag Irtacamartitlan, eine Stadt von etwa 5—6000 Einwohnern, geschützt durch Wälle und Gräben, deren Anlage die Spanier den europäischen Befestigungen gleich achteten. Das Heer machte hier wieder Halt und erfreute sich einer guten Aufnahme.

Nun überlegte sich Cortez ernstlicher seine weitere Marschroute. In der vorigen Stadt hatte man ihm gerathen, gegen die uralte Hauptstadt Cholula aufzubrechen, deren Einwohner ein milder Menschenschlag seien, und wo man sie wahrscheinlich gastfrei aufnehmen werde. Die Cempoallaner meinten indessen, den Cholulanern sei nicht zu trauen, sie seien „ein falsches und hinterlistiges Volk," und riethen den Weg nach Tlascala, einer muthigen kleinen Republik, einzuschlagen.

Cortez folgte dem Rathe der Letzteren und entschloß sich, die Gesinnung der Tlascalteken vorher durch einige Gesandte prüfen zu lassen. Hierzu erwählte er vier Cempoallaner, welchen er ein Geschenk für die Tlascalteken mitgab: eine Mütze von Scharlachtuch nebst einem Schwerte und einer Armbrust. In einem Schreiben bat er gleichzeitig um die Erlaubniß, durch das Land marschiren zu dürfen. Sein Brief war sicher den Tlascalteken nicht recht verständlich, aber Cortez vertraute auch noch dessen Inhalt den Abgesandten an. Nebenbei rechnete der schlaue Spanier darauf, daß die mysteriösen Schriftzeichen die Eingeborenen in Furcht und Staunen setzen sollten. Es ist nicht minder bezeichnend für die außerordentliche Vorsicht dieses merkwürdigen Mannes, daß er den Seinen befahl, nicht außer Acht zu lassen, daß sie nur sich selbst vertrauen dürften. Die Spanier waren gerüstet zu jeder Zeit, wachend oder schlafend legten sie ihre Waffen neben sich. „Wir sind Wenige gegen Viele," sagte Cortez, „seid deshalb vorsichtig, nicht als ob es zur Schlacht ginge, sondern als ob wir uns schon in der Mitte des Kampfes befänden."

Der Weg, den die Spanier nahmen, war der nämliche, der noch jetzt nach Tlascala führt; mehr als einmal durchwateten sie den Strom, welcher die schöne Ebene durchschneidet, und oft hielten sie tagelang in ihrem Marsche inne, um eine Antwort von der kleinen indianischen Republik abzuwarten; aber die Boten blieben aus.

Als die Armee wieder rauhes Land erreicht hatte, wurde sie unversehens durch einen hohen Wall aus ungeheuren, ohne Mörtel zusammengefügten Steinblöcken am Weitermarschiren gehindert. Dieses wunderbare Bauwerk von 9 Fuß Höhe und 20 Fuß Stärke mit einer $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Brustwehr sollte zum Schutze gegen die Einfälle der Nachbarn dienen. Es ruhte auf beiden Seiten auf natürlichen, von der Sierra gebildeten Stützpfeilern. Noch heute findet man Ueberbleibsel des riesigen Walles, Felsblöcke, welche kein verächtliches Zeugniß von der Größe und Festigkeit desselben ablegen.

Man war genöthigt, Halt zu machen. Die Krieger betrachteten mit Staunen den zwei Meilen langen Cyklopenbau, der ihnen Achtung vor dem Muth und der Ausdauer des Volkes, das ihn errichtet hatte, einflößte. Cortez stellte sich an die Spitze seiner Reiterei, und, indem er ausrief: „Vorwärts Soldaten! das heilige Kreuz ist unser Banner, unter dem wir siegen!" führte er das kleine Heer durch eine Oeffnung zwischen zwei halbkreisförmigen Mauerreihen, welche man bei genauerem Spähen entdeckte, und in wenigen Minuten betraten unsere Abenteurer den Boden der Republik Tlascala.



Gymnastische Spiele und Zweikämpfe der Tlascalteken.

Die Republik Tlascala.

Ehe wir mit den Spaniern weiter in das Reich der Tlascalaner oder Tlascalteken eindringen, wollen wir einige Charakterzüge und Einrichtungen dieser merkwürdigsten Nation in Anahuac in's Auge fassen. Sie gehörte derselben großen Familie an, wie die Azteken, kam gegen Ende des zwölften Jahrhunderts auf die Hochebene, und siedelte sich an den westlichen Ufern des Sees Tezcuco an. Hier blieben die Tlascalteken viele Jahre und trieben die gewöhnlichen Beschäftigungen eines kriegerischen und theilweise civilisirten Volkes. Bald nach ihrer Ankunft geriethen sie in Feindschaft mit den Nachbar-Stämmen; es wurde ein Bündniß gegen sie geschlossen, jedoch die Tlascalteken blieben in einer blutigen Schlacht Sieger.

Unzufrieden mit seiner Wohnstätte unter Nationen, die ihm so feindlich gesinnt waren, beschloß das kriegerische Volk, auszuwandern. Es theilte sich in drei Theile, von welchen der größte sich in dem von der Sierra von Tlascala beschützten Distrikte, im Umkreis etwa 50 Meilen umfassend, niederließ. Die warmen fruchtbaren Thäler dieser Gegend boten einem ackerbautreibenden Volke den nöthigen Lebensunterhalt, während die starken Felsenvorsprünge der Sierra zur Sicherheit der Niederlassungen beitrugen.

Nach Verlauf von Jahren erlitten die nationalen Einrichtungen eine große Veränderung. Der bis dahin monarchische Einheits-Staat zerfiel erst in zwei, später aber in vier getrennte Staaten, von welchen ein jeder seinen Herrscher oder Häuptling hatte. Die Regierungsgeschäfte — besonders Kriegs- und Friedensverhandlungen — besorgten die vier Obersten des Landes mit ihren untergebenen Edelleuten in einem Senate oder Raths-Collegium.

Die mittleren Stände mußten ihre Häuptlinge mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versehen, und ihnen sowol im Frieden zur Hand gehen, als im Kriege ihnen dienen. Dafür durften sie den Schutz ihrer Herren in Anspruch nehmen. Auf diese Weise bildete sich eine Lehensverfassung unter ihnen aus. Die unterste Klasse des Volkes, welche nun auch nicht besser daran war, als unter der monarchischen Regierung, unterschied sich sorgfältig durch ein besonderes Gewand von den andern Klassen.

Die Nation hielt Tapferkeit für die größte aller Tugenden, und ehrte sie in öffentlichen Kampf-Spielen, in welchen die in athletischen Uebungen Gewandtesten den Preis davon trugen. Diesen kriegerischen Tugenden ihrer späteren Verbündeten haben die Spanier ihre sonst unbegreiflichen Erfolge hauptsächlich mit zu danken. Es herrschte unter dem Völklein etwas vom Geiste der römischen Republik. Dem siegreichen Feldherrn ward ein ehrender Empfang bereitet, wobei er Beute und Gefangene in langem Zuge durch die Stadt führte, während seine Thaten in Volksgesängen gepriesen und sein Bildniß im Tempel aufgestellt ward.

Auch eine dem europäischen Ritterthum vergleichbare Sitte bestand. Der bewährte, nach Ritterehre strebende Krieger hielt, wie vordem der europäische seine Waffenwache, und übte während einer Reihe von acht Wochen sich in der Tugend der Enthaltsamkeit. Unter mancherlei Ceremonien ward hierauf der tlascaltekische Ritter durch die Straßen gebracht und es beschlossen öffentliche Lustbarkeiten seinen Eintritt in die Reihen der Auserwählten. Indessen wurden nicht allein dem kriegerischen Verdienste, sondern auch als Belohnung für weisen Rath oder Klugheit und Glück im Handel öffentliche Ehren zuerkannt. Dieser stand bei den Tlascalteken in ebenso hohem Ansehen, als bei den anderen Völkern von Anahuac.

Die Fruchtbarkeit des Bodens war schon durch den Namen des Landes angedeutet: Tlascala heißt „das Brodland.“ — Auf den weiten Ebenen wogten gelbe Maisfelder, und mit diesen Erzeugnissen der Natur wanderte der Handelsmann über die Cordilleren und brachte die Luxusartikel, welche seinem eigenen Lande versagt waren, von seinen Reisen mit nach Hause.

Die Ausbildung der verschiedenen Künste hielt mit dem wachsenden Wohlstande der Tlascalteken gleichen Schritt; aber ihre Sprache war rauh.

Ihre Religion und Bauweise, sowie viele gesetzliche Einrichtungen und gesellige Gebräuche waren die nämlichen, wie die der übrigen Bewohner Anahuac's. Ihre Schutzgottheit war derselbe wilde Kriegsgott wie jener der Azteken, zwar trug er einen anderen Namen, doch auch seine Tempel waren vom Blute der Menschenopfer geröthet.

Der Wohlstand der Tlascalteken, deren Ruf als tapfere Krieger und redliche, ehrenhafte Männer im ganzen Lande feststand, erregte die Eifersucht ihrer Nachbarn und besonders die der Cholulaner. Es entstanden häufige Streitigkeiten unter den beiden Völkern; aber der Vortheil war beinahe immer auf der Seite der Tlascalteken. Als die gefährlichsten Feinde zeigten sich die Azteken, die sich über die Unabhängigkeit des kleinen Freistaats ärgerten. Unter dem ehrgeizigen Axayacatl ward den die Unabhängigkeit über alles Liebenden Tribut abverlangt, und als sie diesen verweigerten, erfolgte eine Kriegserklärung in sehr hochfahrender Weise. Hierauf gab das muthige Völklein folgende stolze Antwort: „Weder wir, noch unsere Vorfahren haben je einer fremden Macht Tribut gezahlt, ebenso wenig werden wir es je thun. Wenn unser Land angegriffen wird, so wissen wir es zu vertheidigen und wollen unser Blut so freudig für die Freiheit vergießen, wie unsere Väter das ihrige einst auf der Ebene von Poyauhtlan vergossen haben!" (Es war dies eine blutige Schlacht, welche die Tlascalteken kurz nach ihrer Ankunft im Lande gegen die feindlichen Nachbarstämme siegreich bestanden).

Hierauf begann der Krieg und es erfolgte ein heißer Kampf, in welchem die Republikaner siegten. Von daher datirt sich die anhaltende Feindschaft zwischen den beiden Nationen. Jeder Gefangene wurde erbarmungslos geopfert; die Tlascalteken erzogen ihre Kinder im tödlichen Hasse gegen Mexiko und nie — auch in Friedenszeiten nicht — fand eine Heirath zwischen den Erbfeinden statt.

In jener Feindschaft wurden die Tlascalteken durch die Verbindung mit den Otomis (Otomi heißt „Nimmer ruhig"), einem wilden und kriegerischen Stamme, der sich über das nördliche Tafelland ausgebreitet hatte, bestärkt. Ihren Muth und ihre Treue kundzugeben, hatten dieselben vielfach während ihrer Vereinigung mit den Tlascalteken Gelegenheit. Die Grenzstätten waren meist ihrer Obhut anvertraut. Die Schutzmauern der Sierra gewährten viele gute Vertheidigungspunkte, nur nach Osten war das Land offen. Hier aber hatten die vorsichtigen Tlascalaner jenen Wall, der die Bewunderung der Spanier erregt hatte, errichtet und denselben gleichfalls dem Schutze der Otomis übergeben.

Nach der Thronbesteigung Montezuma's waren neue erhöhte Anstrengungen zur Unterjochung des kleinen Freistaates erfolgt. Der Kaiser schickte eine Armee unter dem Commando seines Lieblingssohnes aus; aber auch diese Truppen wurden geschlagen und sein Sohn fiel im heißen Streite.

Eine noch zahlreichere Armee erschien nun in den Thälern von Tlascala; doch die kühnen Bewohner zogen sich in ihre Schluchten und Berge zurück, legten dem Feinde geschickte Hinterhalte und überfielen von da aus unversehens die Eindringlinge. Wiederum gelang es den Verbündeten, die Azteken aus ihren Gebieten zu vertreiben.

Trat zeitweilig auch Waffenruhe ein, so gab es doch einen rechten Frieden zwischen den unversöhnlichen Widersachern niemals, der kleine Krieg währte vielmehr fort und fort. Während solchen Augenblicken der Waffenruhe waren die Monarchen von Mexiko großmüthig genug, ihren tapferen Feinden Geschenke an Kleidern, Gold, Federn, Salz und Kakao zukommen zu lassen; dadurch wurden diese aber nicht friedfertig gesinnt.

Trotz ihrer beständigen Siege litten begreiflicherweise die Tlascalaner infolge der langen Streitigkeiten mit einem Feinde, der ihnen an Zahl so unverhältnißmäßig überlegen war. Die Azteken, zwischen ihnen und der Küste seßhaft, schnitten ihnen zeitweilig alle Verbindung mit den fruchtbaren Regionen ab und zwangen sie, sich gänzlich auf die Produkte ihres eigenen Landes zu beschränken. Ueber ein halbes Jahrhundert entbehrten die Tlascalteken sowol Baumwolle, als Kakao und Salz!

Dies war die Lage der Republik bei der Ankunft der Spanier. Die Eingeborenen wußten von den Erfolgen derselben, denn die Nachricht von ihren Siegen hatte sich weit über die Hochebene verbreitet; aber daß die Fremden auch *sie* besuchen wollten, hatten sie nicht geahnt. Die Bitte der Gesandten setzte daher die Väter der Republik in große Verlegenheit; sie ließen eine Versammlung zusammenberufen, konnten aber nicht einig werden. Einige unter ihnen waren den Spaniern nicht abgeneigt, denn man hielt sie für die weißen, bärtigen Männer, deren Ankunft das Orakel verkündigt hatte; die Mehrzahl widersetzte sich indessen der Zulassung der Eindringlinge, denn sie fürchtete die Entheiligung ihrer Tempel und Zerstörung ihrer Götzen. Besonders thätig zeigte sich bei diesen Berathungen ein alter Häuptling, eines der vier Häupter der Republik. Er hieß *Xicotencatl*, war schon über hundert Jahre alt und beinahe blind. Sein Sohn, ein lebhafter junger Mann gleichen Namens, befehligte eine starke Armee tlascaltekischer und otomischer Krieger an der östlichen Grenze. Der alte Xicotencatl meinte, das Beste sei, die Spanier mit dieser Heeresmacht zu überfallen. Die cempoallanischen Gesandten wurden daher unter dem Vorwande, daß sie einem Opfer beiwohnen sollten, im Lande zurückgehalten.

Schlachten und Siege über die Tlascalteken.

Mittlerweile war Cortez, wie wir wissen, mit seinen unerschrockenen Gefährten vor dem Felsenwalle an den östlichen Grenzen Tlascala's angelangt. Merkwürdiger Weise fanden die Spanier hier keinen Widerstand und konnten in das Gebiet der Republik eindringen. Als sie drei bis vier Meilen zurückgelegt hatten, stießen sie auf ein kleines, mit Schwert und Schild, nach der Gewohnheit des Landes bewaffnetes Indianerheer, das sich indessen beim Anblicke der Fremden zurückzog. Cortez lud die Flüchtigen durch Zeichen ein, anzuhalten; aber da sie nur um so schneller davoneilten, gab er seinem Pferde die Sporen und jagte ihnen nach. Bald hatte er und sein Gefolge die Indianer erreicht. Diese, jetzt die Nutzlosigkeit der ferneren Flucht einsehend, stellten sich den Spaniern gegenüber und ohne Furcht vor den Reitern erfolgte ihrerseits ein wüthender Angriff auf Cortez. Die geharnischten Spanier wären ohne Zweifel mit den vordersten Angreifern rasch fertig geworden, wenn nicht plötzlich einige tausend Indianer ihren Landsleuten zu Hülfe geeilt wären.

Die Tlascalteken fielen nun ohne Umstände über die Spanier her und suchten denselben die Lanzen zu entreißen, sowie die Reiter vom Pferde zu werfen. Einen Soldaten zogen sie zur Erde nieder und mißhandelten ihn so, daß er seinen Wunden erlag; zwei Rosse fielen unter ihren breiten Schwertern, indem sie (so erzählen die Zeitgeschichtschreiber) das Genick der Thiere mit einem einzigen Streiche durchhieben. Die furchtbare Waffe, deren überraschende Wirkung die Spanier hier zum ersten Male kennen lernten, bestand aus einem zweihändigen, 3½ Fuß langen Stab, in welchen kreuzweise scharfe Klingen aus Itztli eingefügt waren. Die Gefährlichkeit dieser Waffe wird von allen Zeitgenossen bestätigt. Der Verlust der Pferde war für Cortez beinahe schmerzlicher, als der des Reiters, denn er hatte von den ersteren nur wenige. Der Kampf war hartnäckig, und mit Sehnsucht erwartete der General die Ankunft seines Fußvolkes, welches auch gerade noch im Augenblick der höchsten Noth anlangte und die Eingeborenen durch seine Feuerwaffen in solchen Schrecken versetzte, daß sie keinen weiteren Versuch zur Fortsetzung der Schlacht machten, sondern sich in guter Ordnung zurückzogen. Unbehelligt verfolgten für diesen Tag die Spanier ihren weiteren Weg.

Man hatte eben gerastet und wollte den Marsch wieder antreten, als Cortez zwei tlascaltekische Abgesandte, von zwei der Cempoallaner begleitet, auf sich zukommen sah. Erstere luden nun den General mit seinen Truppen freundlich zum Besuche in der Hauptstadt ein.

Am Morgen des folgenden Tages, es war der 2. September, traten die Spanier frühzeitig wieder unter die Waffen und begannen vorsichtig den Weitermarsch. Mittlerweile hatte Cortez aus den befreundeten Staaten Verstärkungen an sich gezogen, und giebt selbst die Zahl seiner indianischen Hülfstruppen auf 3000 an, höchst wahrscheinlich waren es aber mehr. Man war noch nicht

sehr weit gekommen, als der General die beiden andern Abgesandten von Cempoalla auf sich zukommen sah. Die auf's Höchste erregten Leute erzählten, sie seien verrätherischer Weise ergriffen und gefangen genommen worden, um den tlascaltekischen Göttern zum Opfer zu dienen, aber während der Nacht sei ihnen die Flucht gelungen. Auch brachten sie die unwillkommene Nachricht mit, daß ein starker Haufe von Eingeborenen sich versammelt habe, um dem weiteren Vorrücken des spanischen Heeres Widerstand zu leisten.

Bald nachher erblickten die Eroberer in der That einen starken Trupp wohlgerüsteter Indianer, die beim Nahen der Fremden die Waffen trotzig schwangen. Cortez ließ ihnen durch einen Boten sagen, die Spanier haben als Freunde das Land betreten und verlangten weiter nichts, als freien Durchzug; wenn Blut vergossen würde, sei es nicht ihre Schuld. Aber diese friedliche Erklärung wurde mit einem Regen von Steinen, Pfeilen und Wurfgeschossen beantwortet, so daß bald eine heiße Schlacht entbraunte. Den Castilianern, welche entschlossen vorwärts drangen, war jedoch eine noch größere Ueberraschung vorbehalten. Sie hatten sich in einen Engpaß verlocken lassen, wo sich weder Geschütz, noch Reiterei verwenden ließ. Nachdem sie eben eine Ecke passirt hatten, sahen sie sich plötzlich umringt von einem Heere von nicht weniger als 30,000 Mann, welches die jetzt erst übersehbare weite Ebene überfluthete. Die Helme, Waffen und Federn der indianischen Krieger strahlten im Glanze der Morgensonne und die Feldzeichen derselben verkündeten die erprobten Scharen des Xicotencatl.

Als die Spanier anrückten, erhoben die Tlascalaner ein gellendes Kriegsgeschrei oder vielmehr ein weithin ertönendes Pfeifen, begleitet von dumpfen Trommelschlägen. Die Europäer hielten tapfer Stand. Neuer Schrecken bemächtigte sich aber selbst der Muthigsten, als ein Trupp Tlascalteken über einen Reiter herfiel, den Mann vom Pferde warf, das Thier in Stücke zerriß und sich anschickte, den Soldaten als Gefangenen fortzuschleppen. Das war ihnen, seit sie Mexiko betreten, noch nicht begegnet. Zu ihrem Heile ermannten sie sich bald. Entschlossen den wüthenden Angreifern nachdringend, gelang es ihnen, den Unglücklichen den Händen der Eingeborenen zu entreißen, wobei indessen zehn Spanier schwer verwundet wurden, der Gerettete selbst war so übel zugerichtet, daß er am folgenden Tage starb. Der zerstückelte Leichnam des Rosses wurde von den Tlascalteken im Triumphe davongetragen und die einzelnen Stücke desselben als Siegeszeichen den Städten der Republik zugeschickt, ein Umstand, der in Cortez schwere Sorgen aufkommen ließ, da der geheimnißvolle Zauber, womit der Aberglaube der Indianer das muthige Roß umgab, dadurch mit Einem Male zerstört werden kannte. „Ich sehe nichts als den Tod vor uns!“ rief einer ihrer indianischen Bundesgenossen, ein cempoallanischer Häuptling, der Marina zu. „Halte Stand! der Gott der Christen ist mit uns“, antwortete das muthige Weib, „Er wird uns durchhelfen.“

Im Gewühle der Schlacht sah man überall den Befehlshaber, sein Häuflein von 400 Mann aneifernd und anordnend. Weithin erschallte die Stimme desselben, als er ausrief: „Wenn wir jetzt unterliegen, kann das Kreuz Christi nie im Lande aufgerichtet werden. Vorwärts Kameraden!" — Und dann wieder: „Wann hat ein Castilianer je dem Feinde den Rücken gewandt?" — Durch begeisternde Worte, sowie durch das heldenmüthige Beispiel ihres Generals ermuthigt, gelang es den Spaniern, sich einen Weg durch die dichten feindlichen Colonnen zu bahnen und die jenseitige Ebene zu erreichen. Dort erlangten sie bald die Oberhand. Die Artillerie begann ihre Verwüstungen, und der grollende Donner, sowie das aufleuchtende Feuer der Geschütze erfüllten die Tlascalteken mit Furcht und Entsetzen. Ganze Reihen derselben wurden von den Kanonenkugeln dahingerafft. Der Anblick gräßlich zerrissener Leichen der Kämpfer verbreitete Furcht und Entsetzen. Es fehlte den „fürchterlichen Donnermaschinen" nie an trefflichen Zielpunkten, denn das Bemühen der Eingeborenen, die Todten und Verwundeten vom Schlachtfeld zu entfernen, veranlaßte Stockung und Gedränge und die Kugeln der spanischen Geschütze mähten erbarmungslos die wehrlosen Knäuel nieder. Acht Häuptlinge waren schon gefallen, da gab Xicotencatl, der einsah, daß ein fernerer Widerstand erfolglos sein würde, das Zeichen zum wohlgeordneten Rückzuge, und Cortez war zu erfreut über das glückliche Ende des Kampfes, um ernstlich an eine Verfolgung der Feinde zu denken. An diesem heißen Tage waren die eingeborenen Verbündeten den Spaniern von großem Nutzen. Sie rangen mit den Feinden mit der Verzweiflung eines Menschen, der weiß, daß die Losung „Leben oder Tod!" heißt.

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang; noch vor dem Einbruche der Nacht erreichten die Spanier einen Felsenhügel „Tzompachtepetl" (der Hügel von Tzompach), wo das Heer sich nach dem ereignißvollen Tage lagerte. Es wurde nun für die Verwundeten Sorge getragen. Glücklicherweise fand man reiche Vorräthe in einigen nahe gelegenen Hütten, und die erschöpften Krieger feierten den Sieg mit einem Freudenfeste; bis tief in die Nacht währten die Gesänge der Spanier, Tanz und Siegesjauchzen der Indianer. In der Einsamkeit der Nacht wandelte der Feldherr gedankenschweren Hauptes auf und nieder. Die Begebenheiten dieses Tages hatten ihm zu einer Fülle von Betrachtungen Veranlassung gegeben. Einen so tapfern, wohl ausgerüsteten, kriegskundigen Feind hatte er nicht in den Bergen von Tlascala vermuthet. Diese kühnen Männer, entfernt von abergläubischer Furcht, waren nur vor der Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst, nicht vor den fremdartigen Menschen und Pferden gewichen. Wie wichtig für seine Pläne konnte ein Bündniß mit solch' einem Volke gegen dessen Stammesgenossen werden! — — Einen solchen Feind mußte er sich zum Freunde machen, so viel stand fest.



Die spanische Reiterei giebt den Ausschlag.

Zweites Kapitel.

Tlascala und sein Held.

Eine muthige Herausforderung. Waffen der Tlascaltelen. Kampf und entscheidender Sieg der Spanier — Berathung der Eingeborenen. — Nächtlicher Angriff. — Verhandlungen mit dem Feinde. — Ein tlascalanischer Held.

(1519)

Am folgenden Tage konnten die Spanier ungestört ausruhen und für kommende Gefahren frische Kräfte sammeln. Als aber Cortez auch am zweiten Tage nichts von dem Feinde hörte, schickte er zwei gefangene Häuptlinge als Boten in's Lager derselben und ließ ihnen Friedensvorschläge machen. Doch bestand er darauf, ihre Hauptstadt als Freund besuchen zu dürfen.

Inzwischen stellte er sich an die Spitze seines Häufleins Reiter und unternahm einen Streifzug durch die Umgegend. Er durchritt eine bergige Region mit reichen Mais- und Maguey-Pflanzungen, während gut bevölkerte Dörfer und Ortschaften, darunter eine Stadt von etwa 3000 Häusern, die Höhen der Hügel krönten. An manchen Stellen traf er heftigen

Widerstand, für welchen er sich mit Feuer und Schwert rächte. Reich mit Vorräthen beladen und einige hundert Gefangene vor sich hertreibend, kehrte er nach einigen Stunden in's spanische Lager zurück. Die zwei abgesandten Häuptlinge, unterdessen auch zurückgekehrt, brachten ihm von Xicotencatl als Antwort eine Drohung, ungefähr folgendermaßen lautend: „Die weißen Männer mögen immerhin nach Tlascala kommen, aber sowie sie dort eingetroffen sind, soll ihnen das Fleisch von den Knochen gerissen und den Göttern geopfert werden! Ziehen sie indessen vor, in ihrem eigenen Lager zu bleiben, so will ich ihnen in den nächsten Tagen einen Besuch darin abstatten!" Die Boten fügten bei, daß der Häuptling eine Kriegsmacht von 50,000 Mann unter sich habe und entschlossen sei, die Eindringlinge mit aller Gewalt zu vertilgen.

Diese muthige Herausforderung fiel schwer auf das Herz der Spanier. „Wir fürchteten den Tod," erzählt Diaz, „denn wir waren Menschen." Es war kein Einziger in der Armee, der nicht dem Pater Olmedo in jener Nacht gebeichtet und die Sacramente empfangen hätte. Dann erst legten sich diese frommen Kämpfer zur Ruhe, unbekümmert um das Schicksal, das sie unter dem Banner des Erlösers treffen würde.

Da eine Schlacht nun unvermeidlich war, entschloß sich Cortez, den Feind in seinem eigenen Lager anzugreifen, theils um die Tlascaltekеn einzuschüchtern, theils um den spanischen Soldaten neuen Muth einzuflößen.

Die Sonne ging am 5. September 1519, jenem denkwürdigen Tage, hell und strahlend auf. Der Feldherr musterte seine kleine Armee und richtete vor Aufbruch derselben einige Worte zur Ermuthigung an sie. Hierauf traf er seine Anordnungen; die Infanterie sollte mehr die Spitze, als die Schneide ihrer Schwerter gebrauchen, und suchen, den Feind zu durchbohren; den Reitern rieth er, die Lanzen auf die Augen der Indianer zu richten; das grobe Geschütz, die Büchsen- und Armbrustschützen, sollten sich beim Laden gegenseitig unterstützen, damit ein ununterbrochenes Feuer während der Schlacht unterhalten würde; vor Allem jedoch sollten die Krieger Ordnung bewahren, denn davon hänge der Sieg hauptsächlich ab.

Noch waren sie keine Viertelstunde weit gekommen, als sie schon die tlascaltekische Armee erblickten, die sich weithin über den Wiesengrund ausbreitete. Etwas Malerischeres konnte man sich nicht denken, als diesen indianischen Heereszug. Zwischen den nackten, je mit den Hausfarben der Kaziken bemalten Gestalten der Krieger ließen sich, leicht erkennbar, die phantastisch aufgeputzten Häuptlinge und Heerführer unterscheiden. Die Helme derselben gaben ihnen ein eigenthümliches Ansehen, mehr abenteuerlich, als schön. Sie stellten meist den Kopf irgend eines wilden Thieres dar und waren überreich mit Gold und Edelsteinen verziert. Ein mächtiger Federbusch in grotesker Anordnung wallte auf den prachtvollen Federmantel nieder, unter welchem die Gold- und Silberspangen der Rüstung bemerkbar

waren. Diese bedeckte bei den vornehmen Kriegern eine oft zwei Zoll dichte Tunica von Baumwolle, welche sich fest an den Körper schloß und Schenkel und Schultern schützte. Die Beine umschlossen mit Gold verzierte Stiefel oder Halbschuhe. Ihre meist runden und leichten Schilde aus Holz, die sich gleich einem Sonnenschirm zusammenfalten ließen, waren ebenfalls mit auffallendem Gehänge aus Federarbeit versehen. Als Waffen dienten sägeartige Schwerter, Bogen und Pfeil, Wurfspieße und Wurfpfeile.



Krieger der Tlascalaner und Otomies.

Den Farben der Häuptlinge entsprachen auch die zahlreichen Feldzeichen der vereinigten Tlascalaner und Otomies, umgeben von Scharen Bewaffneter, deren Speere, Bogen und Pfeile mit Spitzen von durchsichtigem Itztli in der Morgensonne funkelten. Unter den Fahnen fiel besonders auf das Wappen des Hauses Xicotencatl, ein weißer Reiher auf einem Felsen; noch mehr der goldene Adler mit den ausgebreiteten Flügeln, das große, reich mit Edelsteinen und Silber verzierte Banner des Freistaats Tlascala. Die Ausrüstung der gemeinen Krieger war höchst mannichfaltig. Man konnte deutlich Schlenderer, Bogenschützen und Speerträger unterscheiden und die Wirkung ihrer Wurfgeschosse sollte man bald kennen lernen. Denn die Tlascalteken waren treffliche Bogenschützen, ja sie verstanden zwei bis drei Pfeile

auf Einmal abzuschießen. Was Schönheit, Leichtigkeit und Stärke der Waffen betrifft, so standen sie nicht unter denen der cultivirtesten Nationen des Alterthums.

Ihre langen Piken hatten statt des Eisens eine Spitze von Kupfer oder Obsidian (die Völker von Chiapa trugen Piken, die sechzehn bis achtzehn Fuß lang waren). Cortez fand diese Bewaffnungsart so vortheilhaft, daß er später beschloß, sich ihrer im Gefechte gegen die Cavallerie seines nachmaligen Gegners Narvaez zu bedienen. Der „tlachotchli" oder Wurfspeer war von starkem Holze mit einer Spitze von Kupfer oder Obsidian. Es befanden sich dergleichen mit drei Spitzen im Gebrauche, die drei Wunden auf Einmal verursachten. Diese Waffe wurde mit Hülfe eines Riemens gegen den Feind geschleudert, um sie gleich nach dem Wurfe wieder zurückziehen zu können. Sie war unter allen mexikanischen Waffen die von den Spaniern am meisten gefürchtete; denn die Eingeborenen wußten sie mit solcher Gewalt und Geschicklichkeit zu handhaben, daß sie einen Mann völlig durchbohrte.

Der Feind, den es zu bekämpfen galt, war sicherlich kein gering zu schätzender. Sobald die Spanier in Sehweite kamen, erhoben die Tlascalteken ihr Kriegsgeschrei und überschütteten ihre Gegner mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen, welcher „einen Augenblick die Sonne verdunkelte." Doch das Häuflein Europäer wich und wankte nicht. Entschlossen, aber doch behutsam rückten sie trotz des Steinhagels vorwärts einer geeigneten Stelle zu, wo man zu feuern gedachte. Jetzt gebot Cortez Halt. Die Truppen stellten sich eilig in Reihe und Glied und ließen ein wohlunterhaltenes Geschütz- und Gewehrfeuer gegen die dichten Reihen der Eingeborenen los. Jeder Schuß war ein Todesbote und die Indianer waren schneller niedergestreckt, als ihre Kameraden in der Nachhut die Leichname — der Gewohnheit gemäß — entfernen konnten. Die Kugeln richteten grenzenlose Verheerungen an, bis die Tlascalteken, zur Verzweiflung getrieben, mit gellendem Kriegsgeschrei in außerordentlicher Uebermacht auf die Christen losstürzten. Wie eine Lawine ergossen sich ihre Reihen über die Ebene, die Erde erdröhnte unter ihrem Ansturm, dem jedes Hinderniß weichen mußte. Die kleine spanische Armee hielt eine Zeitlang beherzt Stand; aber kein Heer kann einer hundertfachen Uebermacht auf die Dauer Widerstand leisten. Die erprobtesten castilianischen Krieger wankten, wichen zurück, ihre Reihen geriethen in Unordnung, — — einen Augenblick lang schien Alles verloren.

Aber im Herzen der Soldaten erhob sich immer unwiderstehlicher die entscheidende Mahnung: die Stimme der Verzweiflung! Sie verlieh dem schwachen Arm des Einzelnen eine übernatürliche Stärke. Dem scharfen Stahle der Klingen von Toledo und den Waffen des spanischen Fußvolks gelang es zuletzt, den wogenden Menschenstrom zum Stehen zu bringen. Die schweren Geschütze bestrichen die Flanken der Angreifenden und brachten

sie endlich aus der bisherigen Ordnung. Die feindlichen Haufen mußten sich mit noch größerer Eile zurückziehen, als sie herangekommen waren.

Dergleichen Angriffe wiederholten sich mehrmals im Laufe der Schlacht, aber jedesmal mit geringerer Energie und Ausdauer. Die erlittenen ungeheuren Verluste erschöpften den Muth der tapferen Feinde; der Kriegskunst der Spanier und dem Donner ihrer Feuerwaffen war die Kampfweise der Tlascalteken schließlich doch nicht gewachsen. Einmal in Unordnung gebracht, gewährte die große Menge ihrer Scharen ihnen nicht mehr die Vortheile der Uebermacht. Die Tiefe der Reihen hinderte deren rasche Bewegung und erhöhte ihre Verwirrung.

Die Schlachten zwischen den Spaniern und Tlascalanern erinnern lebhaft an jene zwischen den alten Griechen und Persern.

Wohl darf man auch den überraschenden Erfolg der Spanier dem ausharrendem Beistande mit zuschreiben, welchen ihre indianischen Verbündeten leisteten. Ueberhaupt werden alle oft märchenhaft klingenden Thaten der Castilianer, ihre späteren Siege gegen eine noch entschiedenere und erdrückendere Uebermacht nur dadurch erklärbar, wenn wir bedenken, daß es ihnen weder damals, noch in späteren Drangsalen an Verstärkung durch brauchbare Hülfstruppen gefehlt habe.

Ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Verbündeten der Spanier an Muth und Hingebung gewinnen mußten, wenn sie das Beispiel heldenmüthiger Tapferkeit, sowie die sichtbaren Beweise der geistigen und körperlichen Ueberlegenheit der Spanier vor Augen hatten, und daß sie unter der Leitung der „göttergleichen" Fremdlinge zu immer höheren Leistungen angeregt werden mußten.

Wer weiß, wie bei alledem der heiße Tag geendet hätte, wenn nicht zum Glücke für die Europäer unter den Tlascalteken selbst Streit ausgebrochen wäre! Xicotencatl hatte einen Häuptling beleidigt und dieser zog nicht nur mit seiner Streitmacht von etwa 10,000 Mann vom Schlachtfelde ab, sondern überredete auch noch einen anderen Befehlshaber, seinem Beispiele zu folgen. Xicotencatl vermochte den Spaniern gegenüber nun nicht länger das Feld zu behaupten; nachdem er vier Stunden lang mit bewundernswerther Ausdauer gekämpft hatte, trat er den Rückzug an.

Die Spanier waren zu erschöpft, um den Feind zu verfolgen; deshalb bezög Cortez, befriedigt über den Ausgang des harten Kampfes, sein Standquartier auf dem Hügel Tzompach.

Nur wenige Spanier waren getödtet, dagegen sehr viele, verwundet sowie sämmtliche Pferde. Die Todten wurden heimlich begraben, um den Indianern den Glauben zu lassen, als seien die Weißen unsterblich, und die Verwundeten bestens verpflegt. Mehr noch als für die Menschen geschah für die bluttriefenden Rosse, an deren Heransprengen die Feinde bei aller ihrer Tapferkeit nicht ohne Grauen denken konnten. Wenn das gefürchtete

Thier, „dessen Hals mit Blitz umkleidet war," ihre Reihen in den Staub trat, darf es uns Wunder nehmen, daß Entsetzen die Indianer ergriff? Ganz richtig schrieb Cortez seinen Pferden und Kanonen das Uebergewicht zu, welches ihm die europäische Kriegführung im Gefolge solcher unbekannten Hülfsmittel den Azteken gegenüber verlieh.

Mittlerweile trat eine andere Sorge näher und näher an den Feldherrn heran: nicht nur fehlte es in seinem Lager an Lebensbedürfnissen, wie Oel, Salz u. s. w., sondern seine Leute litten auch unter dem Einflusse der rauhen Bergluft, gegen welche sie sich nicht so erfolgreich schützen konnten, wie gegen Bogen und Pfeile. Dennoch blieben sie guten Muthes im Hinblick auf den glänzenden Erfolg ihrer Kriegskunst und Disciplin.

Cortez, welcher den Augenblick für günstig hielt, schickte eine neue Gesandtschaft in die Hauptstadt und ließ seine friedlichen Zusicherungen wiederholen. Aber der Senat von Tlascala war noch nicht genug gedemüthigt, so groß auch das allgemeine Entsetzen über die erlittenen Niederlagen sein mochte. Maxixcatzin, einer der vier Großen, die der Republik vorstanden, stimmte dafür, die angebotene Verbindung einzugehen. Er hatte erfahren, mit welcher Großmuth die Spanier ihre Gefangenen behandelten, und ihm ward klar, daß ihre Freundschaft ebenso schätzenswerth sei, als ihre Feindschaft noch verderblicher werden konnte. Aber die Kriegspartei war gegen ihn, und der junge Xicotencatl brannte vor Begierde, den Flecken, der zum erstenmale auf die kleine Republik gefallen war, mit dem Blute der Weißen auszulöschen.

Die Versammlung wandte sich in ihrer Ungewißheit an die Priester, deren Rath die indianischen Häuptlinge Amerika's noch heute befolgen. Die Priester verkündeten, die Spanier seien Kinder der Sonne, aus deren Strahlen sie ihre Kraft schöpfen; ein nächtlicher Angriff werde daher sicherlich den besten Erfolg für die Tlascalaner haben. Der Ausspruch leuchtete ein und Xicotencatl erhielt die Erlaubniß, mit zehntausend Kriegern die Christen bei Nacht zu überfallen. Der Plan blieb so geheim gehalten, daß die Spanier nichts davon merkten. Zum Glücke für sie war die zu der Unternehmung auserkorene Nacht von den Strahlen des Mondes erhellt. Auch waren die Spanier stets auf ihrer Hut. Einem der Vorposten schien es, als rückten aus weiter Entfernung große Haufen Indianer gegen das Lager. Er zögerte nicht, dem nächsten Posten seine Wahrnehmung mitzutheilen. Es wurde sogleich Alarm geschlagen und die Spanier, die, wie wir wissen, stets mit ihren Waffen zur Seite schliefen, während ihre Pferde gesattelt und gezäumt neben ihnen standen, waren in weniger als fünf Minuten kampfbereit. Cortez wollte den Angriff nicht abwarten, sondern überfiel den Feind, als dieser kaum den Fuß des Hügels erreicht hatte. Das Feldgeschrei: „San Jago!" ertönte, das Häuflein Spanier eilte den Abhang hinunter, schwang kühn die Banner hoch in der Luft und erschien den bestürzten Tlascalanern gleich einem Gespensterheer im fahlen Mondlichte. Die Indianer begnügten sich, einen Pfeilhagel

auf die Feinde loszulassen; dann flohen sie in der größten Verwirrung über die Ebene. Die Reiter hatten die Flüchtigen bald erreicht und metzelten erbarmungslos nieder, was in ihre Hände fiel, bis endlich Cortez, des Blutvergießens müde, seine Leute zurückrief.

Am nächsten Tage sandte der staatskluge spanische General wieder eine Botschaft nach der Hauptstadt. Den Gesandten wurden die Aufträge durch die Dolmetscherin Marina mitgetheilt. Diese ausgezeichnete Frau hatte sich durch die Standhaftigkeit und Heiterkeit, womit sie die Entbehrungen des Lagerlebens ertrug, die allgemeine Hochachtung erworben; weit entfernt, die natürliche Schwachheit und Schüchternheit ihres Geschlechtes zu verrathen, schreckte sie nicht nur vor keiner Beschwerde zurück, sondern that auch ihr Möglichstes, um die Soldaten aufzumuntern, während sie andererseits die Leiden ihrer Landsleute zu mildern suchte. Die Boten gingen diesmal mit den symbolischen Zeichen eines Briefes in der einen und eines Pfeiles in der andren Hand nach Tlascala, dessen Einwohner sie sehr niedergedrückt fanden. Das Mißglücken des nächtlichen Angriffes hatte deren letzten Hoffnungsfunken erstickt. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich zu ergeben und sie wählten nunmehr vier Häuptlinge, die in's Lager der Christen gehen sollten, um ihnen einen freien Durchzug und eine freundliche Aufnahme in der Hauptstadt zuzusichern. Die Abgesandten mußten am tlascaltekischen Lager vorbei. Xicotencatl, von ihrem Vorhaben unterrichtet, wollte sie nicht weiter ziehen lassen, denn er war mit dem beabsichtigten Schritte durchaus nicht einverstanden. Er hielt die Fremden nicht für überirdische Wesen, sondern für gewöhnliche Menschen und weigerte sich ganz entschieden, seine Feindseligkeiten gegen sie einzustellen, noch weniger wollte er etwas von einem Bündniß mit ihnen hören. Zuletzt überredete er sogar die Gesandten, ihren Besuch bei den Spaniern zu unterlassen. Die Letzteren erfuhren natürlich nichts von den Vorgängen, die in der tlascaltekischen Hauptstadt zu ihren Gunsten stattgefunden hatten.

Das Benehmen des Xicotencatl wird von den castilianischen Geschichtschreibern als das eines blutigen Barbaren verdammt, wir aber achten in ihm einen hohen, muthigen Geist, der wie eine stolze Säule majestätisch an der Spitze der zusammenstürzenden Indianerherrschaft steht, dessen Scharfsinn die Verderben bringenden Absichten der Europäer durchblickte, mit prophetischem Auge alles kommende Elend des Landes voraussah. Uns mahnt die Vaterlandsliebe jenes ausgezeichneten Indianers, der ungebeugt immer von Neuem seine Brüder zum heißen Kampfe gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes aufruft und zum heiligen Streit für Freiheit und Ehre ermuthigen möchte, es ihm gleichzuthun, wenn ein böser Nachbar unsere Unabhängigkeit antasten wollte.



Verbrüderung der Spanier mit den Tlascalteken. Verheirathung mit den Töchtern derselben.

Drittes Kapitel.

Bündniß mit Tlascala.

Beschwichtigung der Unzufriedenen in der Armee. Tlascalanische Spione und ihre Bestrafung. — Friede und Bündniß mit der kleinen Republik. Beschreibung ihrer Hauptstadt. Botschafter von Montezuma. Einladung nach Cholula.

(1519.)

Zu den Schwierigkeiten, welche sich dem Helden unserer Erzählung entgegen stellten, zu der Beharrlichkeit des Feindes, zu den schlimmen Wirkungen eines ungewohnten Klima, zu der bereits bemerkbaren Unzufriedenheit unter seinen Truppen hatte sich in den letzten Tagen eine Fieberkrankheit gesellt, die seinem Körper schlimm zusetzte. Dennoch stellte er sich am nämlichen Tage, als die Gesandtschaft nach Tlascala abging, an die Spitze eines kleinen Reitertrupp, um die nächste Gegend zu durchstreifen. Er war so unwohl, daß er sich kaum im Sattel halten konnte, die scharfen Winde vermehrten seine Leiden, dennoch ward der Fouragezug fortgesetzt.

Nach dem römischen Grundsatze, den Feind nicht allein durch die Kraft des Armes, sondern auch durch Milde gegen die Unterwürfigen zu entwaffnen,

war sein Weg nur da durch Blut und Verwüstung bezeichnet, wo ihm Widerstand entgegengesetzt ward. Der General schreibt darüber in einem Briefe an Karl den Fünften: „Da wir, um des wahren Glaubens und des Dienstes Ew. Majestät willen, unter dem Banner des Kreuzes kämpften, krönte uns der Himmel mit solchem Erfolge, daß, während eine Unzahl der Ungläubigen geschlagen wurde, die Castilianer nur einen geringen Verlust erlitten."

Die berühmte Fahne des Eroberers, unter welcher die Spanier kämpften, ist noch heute in Meriko aufbewahrt.

Als Cortez in's Lager zurückkehrte, fand er nur zu begründete Ursache zur Unruhe in der inzwischen laut gewordenen Unzufriedenheit seiner Soldaten. Die fast unerträglichen scharfen Winde, welche durch die Kleidung der Leute drangen, hatten das Gefühl der Unbehaglichkeit vermehrt. Die Mehrzahl der Krieger würde längst gern den Rückzug angetreten haben; als der General ermahnte: „Wir fechten unter dem Banner des Kreuzes, Gott ist stärker, als die Natur!", schwiegen sie wol, ohne sich jedoch zufrieden zu geben. Während seiner Abwesenheit steigerte sich ihr Mißmuth fast bis zum Aufstande. Ihre Geduld war durch ein Leben von endlos erscheinenden Mühseligkeiten und Gefahren erschöpft, die Idee, Meriko zu erreichen, wurde von der ganzen Armee nur noch wie ein Traum behandelt. Die Aussicht auf weitere Feindseligkeiten mit dem kriegerischen Volke, unter welches die Europäer gerathen waren, umnachtete ihren Geist. — Eine Anzahl unruhiger Krieger, hauptsächlich von der Velasquez'schen Partei, sagte dem Cortez gerade heraus, die Leiden seien zu groß, um sie fernerhin ertragen zu können; Alle haben eine, die meisten unter ihnen zwei bis drei Wunden erhalten; mehr als vierzig von ihnen seien seit der Abreise von Veracruz um's Leben gekommen, der Gedanke, ein Reich wie Meriko mit seinen Millionen von Bewohnern zu erobern, sei Wahnsinn und das Gerathenste wäre, die Schritte nach Veracruz zurückzulenken.

Cortez hörte diese Auslassungen mit der vollkommensten Ruhe an; er kannte seine Leute und anstatt sie zurechtzuweisen oder ihnen eine barsche Antwort zu geben, begegnete er ihnen mit ebenso großer Milde, wie Offenheit. Er gab zu, daß ihre Worte viel Wahrheit enthielten. Die Leiden seiner Gefährten seien schwer, härter als die der römischen und griechischen Helden; aber um so glänzender werde auch ihr Ruhm sein. Lorbern seien nur durch Mühe und Gefahren zu erringen, und er selbst habe ja, ohne zu murren, alle Entbehrungen mit ihnen getheilt. Jetzt umzukehren dünke ihm unmöglich; die Tlascalaner würden dann triumphirend ihnen entschlossen auf dem Fuße folgen, und auch ihre bisherigen Freunde, die Totonaken, ihre Feinde werden. Er beschwor sie wiederholt, statt nach Cuba, die Augen nach Meriko, dem Hauptgegenstande ihres Unternehmens, zu wenden.

Während dieser Unterredung hatte sich eine große Anzahl Soldaten um Cortez versammelt, und die Mißvergnügten, sowol durch die Anwesenheit ihrer Kameraden, als durch die Geduld ihres Befehlshabers ermuthigt, erklärten, sie seien noch lange nicht überzeugt, ein zweiter Sieg wie der letzte, werde ihr Verderben sein. Nun wurde Cortez ungeduldig und unterbrach ihre Worte mit dem Verse eines alten Liedes: „Besser in Ehren sterben, als in Schande leben," der von einem großen Theile der Anwesenden laut wiederholt wurde. Die Unzufriedenen zogen sich schließlich unter Murren und Verwünschungen gegen ihren Anführer und ihre muthigeren Waffenbrüder zurück.

Am Morgen nach dem oben erwähnten Ereignisse wurden die Spanier von einem kleinen tlascalanischen Trupp, welcher weiße Federn als Zeichen des Friedens trug, überrascht. Sie brachten Vorräthe aller Art und einigen Goldschmuck, Geschenke ihres Feldherrn, der, wie sie sagten, des Krieges müde sei und eine Ausgleichung mit den Fremdlingen wünsche; bald werde er selbst im Lager erscheinen. Diese Nachricht erregte allgemeine Freude und die Gesandten hatten sich der gütigsten Aufnahme zu erfreuen.

Nach Verlauf von einigen Tagen verließen zwei oder drei Tlascalteken das spanische Lager, was Verdacht in Marina erweckte. Sie theilte dem General ihre Vermuthung mit, daß die Boten wol Spione seien, worauf Cortez die zurückgebliebenen fünfzig greifen und jeden Einzelnen einer scharfen Befragung unterwerfen ließ. Mit Schrecken erfuhr man, wie gegründet Marina's Argwohn gewesen. Cortez befahl hierauf, den Schuldigen die Hände abzuhauen und in solch' greulichem Zustande schickte er sie mit folgendem Auftrage zu ihren Landsleuten zurück: „Die Tlascalaner mögen bei Tag oder bei Nacht kommen, sie werden die Spanier immer wohl vorbereitet finden!"

Das jämmerliche Schauspiel ihrer verstümmelten Brüder verbreitete Entsetzen im Lager der unglücklichen Indianer und beraubte den stolzen Häuptling seiner bisherigen Zuversicht, zumal als er sah, daß sich die tlascalanischen Krieger weigerten, gegen einen Feind zu kämpfen, der ihre Gedanken zu lesen und ihre Pläne zu errathen vermöge, noch ehe sie völlig an's Licht getreten seien.

Die den Spionen von Cortez auferlegte Strafe mag dem Leser unmenschlich erscheinen, aber wir müssen bedenken, daß Spione und Verräther nach dem Kriegsgebrauch eigentlich Todesstrafe verdienten, und daß das Abschlagen der Hände als eine Milderung dieser Strafe anzusehen ist. Es hieße, einem rauhen Krieger zu viel zu trauen, wollte man verlangen, daß er so hoch über seinem Jahrhundert hätte stehen sollen, um die grausamen Gebräuche desselben durch edle zu ersetzen, für welche zu jener Zeit kaum Jemand ein Verständniß hatte.

Friede mit Tlascala.

Man hatte in der That alle weiteren Gedanken an Widerstand aufgegeben. Vier Abgesandte machten sich auf den Weg nach dem spanischen Lager, und ihnen folgte nach einigen Tagen Xicotencatl selbst mit einem großen Gefolge, um Frieden zu schließen. Neugierig umringten die spanischen Kriegsleute den jungen Helden. Er war etwas über mittlerer Größe, breitschulterig und musculös, sein Kopf etwas groß, seine Züge waren wie von schweren Sorgen durchfurcht, obgleich er erst im fünfunddreißigsten Lebensjahre stand. Als er Cortez sah, grüßte er ihn ehrerbietig, indem er die Erde und dann den Kopf mit der Hand berührte, während seine Untergebenen Weihrauchwolken in die Luft aufsteigen ließen. Der edle Tlascalaner nahm die ganze Verantwortlichkeit für das vergossene Blut auf sich; „denn," so sagte er, „er habe die Weißen für Feinde gehalten, da sie mit den Verbündeten und Vasallen des Montezuma einhergezogen seien. Jetzt aber," fuhr er fort, „komme ich im Namen meines Volkes, um den Spaniern in dessen Namen Gehorsam und Treue zu geloben. Ich bin überzeugt, sie werden meine Landsleute so treu im Frieden finden, als sie sich standhaft im Kriege zeigten. Ich bitte nicht für mich, sondern nur darum, daß die Sieger nicht die Unabhängigkeit meines Vaterlandes antasten."

Cortez bewunderte im Stillen die edle Freimüthigkeit des wackeren Häuptlings. Der Tapfere achtet den Tapfern; dennoch nahm er eine strenge Miene an und machte ihm Vorwürfe über seinen langen, hartnäckigen Widerstand. „Doch," fügte der spanische General hinzu, „ist es auch nicht möglich, das Geschehene auszulöschen, so will ich für meinen Theil alles Vergangene vergessen, und die Tlascalaner willig als Vasallen des Kaisers, meines Herrn, annehmen. Wenn sie sich treu bewähren, werden sie eine feste Stütze in mir finden, sind sie hingegen falsch, so weiß ich mich auf furchtbare Weise zu rächen."

Der Kazike befahl hierauf seinen Sklaven, kleine Geschenke von Goldschmuck und Federmosaik vor den Spaniern auszubreiten. Er bringe nur wenig, meinte Xicotencatl lächelnd, denn das Land sei arm; der aztekische Kaiser habe ihm nur seine Freiheit und seine Waffen gelassen. — „Ich lege mehr Werth auf die Gaben der Tlascalaner, als ich auf ein Haus voll Gold, das eine andere Nation mir schenken wollte, legen würde," war Cortez' ebenso großherzige als kluge Antwort; denn nur durch den Beistand dieses tapferen Gebirgsvolkes konnte er hoffen, das Gold Meriko's zu gewinnen. Das war ihm zur Gewißheit geworden.

So endigte der blutige Krieg mit der stolzen kleinen Republik, ein Krieg, während dessen Dauer die Glücksschale der Spanier manchmal gar sehr geschwankt hatte.

Während die Indianer noch im Lager waren, wurde eine Gesandtschaft des Montezuma angemeldet. Der Kaiser hatte jeden Schritt der Europäer

überwachen lassen, und gehofft, daß sie ihr Grab in Tlascala finden, wenn sie überhaupt Sterbliche seien. Die fortwährenden Nachrichten von ihren Siegen hatten ihn aber wiederum mit Furcht und Entsetzen erfüllt; seine kaum überwundene Angst war mit voller Macht zurückgekehrt, er sah in den Spaniern „die Männer des Schicksals," welche ihm das Scepter entreißen sollten. In seiner tödlichen Ungewißheit schickte er fünf Große seines Hofes mit einem Gefolge von zweihundert Sklaven in das Lager der Christen. Die Gesandten überbrachten außer reichen Geschenken an Stoffen und Mänteln 300 Unzen Gold oder 12,000 Gulden, welche sie dem spanischen General zu Füßen legten, indem sie zugleich wiederholt ihr Bedauern ausdrückten, daß ihr Gebieter die Europäer nicht in seiner Hauptstadt empfangen könne, da er für die Sicherheit seiner Gäste nicht einstehen könne, denn die Einwohnerschaft von Tenochtitlan sei ebenso zahlreich, wie unbändig. Die Spanier möchten sich mit dem Anerbieten von seiner Seite zufrieden stellen lassen, daß er ihrem großen Monarchen einen alljährlichen Tribut entrichten wolle. Welch' neue Schwäche! Den goldgierigen Europäern zeigte der kleinmüthige Herrscher des aztekischen Reiches einen offenen Goldschrein, hatte aber nicht den Muth, den Zugang zu demselben zu vertheidigen.

Cortez dankte mit den freundlichsten Worten für die Freigebigkeit des aztekischen Fürsten, sowie für seine guten Absichten, und ließ ihm sagen, „er hoffe jene eines Tages mit guten Werken vergelten zu können." Zugleich aber wiederholte er, er müsse unter allen Umständen auf Befehl seines Gebieters die Hauptstadt besuchen, ob Montezuma seine Einwilligung gebe oder nicht.

Zwei der Boten kehrten nach Mexiko zurück, um ihren Monarchen mit dem Zustande des Lagers der Spanier bekannt zu machen, drei verblieben bei der Armee derselben, denn Cortez wollte, daß sie Zeugen von der ihm bewiesenen Ergebenheit der Tlascallaner seien.

Die Parole hieß von nun an: „Nach Mexiko!"

Nachdem die Spanier sich wieder gekräftigt und dem Himmel nochmals inbrünstig für ihre Siege gedankt hatten, brachen sie zunächst nach der Hauptstadt ihrer neuen Verbündeten auf.


Uebersichts-Karte über den Theil
von
Mexiko,
welchen Cortez auf seinem Zuge, von der Insel Cozumel, der Küste entlang bis zur Hauptstadt,
berührte.
GOLF VON MEXICO
SISAL BANK
Sisal
Igil
Uxmal
CATOCHE
COZUMEL
C. CROIX
TURNEFF
Sabanchi
R. TABASCO
Palenque
Tabasco
Comitlan
Minatitlan
Tehuantepec
Tilapa
Acapulco
Tampico
C. ROXO
Tuxpan
Chiahuitzla
Zempoalla
Jalapa
SANJUANDEULUA
V. Cruz
Tlascala
Cholula
MEXICO
Tepeaca
Amaquemecan

Bündniß mit Tlascala.

Tlascala, die Hauptstadt der Republik gleichen Namens, war ungefähr sechs Meilen vom spanischen Lager entfernt. Dahin machten sich die Spanier auf den Weg. Ueber eine tiefe Bergschlucht hinweg schritten sie auf einer neu angelegten Brücke voran und hatten bald mehrere ansehnliche Ortschaften hinter sich. Am 23. September 1519 befand sich Cortez und sein Heer vor den Stadtmauern Tlascala's, feierlich empfangen und begrüßt von Priestern in weißen Gewändern, festlich geschmückten Männern und Frauen mit Blumengewinden und Rosensträußen, sowie von jungen Mädchen, welche Krieger und Pferde mit Rosen bekränzten. In der Stadt selbst war das Gedränge so groß, daß Sicherheitsdiener nur mit Mühe den Raum zum Durchzug der Armee frei machen konnten, während die azoteas oder flachen Dächer mit Neugierigen überfüllt waren. Blumenguirlanden zierten die Häuser und Laubgänge die Straßen, die ganze Bevölkerung gab sich der Freude hin, Gesänge und Jubelrufe, mit der wilden Musik nationaler Instrumente vermischt, erfüllten die Luft. Langsam bewegte sich der Zug nach der Wohnung von Xicotencatl, dem bejahrten Vater des Helden von Tlascala und einem der vier Großen der Republik. Der alte Häuptling umarmte Cortez, und fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht, da er fast blind war. Dann geleitete er ihn in einen geräumigen Saal zum reichen Mahle.

Tlascala war eine der wichtigsten und bevölkertsten Städte im Tafellande. Cortez vergleicht sie in seinem Briefe an den Kaiser mit Granada, aber wahrscheinlich sah er sie im Lichte seiner Phantasie verschönert und vergrößert. Die Häuser bestanden meistens aus Erde oder Lehm, die der Vornehmeren aus Stein und Kalk; sie hatten weder verschließbare Thüren noch Fenster. In den Eingängen hingen Matten mit kupfernen Fransen, die durch ihr Klingen den eintretenden Gast anzeigten. Die Straßen waren eng und finster, aber von einer aufmerksamen Polizei überwacht. Jeden fünften Tag wurde ein Markt abgehalten und es strömten dann aus Nah und Fern über 30,000 Menschen zusammen, um die heimischen Naturerzeugnisse feilzubieten und dafür einzuhandeln, was die Gewerbthätigkeit der Landeshauptstadt bot, insbesondere die in großem Rufe stehenden Töpferwaaren.

Die Stadt war in Viertel eingetheilt, welche, durch hohe Mauern von einander getrennt, besondere Stadttheile bildeten. In jedem derselben residirte einer der vier großen Häuptlinge, umgeben von seinen Hofleuten.

Von bekannten Einrichtungen der Civilisation fanden die Spanier nur Barbierstuben und Badeanstalten, welche von den Einwohnern häufig besucht wurden. Oft erschütterten Gewitterstürme, aus der Sierra heranziehend, die schwachen Gebäude der Stadt bis in ihre Grundlagen, doch das kühne und hart erzogene Volk dieser Berge war daran gewöhnt. Es führte ein mäßiges und arbeitsames Leben und aß sein Brod im Schweiße des Angesichts. Sein Herz glühte von Vaterlandsliebe, und stolz trug es sein Bewußtsein der

Unabhängigkeit zur Schau. So war der kräftige Volksstamm beschaffen, mit dem sich Cortez zur Ausführung seines großen Werkes verband.

Nachdem sich der spanische General von der Aufrichtigkeit seiner neuen Verbündeten überzeugt hatte, wollte er den heiligsten Zweck seiner Mission erfüllen: er wollte seine neuen Freunde zum Christenthum bekehren. Hierzu bot sich ihm eine geeignete Gelegenheit, als die Häuptlinge den Vorschlag machten, zur Befestigung des Bündnisses ihre Töchter mit Cortez und seinen Offizieren zu verheirathen. Der General antwortete, dies sei unmöglich, so lange die Tlascalteken im Heidenthum verharrten. Dann suchte er sie vermittelst der Geistlichen mit den Wahrheiten des christlichen Glaubens bekannt zu machen. Er selbst zeigte ihnen das Bild der Maria mit dem Jesuskinde; in ihm, dem Erlöser der Welt, würden sie allein ihr Heil finden, während ihre Götter ihnen das ewige Verderben brächten.

Die Zuhörer, wenn auch nicht überzeugt, schienen von Ehrfurcht durchdrungen. Als er mit seiner Rede zu Ende war, erwiderten sie, der Gott der Christen müsse ein guter und großer Gott sein, und gerne wollten sie ihn unter ihre Götter aufnehmen, aber entsagen könnten sie diesen nicht. Es wäre undankbar, die zu verlassen, welche sie von Jugend auf treu bewacht haben, und schwere Strafe würde sie deswegen treffen.

Der treffliche Olmedo rieth nun von weiteren Bekehrungsversuchen ab; er sagte, er habe keine Lust, die Scenen von Cempoalla sich wiederholen zu sehen, und ein erzwungener Uebertritt gefalle Gott nicht. Wozu den Altar umstürzen, wenn das Götzenbild im Herzen noch throne? oder weshalb das Idol zerstören, um einem andern Platz zu machen?

Wir haben mehrfach des braven Olmedo gedacht und da sich mit den ersten Sendboten des Christenthums nicht selten die Vorstellung fanatischen Glaubenseifers verbindet, welcher für die Wirksamkeit vieler ihrer Nachfolger so charakteristisch ist, so thut es uns wahrhaft wohl, in den Priestern Olmedo und Diaz, Cortez' Begleitern, Männer verehren zu dürfen, deren Herzen nicht von jener flammenden Glaubenswuth ergriffen waren, die Alles, was sie berührt, versengt oder vernichtet. Olmedo war als Heidenbekehrer nach der neuen Welt gezogen und sein ganzes Streben galt der Wohlfahrt derer, welchen er sein Leben gewidmet hatte. Er kann als seltenes Beispiel einer durch Vernunft geregelten Begeisterung gelten.

Dank den Rathschlägen Olmedo's wurden die Bekehrungsversuche einstweilen aufgegeben; hingegen gelang Cortez eine andere wackere That. Er zwang die Tlascalteken, die Fesseln der unglücklichen, zum Opfer bestimmten Gefangenen zu lösen, und erhielt die Erlaubniß zur ungestörten Ausübung der religiösen Pflichten für seine Armee. Ein Kreuz wurde errichtet, und jeden Morgen die Messe im Beisein der ganzen Armee gefeiert.

Nachdem die religiösen Streitigkeiten geschlichtet waren, willigte der spanische General in die Verbindung seiner Offiziere mit den Kaziken-

töchtern. Fünf der schönsten tlascaltekischen Mädchen empfingen die heilige Taufe und mit ihr zugleich castilianische Namen. Unter den Jungfrauen befand sich auch Donna Louisa, die Tochter Xicotencatl's. Die ausgezeichnete Fürstentochter wurde von ihrem Vater dem Alvarado gegeben, der sich durch sein offenes, freundliches Wesen bei den Tlascalteken sehr beliebt zu machen wußte, und von ihnen den Beinamen „Tonatiuh" oder „Sonne" erhalten hatte. Auch Cortez gaben sie einen Beinamen, indem sie ihn nach seiner schönen Begleiterin Malinche, wie Marina bei den Eingeborenen hieß, Malintzin, d. h. Gebieter der Marina, nannten.

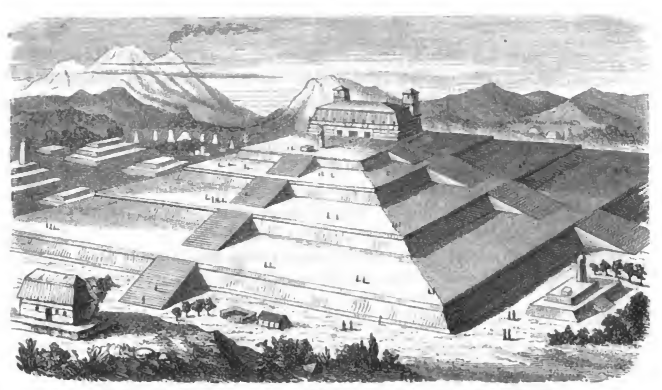
Unterdessen war wieder eine Botschaft vom merikanischen Hofe angelangt. Die Gesandten brachten, wie gewöhnlich, kostbare Geschenke von Montezuma, hatten jedoch diesmal einen anderen Auftrag von ihm auszurichten. Er ließ die Spanier, mit der Zusicherung eines herzlichen Willkommens, in seine Hauptstadt einladen, und sie zugleich ersuchen, kein Bündniß mit den gemeinen und wilden Tlascalteken einzugehen, sondern sich nach der freundlichen Stadt Cholula zu begeben, wo schon alle Anstalten zu ihrem Empfange getroffen seien.

Während seines Aufenthaltes in Tlascala erschienen vor dem spanischen Feldherrn unter vielen andern auch Sendboten von Ixtlilxochitl, dem ehemaligen Thronprätendenten von Tezcuco. Er ließ Cortez seine Dienste anbieten, wenn er ihm auch zur andern Hälfte des Landes seiner Väter verhelfen wolle, das Cacama beherrschte. Der kluge Cortez gab eine Antwort, welche die Hoffnungen des Prinzen neu beleben und ihn für sich gewinnen mußte.

Die Spanier rüsteten sich zum Aufbruch.

Mit Bedauern nahmen die Tlascalteken dies wahr und riethen von dem Besuche in Meriko ab. Sie sagten: „Traut nicht den schönen Worten des Kaisers, nicht seiner Höflichkeit und seinen Geschenken. Er ist ein falscher Freund." Auch warnten sie Cortez, den Weg nach Cholula einzuschlagen, zumal dessen als treulos und hinterlistig bekannte Einwohner bis dahin ihn noch nicht einmal durch eine Gesandtschaft begrüßt hatten, während dies von viel entfernteren Städten geschehen war.

Sie hatten außerdem in Erfahrung gebracht, daß eine starke aztekische Streitmacht in der Nähe von Cholula lagere und daß man in der Stadt selbst sich in Vertheidigungszustand versetze. Sie argwöhnten daher einen hinterlistigen Plan zur Vernichtung der Spanier. Aber alle ihre Bedenken vermochten nicht, den Befehlshaber in seinem Entschlusse wankend zu machen. Kaum waren drei Wochen vergangen, seit die Castilianer ihre Quartiere in Tlascala aufgeschlagen hatten, erst sechs Wochen seit sie in die Republik eingedrungen, und indem sie nach Cholula aufbrachen, schickten sie sich nur an, ihrem großen Ziele näher zu kommen.



Teocalli von Cholula, nach den besten Quellen restaurirt von O. Mothes.

Viertes Kapitel.

Das Blutbad von Cholula.

Die Hauptstadt Cholula. — Großer Tempel. Blick von demselben. — Marsch auf Cholula. — Empfang der Spanier. — Entdeckte Verschwörung. Schreckliches Gemetzel. — Wiederherstellung der Ruhe. — Neue Boten von Montezuma. — Heimkehr der Cempoallaner.

(1519.)

Die alte Stadt Cholula lag ungefähr sechs Meilen südlich von Tlascala und zwanzig Meilen süd-östlich von Meriko. Cortez schätzt ihren Umfang auf 20,000 Häuser innerhalb ihrer Mauern und ebensoviele außerhalb derselben, was wol zu hoch gegriffen ist; aber wie hoch ihre Einwohnerzahl auch gewesen sei, man glaubt 150,000, sie war zur Zeit ihrer Besitzergreifung durch die Spanier unzweifelhaft eine der bevölkertsten und blühendsten Städte des aztekischen Reiches. Nach Herrera zogen Cortez bei der Belagerung von Meriko allein 12,000 cholulanische Krieger zu Hülfe.

Die Gründung Cholula's wird den ersten Stämmen, welche das Land vor den Azteken inne hatten, zugeschrieben und die Form ihrer Regierung glich der von Tlascala. Ihre Verbindung mit Meriko veranlaßte häufige Reibungen mit ihrem Nachbar- und Bruderstamme, den Tlascalteken; aber obgleich an Civilisation und Schlauheit weit über den biedern Gebirgsbewohnern stehend, waren die verweichlichten Cholulaner im Kriege doch keine würdigen Gegner der Schweizer von Anahuac. Die durch Alterthum und Gesittung hochberühmte Stadt galt zugleich für den größten und wichtigsten Handelsplatz der Hochebene;

ihre Bewohner zeichneten sich durch Fertigung schöner Metallarbeiten und Baumwollenfabrikate, sowie feiner Töpferarbeiten aus, welche mit den florentinern an Schönheit wetteifern konnten.

Noch ehrwürdiger als durch ihr Alter war die Stadt durch ihre Traditionen. Hier ruhte der Gott Quetzalcoatl auf seiner Reise nach der Küste und lehrte die toltekischen Bewohner zwanzig Jahre lang die Künste der Gesittung. Er hatte sie mit besseren Regierungsformen bekannt gemacht und in einer geistigeren Auffassung der Religion unterrichtet. Unter ihm wurden nur Früchte und Blumen der jeweiligen Jahreszeit geopfert. Streift man den Mythus ab, so erscheint uns Quetzalcoatl als ein ungewöhnlich reichbegabter Mensch, der durch das Licht seines aufgeklärten Geistes die Dunkelheit seines Zeitalters verscheuchte und von den dankbaren Nachkommen den Landesgöttern beigesellt wurde. Ihm zu Ehren errichteten seine Verehrer den ungeheuren Hügel, den der Reisende noch heute mit Bewunderung als das kolossalste Bauwerk Neuspaniens betrachtet, und der durch seine Formen einigermaßen an die Pyramiden des Nilthales erinnert*). Auf dem Gipfel des Riesenbaues, der an seiner Grundfläche einen Raum von 44 Morgen einnahm, stand ein prachtvoller Tempel, der das Bild des mystischen „Luftgottes" barg. Von dem Haupte desselben mit seinen finsteren Gesichtszügen hing ein reicher Federschmuck herab, ein goldenes Band schloß den Hals ein, an seinen Ohren hingen Ringe aus Türkis und in der einen Hand trug er einen reich mit Edelsteinen verzierten Herrscherstab, während die andere einen Schild von wunderbarer Farbenpracht festhielt. Dieses Bild war ein Gegenstand der Verehrung im ganzen Lande.

Aus den entferntesten Theilen von Anahuac kamen Pilger, um ihre Opfergaben auf den Altar des Quetzalcoatl niederzulegen. Aber nicht nur der „Luftgott" wurde in Cholula verehrt, sondern auch zu Ehren vieler anderer Gottheiten erhoben sich hier Tempel in Menge und in keiner zweiten Stadt fand man eine so große Anzahl Priester, so zahlreiche Processionen, so viele religiöse Ceremonien und Festlichkeiten. Cholula war für das Land, was Mekka den Muhammedanern oder Jerusalem den Christen ist: es war „die heilige Stadt" in Anahuac. Die Gottesdienste wurden aber leider nicht in dem reinen Geiste der Schutzgottheit gefeiert; alle Altäre waren mit Menschenblut befleckt. Wie es heißt, wurden jährlich sechstausend Opfer geschlachtet.

Weit über die übrigen Tempel, die ganze Umgegend beherrschend, erhob sich „die große Pyramide" von Cholula mit ihrem ewigen Feuer, das seine Strahlen durch das Dunkel sandte und dem Volke verkündete, daß hier der Dienst des guten Gottes stattfinde, der eines Tages wieder kommen und über das Land herrschen werde.

*) Nach Brasseur wurde diese cholulanische Pyramide von Xelhua, einem Begleiter des Quetzalcoatl, erbaut. — Histoire des nat. civil. du Mexique etc. Tom. I, page 153.

Von der Platform des berühmten Teocalli hatte man ein Panorama, wetteifernd an Großartigkeit mit den gerühmtesten Fernsichten: gegen



Blick auf den Orizaba.

Westen eine Schranke von Porphyrfelsen mit den Bergriesen Popocatepetl und Iztaccihuatl im Hintergrund; nach Osten eine Ueberfülle von Wald und Pflanzenwuchs, von der kegelförmigen Spitze des Orizaba überragt.

Näher den Blicken des Beschauers in scharf sich abhebenden, wohlthuenden Linien lagen die Höhenzüge der Sierra de Malinche, die ihre Schatten über die Ebenen Tlascala's warf; zu seinen Füßen breitete sich die blühende Stadt zwischen Gärten und grünen Hainen aus. In den Trümmern, welchen heute das Auge des Besuchers der Pyramide von Cholula begegnet, erblickt derselbe, um uns eines Ausdruckes von Boisserée zu bedienen, „Ruinen veralteter Kultur und zugleich Denkmäler neuerer Barbarei.“

Aber es ist Zeit, daß wir uns wieder nach Tlascala wenden.

„Auf nach Mexiko“! war das Losungswort geworden und so trat am bestimmten Morgen die Armee ihren Marsch über Cholula nach der Hauptstadt an. Eine Menge Einwohner folgten ihr, von Bewunderung erfüllt über die Kühnheit der kleinen Zahl Männer, welche dem großen Montezuma in seiner Hauptstadt Trotz zu bieten entschlossen waren. Tausende von Tlascalteken waren begierig, die Gefahren des Zuges mit den Spaniern zu theilen, Cortez aber wählte unter ihnen sechstausend aus, denn er wollte sich nicht ganz in die Gewalt seiner Verbündeten begeben, auch seinen Marsch nicht von den schwerfälligen Bewegungen einer großen indianischen Armee abhängig machen.

Nachdem das Heer eine rauhe, hügelige Gegend durchkreuzt hatte, kam es in die ausgedehnte Ebene, die sich meilenweit um Cholula erstreckt. In einer Höhe von mehr als 6000 Fuß über der Meeresoberfläche erblickten sie Maisfelder, die saftreiche Aloë, den „Chilli“ oder aztekischen Pfeffer sowie große Cactuspflanzungen, auf welchen die Cochenille gehegt wurde. Kein Acker Landes war unkultivirt, und der Boden sowol von Strömen und Kanälen durchschnitten, als von Wäldern beschattet, die seitdem unter der vernichtenden Axt der Spanier verschwunden sind. Gegen Abend erreichte die Armee einen kleinen Fluß, an welchem die Spanier ihre Nachtquartiere aufzuschlagen gedachten. Hier wurden sie von einigen cholulanischen Kaziken bewillkommnet, die ihnen herzlichen Empfang verhießen. Sobald indeß die Cholulaner ihre Feinde, die Tlascalteken, in Cortez' Heeresgefolge bemerkten, ließen sie unverhohlen ihren Unwillen darüber laut werden. Der spanische Befehlshaber gebot deshalb seinen Verbündeten, nicht mit nach Cholula zu ziehen, sondern sich erst auf dem Wege nach Mexiko wieder mit den Spaniern zu vereinigen.

Am folgenden Morgen hielt er an der Spitze seines Heeres seinen Einzug in die Hauptstadt. Schon als er sich ihren Thoren näherte, sah er links und rechts die Landstraße mit dichten Volkshaufen besetzt: hier zitternde Greise, dort Mütter mit ihren Kindern auf dem Arme, dort endlich blühende Jünglinge und Jungfrauen. Den Spaniern gefiel die Haltung und das artige Auftreten der Cholulaner, die ihnen viel gebildeter erschienen als die andern Stämme, mit welchen sie bisher in Berührung gekommen, sehr wohl. Ihre Verfeinerung gab sich schon in ihrer äußern Erscheinung, wie beispielsweise in Kleidung und Haltung der höheren Stände kund. Sie bedienten sich

unter andern einer Art schön gestickter Mäntel, welche hinsichtlich der Form Aehnlichkeit mit einem Kleidungsstücke der Mauren, dem Albornoz, hatten.

Der Empfang der Spanier von Seiten der Bewohner war nicht minder feierlich, als in Tlascala. Die Volksmenge warf Blumen unter die vorbeiziehenden Soldaten, während barbarische Musikchöre und viele Hunderte von Priestern mit Räucherpfannen das einziehende Heer begrüßten. Besonders aber fiel das reinliche Aussehen der Stadt, die Breite und Regelmäßigkeit der Straßen, die feste Bauart der Häuser und die Menge und Größe der Tempel auf. Der Hof und die Umgebung eines solchen Götzenhauses reichte hin, die ganze spanische Kriegsmacht aufzunehmen.

Die obersten Behörden ließen nicht auf sich warten, Cortez ihre Ehrerbietung kund zu geben; auch schienen sie für die Bequemlichkeit ihrer Gäste außerordentlich besorgt. Der Tisch derselben wurde auf's reichlichste versehen und jeder einzelne Mann mit Aufmerksamkeit überhäuft.

Jedoch in wenigen Tagen änderte sich die Scene. Es erschienen Boten von Montezuma, welche mit den im castilianischen Lager noch befindlichen mexikanischen Gesandten geheimnißvolle Zusammenkünfte hielten und bei ihrer Abreise einen derselben mit sich nahmen. Von diesem Zeitpunkte an zeigte sich in dem Betragen der cholulanischen Wirthe eine ganz merkliche Veränderung; sie besuchten die Spanier nicht mehr freiwillig, wie früher, und wenn sie zu Besuchen aufgefordert wurden, waren sie nicht um Entschuldigungen verlegen. Ja selbst die Lieferungen von Lebensmitteln fielen weniger reichlich aus, weil, wie man vorgab, der Mais ausgegangen sei. Diese bedenklichen Zeichen feindseliger Gesinnung verursachten Cortez große Unruhe und seine Befürchtungen steigerten sich durch die Berichte der Cempoallaner, die mehrere Straßen verbarrikadirt gesehen, die Azoteas oder flachen Hausdächer mit Steinen und Wurfgeschossen beladen und an einigen Stellen mit Zweigen überdeckte Löcher gefunden hatten, in welche, wahrscheinlich um die Bewegungen der Reiterei zu hemmen, Stäbe eingerammelt waren. Auch überbrachten einige aus ihrem Lager angekommene Tlascalteken die Besorgniß erregende Nachricht, daß die Cholulaner ein großes Opfer — hauptsächlich von Kindern — zu Ehren der Götter veranstaltet hätten, um diese günstig für ein beabsichtigtes großes Unternehmen zu stimmen; endlich daß viele Einwohner mit Weib und Kind die Stadt verlassen.

Cortez' hierdurch auf's Aeußerste gesteigerter Argwohn wurde durch seinen guten Engel Marina in Beziehung auf die drohende Gefahr zur Gewißheit erhoben. Ihr liebenswürdiges Wesen hatte ihr die Freundschaft der Gemahlin eines Kaziken gewonnen, die sie dringend bat, ihr Haus zu besuchen und dunkel andeutete, daß sie hierdurch dem Schicksale entrinnen werde, welches die Spanier erwarte. Die Dolmetscherin, die Natur dieses Anerbietens durchschauend, schien damit einverstanden, und stellte sich zugleich sehr unglücklich über die Behandlung der Weißen, welche sie selbst — so gab

sie vor — wider ihren Willen in Gefangenschaft zurückhielten. So erlangte Marina das Vertrauen der leichtgläubigen Cholulanerin und es glückte ihr, den ganzen Plan zu erfahren. Er war von dem wankelmüthigen aztekischen Kaiser angezettelt, der den großen Kaziken Cholula's reiche Geschenke zugeschickt hatte, um sie für seine Pläne zu gewinnen. Die Spanier sollten hiernach bei ihrem Abzuge aus der Stadt überfallen und die angreifenden Bürger durch zwanzigtausend Mexikaner unterstützt werden, die in der Umgegend zusammengezogen worden waren, bereit, den Cholulanern jeden Augenblick zu Hülfe zu eilen. Man hielt die Sache für so gut eingefädelt, daß man den Untergang der Spanier, die den vereinigten Nachstellungen gar nicht würden entgehen können, für gesichert ansah. Bereits war eine ziemliche Anzahl der künftigen Gefangenen für den Opferaltar in Cholula bestimmt, während die Uebrigen gefesselt im Triumphe nach der Hauptstadt Montezuma's geschleppt werden sollten.

Marina zögerte nicht, von dieser Mittheilung Gebrauch zu machen und theilte das Gehörte Cortez mit, der sofort die Frau des Kaziken greifen und in strenge Untersuchung nehmen ließ. Das schwache Weib bestätigte die Berichte der schönen Dolmetscherin. Cortez war in der tödlichsten Verlegenheit. Was sollte er thun? Fliehen und kämpfen schien ihm gleich schwer; er glich einem Wanderer, der in der Dunkelheit seinen Weg verloren hat, und Gefahr läuft, in einen Abgrund zu stürzen, ob er vor-, ob er rückwärts schreite.

Um zu einer zuverlässigen Enthüllung hinsichtlich des Complots zu gelangen, wußte er zwei in seiner Nachbarschaft wohnende Priester dahin zu bringen, ihn zu besuchen. Er behandelte sie während ihrer Anwesenheit außerordentlich artig, überhäufte sie mit Geschenken und entlockte ihnen Alles, was sie von dem Plan ihrer Landsleute wußten. Der Kaiser hatte den Cholulanern anfangs befohlen, die Fremden freundlich zu empfangen, dann hatte er sein Orakel befragt und zur Antwort erhalten, „Cholula werde das Grab seiner Feinde werden, denn die Götter wollen die Entweihung ihrer heiligen Stadt rächen.“ Man hatte solches Vertrauen auf einen günstigen Erfolg des Unternehmens, daß schon zahlreiche Handfesseln für die zu machenden Gefangenen bereit gehalten wurden.

Cortez entließ jetzt die Priester, deren Verschwiegenheit er erkauft hatte, mit dem Auftrage, die obersten Kaziken in seinem Namen um eine Unterredung zu bitten. Zugleich sagte er den zwei scheidenden Gästen, daß er die Stadt am folgenden Morgen verlassen wolle. Hierauf berief er seine Offiziere zu einem Kriegsrathe, ungeachtet sein Entschluß bereits feststand.

Die Mitglieder der Versammlung nahmen die überraschende Nachricht auf verschiedene Weise auf, je nach ihrem Charakter. Einige schlugen vor, die Schritte sogleich nach Tlascala zurückzulenken und in dieser freundlich gesinnten Stadt Schutz zu suchen; Andere, die Energischeren, wollten, daß die Armee einen anderen Weg einschlage; die Meisten

aber, und auch der General, waren der Meinung, das Beste sei, ruhig vorzurücken und der Gefahr kühn in's Angesicht zu schauen, denn ein offenbarer Rückzug werde unfehlbar ihr Verderben sein. Diese kühnen Männer, nur auf sich selbst und ihre geistige Ueberlegenheit angewiesen, wollten den Feinden zeigen, daß die Spanier ebensowenig der List, als der Uebermacht und dem Muthe unterlägen.

Als die eingeladenen Kaziken vor Cortez erschienen, begnügte sich dieser, ihnen sanft ihren Mangel an Gastfreundschaft vorzuhalten und ehe er sich von ihnen verabschiedete, gab er denselben seinen Entschluß kund, der ungastlichen Stadt nicht länger zur Last zu fallen; demgemäß werde er am nächsten Morgen weiter ziehen. Hierauf bat er sie um Ueberlassung von 2000 Gepäckträgern, was die Häuptlinge auch nach einigem Besinnen bewilligten.

Auch die aztekischen Gesandten ließ der spanische Feldherr, ehe sie abreisten, zu sich kommen und machte sie ohne Umschweife mit der Entdeckung der beabsichtigten Verrätherei bekannt, welche er ihrem Kaiser Montezuma zur Last legte. Er fügte bei, „es sei ihm leid, daß die Spanier sich nun gezwungen fänden, einen Fürsten als ihren Feind anzusehen, den sie viel lieber als Freund in seiner Hauptstadt aufgesucht hätten.“ Die Gesandten betheuerten ihre Nichtbetheiligung an dem angezettelten Verrath und versicherten, daß Montezuma unschuldig an einem Verbrechen sei, welches die Cholulaner sicher allein verabredet und beabsichtigt hätten. Cortez stellte sich hierauf, als ob er ihren Worten vertraue, und schwur, daß er sich nunmehr an den Cholulanern doppelt und dreifach rächen werde. Jedoch unterließ er es nicht, die aztekischen Boten unter strenge Aufsicht zu stellen.

Die dem aufregenden Tage folgende Nacht war eine peinliche für die Armee und ihren Führer. Der General schloß kein Auge und jeder Spanier legte sich wohlgerüstet nieder. Auch die Tlascalteken waren auf ihrer Hut; denn es waren Befehle an sie ergangen, sich vorzusehen und am andern Tage auf ein verabredetes Zeichen sich mit den Spaniern in der Stadt zu vereinigen. Die Nacht über blieb Alles ruhig, bis auf den rauhen Trompetenstoß des Priesters, der vom Thurme des Teocalli die Stunden verkündete.



Das Blutbad von Cholula.

Beim erstem Strahl der Morgensonne saß Cortez zu Pferde, und es versammelte sich seine kleine Armee. Der General ließ seine Leute, sowie seine totonakischen Verbündeten auf dem Hofraume des Tempels in Schlachtordnung treten und die Geschütze so aufstellen, daß sie außerhalb der Ringmauern die Zugänge zu dem Teocalli bestrichen. Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als die cholulanischen Häuptlinge mit einem Haufen Träger erschienen, ansehnlicher noch, als man erwartet hatte. Nun trat Cortez mit den Kaziken auf die Seite, beschuldigte sie mit strenger Miene der Verschwörung und zeigte ihnen, daß er mit allen Einzelheiten ihres verrätherischen Planes wohl bekannt sei. Er hielt ihnen vor, wie er ihre Stadt nur auf Einladung des Kaisers als Freund besucht, die Einwohner und ihre Besitzthümer mit Achtung behandelt und, um jeden Schatten von Argwohn fern zu halten, einen großen Theil seiner Kriegsmacht vor den Mauern gelassen habe. Sie hingegen hätten ihn mit Freundlichkeit empfangen, aber unter ihrer lächelnden Miene sei schwarze Bosheit verborgen gewesen.

Die Cholulaner waren bei dieser Beschuldigung wie vom Donner gerührt. Beim Anblicke der Fremden, die ihre geheimsten Gedanken errathen konnten, überlief sie ein kalter Schauer. Vor solchen Richtern galt kein Läugnen. Die entlarvten Verräther entdeckten Alles und suchten sich nur zu entschuldigen, indem sie die Schuld auf Montezuma schoben. Cortez nahm bei diesen Worten die Miene einer noch größeren Entrüstung an, und sagte, dieser Vorwand könne ihnen nicht zur Rechtfertigung dienen; es solle jetzt ein Beispiel stattfinden, vor dem ganz Anahuac erzittern werde.

Nun wurde das verabredete Zeichen gegeben. Ein Blutbad begann, vor dessen näherer Beschreibung wir uns mit Schaudern abwenden. Die armen Eingeborenen im Innern des Tempels, sowie ihre von Außen her zu Hülfe eilenden Landsleute wurden mit einer Schnelligkeit niedergemäht, wie die reife Frucht durch die Hand des Schnitters. Keine Gegenwehr half; alle kämpfenden Cholulaner verfielen dem Tode. Die Unglücklichen hegten bisher noch immer die feste Zuversicht, daß ihr Gott Quetzalcoatl ein Wunder thun werde. Sie glaubten, daß da, wo sich ein Stück des Kalkbewurfes von seinem Tempel gelöst, sogleich eine Wasserflut hervordringen und die unberufenen Fremden vernichten werde; aber der Götze blieb starr und steinern und auch die erwartete Sündflut erschien nicht. Vielmehr erlagen Diejenigen, die sich in die Tempel geflüchtet hatten, sammt den Gebäuden den überall emporlodernden Flammen. Nur ein Cholulaner nahm die angebotene Gnade an, die übrigen stürzten sich von der Höhe in das wogende Flammenmeer. Grausenerregend mischte sich das Stöhnen der Sterbenden, die flehenden Bitten der Besiegten um Gnade unter das laute Feldgeschrei der Spanier und den gellenden Kriegspfiff der heranrückenden Tlascalteken, die nun einem lange gehegten Rachegefühl freien Lauf lassen konnten. Die „heilige Stadt" war bald in ein Pandämonium verwandelt. Als der Widerstand niedergeworfen war, brachen die berauschten Sieger in die Häuser und plünderten Alles, was sie darin Werthvolles fanden. Zur Ehre der Spanier sei indessen erwähnt, daß den Frauen und Kindern kein Leid widerfuhr, obgleich eine große Menge derselben nebst einer Unzahl Männer zu Gefangenen gemacht wurden. Die Schreckensscenen hatten bereits mehrere Stunden gewährt, als Cortez der Zerstörung Einhalt gebot. Das Morden, Plündern, Toben hörte nach und nach auf. Das Erste, was der General nach wiederhergestellter Ruhe that, war, daß er den Tlascalteken gebot, ihre Gefangenen freizugeben; dann ließ er die Stadt von den Leichen säubern, die in den Straßen aufgehäuft lagen. Cortez schätzt in einem Briefe an Kaiser Karl V. die Zahl der Todten wohl etwas zu gering auf 3000. Da der älteste und vornehmste Häuptling unter den Gefallenen war, vereinigte sich der spanische General mit den Abgesandten Montezuma's zur Wahl eines Nachfolgers desselben und schließlich gelang es durch friedliche Maßregeln den Spaniern, das Vertrauen der unglücklichen Bewohner wieder zu erwecken.

Leute aus der Umgegend wanderten herbei, die leer gewordenen Wohnhäuser der Hauptstadt wieder zu füllen; die Märkte wurden wieder eröffnet und die gewöhnlichen Beschäftigungen fleißiger Städter wieder aufgenommen. Doch zeugten überall die schwarzen Ruinen von dem entsetzlichen Orkane, der über Cholula hereingebrochen war. Noch viele Jahre später erzählte man sich von diesem schaurigen Ereignisse, dem „Blutbade in Cholula.“

Diese grauenhafte Begebenheit in der Geschichte der Eroberung Mexiko's hat einen schwarzen Fleck auf dem Ruhme der Spanier haften lassen und auch unsere Stirn umdüstert sich bei dem Gedanken an diesen Schreckenstag. Aber Gerechtigkeit und Billigkeit erheischen, daß wir uns in das Zeitalter jener Ereignisse versetzen. Wir vermögen zwar auch dann noch nicht, die Grausamkeit der Spanier zu rechtfertigen, doch erscheint uns Manches weniger verwerflich, wenn wir uns die Eroberer als Kinder einer rauhen, harten Zeit denken. Sie waren eben ein eisernes Geschlecht, das Gut und Blut für seine Sache einsetzte; und so wenig sie Sorge für's eigene Leben kundgaben, so hatten sie noch viel weniger Achtung für Leben und Wohlergehen ihrer Feinde, welche zudem Götzendiener waren. Aus welchem Gesichtspunkte der Menschlichkeit wir aber auch dieses bedauerliche Ereigniß ansehen, jedenfalls war es ein kluger, politischer Streich, den Cortez ersonnen hatte. Die Völker in Anahuac hatten mit Schrecken und Bewunderung gesehen, wie der kleine Trupp Spanier auf der Hochebene ruhig vorrückte und jedes Hinderniß, das ihnen in den Weg trat, überwand, gleich der Lava, die, dem Vulkane entströmend, sich weder von Felsen, noch von Bäumen und Gebäuden aufhalten läßt, sondern Alles, was ihr auf ihrem Pfade begegnet, mit sich fortreißt, zerstört und verzehrt. Die Spanier, „die weißen Götter“, wie sie oft genannt wurden, galten für unbesiegbar, aber erst seit dem Bluttage von Cholula hatten die Eingeborenen gelernt, wie schrecklich der Europäer Rache sei, und nun zitterten sie!

Niemand aber erzitterte mehr, als der aztekische Kaiser auf seinem Throne. Er las in den Vorgängen der letzten Tage die schwarzen Buchstaben eines unausbleiblichen Verhängnisses. Er fühlte, daß seine Macht dahinschwinden werde, wie ein Morgennebel; und wiederum wollte er sich bei seinen unmächtigen Göttern Rath erholen, aber obgleich die Altäre von frischem Menschenblute rauchten, erhielt er keine befriedigende Auskunft. Deshalb schickte er neue Boten mit Geschenken an Cortez und ließ jeden Antheil an der Verschwörung der Cholulaner ableugnen. Cortez weilte indessen immer noch in der besiegten Stadt. Er wollte nicht scheiden, ohne den Versuch gemacht zu haben, die Bewohner derselben für das Christenthum zu gewinnen; dafür hielt er nun die Zeit gekommen. Demnach drang er in die Einwohner, das Kreuz zu umfassen und sich von den Göttern abzuwenden, die sich in der Stunde der Noth von ihnen abgewendet. Aber es wäre zu viel verlangt gewesen, daß das Volk mit Einem Male den Vortheilen der „heiligen Stadt“

entsagen und zum Range einer gewöhnlichen Gemeinde heruntersteigen sollte. So sah auch der weise Olmedo die Sache an und überredete den Eiferer, sein frommes Vorhaben bis auf spätere Zeit zu verschieben.

Die Genugthuung, auch hier die Kerker der Gefangenen zu öffnen und die Unglücklichen dem Leben wiederzugeben, konnte sich der Feldherr der Christen aber nicht versagen. Hierauf bemächtigte er sich des großen Teocalli, der, aus Steinen gebaut, zum Theil der Wuth der Flammen getrotzt hatte, und ließ ihn zu einem christlichen Tempel einweihen. Ein riesiges Kreuz aus Stein, weithin sichtbar, verkündete, daß die Bevölkerung nunmehr unter dem Schutze des Kreuzes stehe. In der später dort errichteten Marienkirche verrichtet heute ein indianischer Priester, ein Nachkomme der alten Cholulaner, die friedlichen Dienste des katholischen Glaubens an derselben Stelle, wo seine Vorfahren den blutgierigen Götzen grausame Opfer gebracht hatten.

Wiederum waren merikanische Boten angelangt. Sie führten, wie gewöhnlich, reiche Geschenke mit sich, wiederholten die Ableugnung ihres Kaisers wegen der Verschwörung, und drückten Namens desselben sein Bedauern über den unglücklichen Vorfall aus. Schließlich kamen sie auch auf die zusammengezogenen Streitkräfte ihres Monarchen zu sprechen und gaben als Grund dieser Maßregel plötzlich ausgebrochene Unruhen in der Nachbarschaft an. Cortez schien den schönen Worten der falschen Azteken zu glauben. Man vernimmt diese Feigheit des mächtigen Beherrschers von Meriko nicht ohne ein Gemisch von Mitleid und Verachtung; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir die Ereignisse nur nach der Darstellung der spanischen Geschichtschreiber berichten können. Jedenfalls kommt dabei der bedauerliche Monarch nicht am besten weg, da die Spanier nur zu sehr Ursache hatten, die Veranlassung zu den Greueln, welche die Eroberung des merikanischen Reiches mit sich führte, größtentheils auf die Schultern ihrer Gegner zu wälzen.

Mehr als vierzehn Tage hatten die Spanier in Cholula zugebracht, und Cortez beschloß jetzt, ohne weiteren Zeitverlust den Weg nach der Hauptstadt einzuschlagen. Vor seiner Abreise war es ihm noch gelungen, zwischen den Tlascalteken und den Bewohnern der „heiligen Stadt" Frieden zu stiften.

Die cempoallanischen Verbündeten baten nun um die Erlaubniß, in ihre Vaterstadt zurückkehren zu dürfen. Wie sie vorgaben, fürchteten sie den „großen Montezuma" über Alles, und sie waren durch keine Künste der Ueberredung von ihrem Vorsatze abzubringen. Mit Bedauern entließ sie der General, indem er sie dem Schutze des Juan de Escalante empfahl. Gleichzeitig forderte er seinen Statthalter in Veracruz brieflich auf, vor einer Ueberrumpelung von Seiten seines Widersachers in Cuba auf der Hut zu sein.



Der Popocatepetl und Iztaccihuatl. Nach A. v. Humboldt.

Fünftes Kapitel.

Marsch auf Mexiko.

Abmarsch. — Besteigung des großen Vulkans. — Ankunft im Thal von Mexiko. — Schwächliches Benehmen Montezuma's.

(1519.)

Nachdem in Cholula Ruhe und Ordnung wieder an die Stelle der Verwirrung getreten waren, machte sich die verbündete Armee der Spanier und Tlascalteken guten Muthes auf den Weg nach Mexiko. Der Pfad führte durch saftige Savannengründe und üppige Anpflanzungen, die sich meilenweit nach allen Richtungen hin erstreckten. Von Zeit zu Zeit traf das Heer auf Abgesandte der benachbarten Ortschaften, die um den Schutz der weißen Männer baten und sie durch reiche Geschenke von Gold günstig zu stimmen suchten. Ueberall beklagte man sich über den Kaiser, und oft wurde den Spaniern abgerathen, die Hauptstadt des Monarchen zu besuchen. Als Beweis der feindlichen Gesinnungen desselben wurde angeführt, daß er den geraden Weg nach der Hauptstadt durch Baumstämme und Steinblöcke habe versperren

lassen, damit sie die Engpässe passiren müßten, wodurch sie ihm gegenüber in großen Nachtheil versetzt würden. Diese Reden hatten eines Theils die Wirkung, daß sie Cortez noch mehr in der Ueberzeugung bestärkten, Montezuma's Thron stehe auf einem Vulkan, dessen Ausbruch zu jeder Zeit erwartet werden dürfe; andern Theils hatten sie zur Folge, daß der General die mexikanischen Gesandten mit strengem Auge überwachen ließ und seine Vorsichtsmaßregeln verdoppelte. Auch auf diesem Zuge erscheint uns der außerordentliche Mann als die Seele des ganzen ungeheuerlichen Unternehmens. Ueberall griff er thätig ein, wo man seiner bedurfte, war bald vorn, bald hinten, ermuthigte die Schwachen, scherzte mit den Starken, spornte die Trägen an und suchte in der Brust Aller immer wieder von Neuem die Flamme der Begeisterung anzufachen, die in seinem eigenen Herzen glühte. Da er es Nachts nie unterließ, selbst die Runde zu machen, um sich zu überzeugen, ob sich Jeder auf seinem Posten befinde, so wäre ihm einmal seine Wachsamkeit fast theuer zu stehen gekommen. Er hatte sich einer Schildwache im Dunkel so sehr genähert, daß diese aufgeschreckt auf ihn zielte und, wenn er nicht schnell die „Parole“ angegeben, ihn sicherlich auch erschossen hätte.

Ob wol dann auch Neuspanien der spanischen Krone erworben worden wäre? —

Die Armee kam nach mehrtägigem Marsche an eine Stelle, wo sich die Straße theilte, und es war in der That einer ihrer Arme durch mächtige Baumstämme und schwere Steine versperrt. Cortez fragte die mexikanischen Boten, was dies bedeuten solle, und erfuhr von ihnen, der Kaiser wünsche das Heer vor einem Wege zu warnen, der besonders für die Reiterei fast unübersteigbare Hindernisse bieten würde. Die Antwort des Spaniers war gemessen und stolz: „Die Spanier fürchten sich nicht vor Hindernissen.“ Unverzüglich befahl er, den Eingang frei zu machen und diesen kürzern Weg einzuschlagen. Die Eroberer verließen infolge dessen das schöne, flache Land, denn ihr Weg führte sie die steile Sierra hinauf, welche die großen Hochebenen von Puebla und Mexiko trennt. Die Luft wurde schärfer und schneidender, und die Nordwinde, welche zu wehen begannen, machten Soldaten und Pferde frieren.

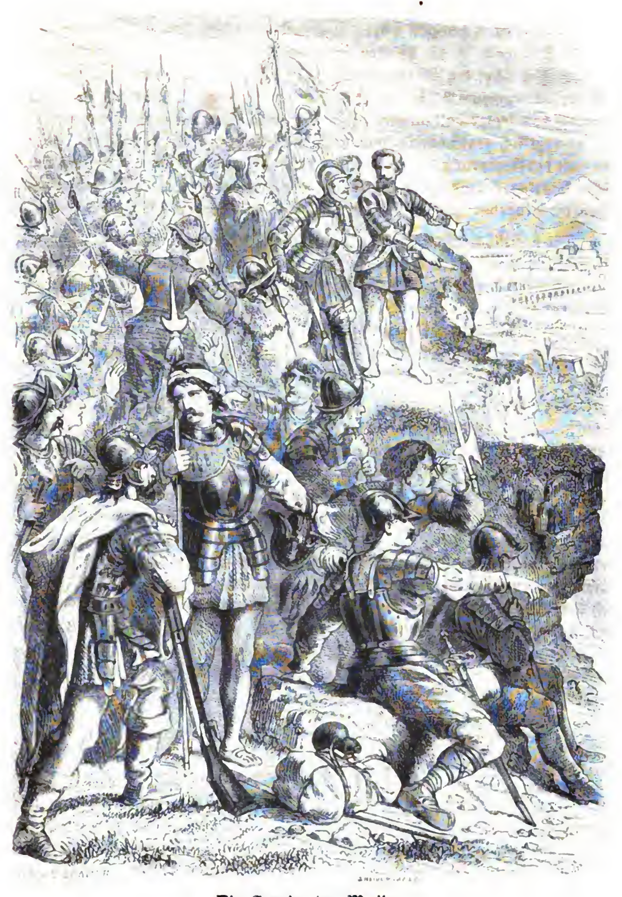
Das Heer marschirte bald zwischen den zwei höchsten Bergkegeln des nordamerikanischen Kontinents, dem „Popocatepetl“ oder „rauchenden Hügel“ und dem „Iztaccihuatl“ oder „der weißen Frau.“ — Die abergläubischen Indianer hielten diese Berge für Götter und Iztaccihuatl für die Gattin ihres kolossalen Nachbars. Eine andere Tradition beschreibt den nördlicheren Vulkan als die Wohnung der abgeschiedenen Geister von bösen Regenten, deren Qualen die schrecklichen Convulsionen zu Zeiten der Ausbrüche hervorrufen sollen. Die Sage hatte den Berg mit einem geheimnißvollen Zauber umgeben, der die Eingeborenen von einer Besteigung des Vulkans

abhielt, die übrigens schon aus natürlichen Ursachen ein Werk von unsäglicher Schwierigkeit gewesen wäre. Während der Montblanc sein Schneehaupt 15,670 Fuß hoch in die Wolken emporstreckt, erhebt sich der Popocatepetl 17,852 Fuß über die Meeresfläche, er ist also mehr als 2000 Fuß höher, als der „Bergmonarch" in Europa. Im jetzigen Jahrhundert hat er wenig Beweise von seiner vulkanischen Natur gegeben, und der Name „rauchender Berg" läßt sich gegenwärtig kaum mehr mit Recht auf ihn anwenden. Aber zur Zeit der Eroberung war er oft in Thätigkeit, und wüthete mit ungewöhnlicher Stärke während des Aufenthaltes der Spanier in Tlascala, was allein schon die Eingeborenen für ein schlimmes Zeichen hielten.

Die unstillbare Sucht nach Abenteuern machte einige Castilianer lüstern, die Ersteigung des Kolosses zu versuchen, und sie wurden in ihrem Vorhaben nur noch mehr bestärkt, als die Kinder des Landes ihnen mittheilten, kein Erdgeborener könne ein solches Werk wagen, ohne sein Leben zu lassen. Cortez ermuthigte seine kühnen Krieger zu dem gefahrvollen Unternehmen, und ein Hauptmann — Diego Ordaz — neun Spanier und mehrere Tlascalteken machten sich an das große Werk.

Die untere Region war so dicht mit Wald bekleidet, daß letzterer an einigen Stellen ganz undurchdringlich schien. Nach und nach wurde der Baumwuchs dünner und schwand endlich in einzeln stehende Stämme zusammen, bis er in der Höhe von mehr als 13,000 Fuß völlig aufhörte. Die Indianer hielten es hier nicht länger aus, und kehrten um, denn die seltsamen Töne des Vulkans flößten ihnen Entsetzen ein. Nicht so die Spanier. Sie überschritten zuerst eine schwarze Lavafläche; dann gelangten sie zur Grenze des ewigen Schnees, wo ihnen das Athmen so beschwerlich ward, daß sie heftige Schmerzen empfanden. Dennoch stiegen sie immer weiter empor und näherten sich dem Krater, der solche Rauchsäulen, Funken und Asche ausspie, daß sie beinahe erstickt und geblendet wurden. Das war zu viel. Die kühnen Männer sahen sich genöthigt, das Unternehmen, dem Gelingen nahe, aufzugeben. Als Trophäen ihres Wagnisses nahmen sie einige große Eiszapfen mit, welche die Eingeborenen mit Bewunderung erfüllten, denn sie sahen daraus, daß die Spanier keine Gefahr scheuten.

Aber es ist Zeit, zu unserem Helden und seiner Armee zurückzukehren, die ihren Zug durch die verworrenen Pfade der Sierra fortsetzte. Die eisigen Winde, welche jetzt die Regel waren, führten Schnee- und Hagelstürme herbei, worunter die Fremdlinge noch mehr litten als die von Kindheit an in der wilden Einsamkeit ihrer Hügelheimat aufgewachsenen Tlascalteken. Beim Einbruche der Nacht fanden sie in einem steinernen Gebäude Schutz, das die mexikanische Regierung für ihre Reisenden und Couriere hatte errichten lassen. Sie hatte sicher nicht gedacht, daß sie damit zugleich ihren Feinden ein Obdach erbaut habe.



Die Spanier vor Mexiko.

Das alte Mexiko. S. 163. Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

Am folgenden Tage erreichten die Truppen den Gipfel der Sierra Ahualco; nun war ihr Weg angenehm und fröhlichen Schrittes betraten sie das Land der eigentlichen Herrschaft Montezuma's.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie beim Wenden um eine Ecke eine Aussicht genossen, die ihre Mühen mehr als hinreichend vergalt. Sie sahen das auch von unserm Humboldt als unvergleichlich geschilderte Thal von Mexiko oder Tenochtitlan — wie es von den Eingeborenen gewöhnlich genannt wird — mit seinen malerischen Abwechslungen von Wasser, Wald und bebauten Ebenen, hellen Städten und schattigen Hügeln: kurz sie sahen ein Panorama vor sich liegen, welches ihre entzückten Augen fast blendeten. Zu ihren Füßen breiteten sich prächtige Eichen-, Pinien- und Cedernwälder aus, und weiter unten wogten gelbe Maisfelder, untermischt mit üppigen Maguey-Pflanzungen, mit Obst- und Blumengärten. In der Mitte der Landschaft lagen die Seen, deren Ufer Städte und Marktflecken belebten und dort — vor den Riesenhäuptern der Anden, erhob sich gleich einer indianischen Kaiserin mit ihrer Perlenkrone — das prächtige Mexiko mit seinen weißen Thürmen und Pyramidentempeln, — das berühmte „Venedig der Azteken," an dem 7,500 Fuß über der Meeresfläche liegenden See Tezcuco. Hoch über alle umliegenden Gebäude emporragend, unterschied man deutlich den Hügel Chapoltepec, die mit schattigen Cederngruppen gekrönte ländliche Residenz des Monarchen. In weiter Ferne hinter dem blauen See und vom Laubwerk beinahe verdeckt, erblickte man einen leuchtenden Punkt, die zweite Hauptstadt Tezcuco, und noch weiter den dunkeln Porphyrgürtel, der das Thal umgibt, gleich einer reichen Einfassung, welche die Natur für den schönsten ihrer Juwelen bestimmte.

Das Schauspiel, welches die Spanier genossen, mochte dem ähnlich sein, welches Moses vom Gipfel des Nebo begrüßte, und wonnetrunken riefen die eisernen Männer, erfüllt von Rührung und Dank: „Seht! das ist das gelobte Land!"

Aber die Bewunderung der Naturpracht wich bald andern Empfindungen, als die Spanier in dieser Scenerie auch Zeichen einer Civilisation und Volkskraft entdeckten, die Alles, was sie bisher gesehen, verdunkelten. Wieder erhoben die Furchtsamen ihre Stimmen und verlangten, nach Veracruz zurückgeführt zu werden; jedoch der General wußte ihnen Muth einzuflößen, indem er sagte: „Wie könnt ihr jetzt an einen Rückzug denken, da die goldenen Pforten offen stehen, um Euch einzulassen!" In seinen Bemühungen, die Leute aufzurichten, unterstützten ihn die Tapfersten seiner Armee, denen Ehre und Gold ebenso sehr am Herzen lag, wie ihm selbst. Das Heer nahm seine Richtung auf die kaiserliche Hauptstadt.

Nach und nach wurden die Waldungen dünner, die kultivirten Ländereien häufiger und die Spanier trafen hie und da auf kleine Dörfer, deren Einwohner sie freundlich begrüßten. Von Allen hörten sie wiederholt auch

hier über Montezuma klagen, und besonders über die Grausamkeit, mit welcher er die Söhne des Landes für seine Armee und die Töchter für seinen Harem fortschleppte. Diese Kundgebungen von Unzufriedenheit bemerkte Cortez mit Wohlgefallen; er bat die armen Leute, sich auf seinen Schutz zu verlassen, da er gekommen sei, ihrer Noth ein Ende zu machen. Aufgehalten durch die Menge heranströmender Einwohner, welche Weg und Steg bedeckten, um die weißen Fremdlinge anzustaunen, konnte er nur in kleinen Tagereisen vorwärts kommen. Einen weiteren Aufenthalt verursachte eine neue Gesandtschaft aus der Hauptstadt mit reichen Geschenken an Gold und Kleidern aus der feinsten Federnmosaik. Der Auftrag des Kaisers bestand in der flehentlichen Bitte, die Spanier möchten in ihr Land zurückkehren; zum Danke wolle er ihnen mehrere Ladungen Gold zukommen lassen und ihrem Herrscher jährliche Abgaben entrichten. So sehr war der sonst so hohe, stolze Geist des aztekischen Monarchen jetzt der Muthlosigkeit und dem Aberglauben verfallen!

Aber der Mann, den eine Reihe von Feindesheeren nicht zurückschrecken konnte, ließ sich am wenigsten von den Bitten Montezuma's erweichen.

Der mexikanische Kaiser war unterdessen eine Beute seiner Angst und der Verzweiflung, die ihn ergriffen. Als er hörte, daß die Spanier die Berge überschritten hatten und sich auf dem Wege nach der Hauptstadt befanden, erstarb der letzte Hoffnungsfunke in ihm. Bei der Unmöglichkeit, sich zu sammeln, vermochte er sich nicht mehr in seine Lage zu finden. Er schien wie von einem schweren Alp beladen, und als die Gespensterlast von ihm wich, erwachte er zu einer noch schwereren Wirklichkeit.

In einem Anfalle von Verzweiflung verschloß er sich in seinen Palast, verbat sich alle Nahrung und suchte Trost im Gebet und Opfer. Aber die befragten Götter blieben taub und stumm für seinen Schmerz. Jetzt ließ er seine ersten und vornehmsten Edeln zu einem Rathe versammeln, aber man konnte über das, was zu thun sei, nicht einig werden. Sein Neffe Cacama, der junge König von Tezcuco, machte den Vorschlag, die Spanier als Abgesandte eines fremden Fürsten höflich zu empfangen; Cuitlahua, Montezuma's kriegerischer Bruder, drängte zur augenblicklichen Zusammenziehung einer genügenden Streitmacht, und zur Vertheidigung der Stadt. Jedoch der Monarch rief mit niedergeschlagenen Blicken und sorgenvoller Miene: „Was kann uns der Widerstand helfen, wenn die Götter selbst gegen uns sind? Ich zittere nur für die Alten und Kranken, für die Frauen und Kinder, die gleich schwach sind zu kämpfen und zu fliehen. Ich und meine Tapfern, wir wollen die Brust dem Sturme bieten und ihm begegnen, so gut wir können!"

Nun schickte er sich an, eine letzte Gesandtschaft, mit seinem Neffen, dem Könige von Tezcuco, an der Spitze, an die Europäer abzusenden und sie in seiner Hauptstadt willkommen zu heißen.

Cortez befand sich in Ajotzinco, einer ansehnlichen, auf Pfählen erbauten Stadt am See von Chalco, die als erste Probe der aztekischen Wasserbaukunst die Aufmerksamkeit der Spanier in hohem Grade in Anspruch nahm. Hier fand die Zusammenkunft mit dem kaiserlichen Neffen Statt. König Cacama, getragen auf einer reich verzierten Sänfte, worauf sich ein Thronhimmel befand, und umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten und Dienern, verließ die Tragbahre, sobald er des spanischen Befehlshabers ansichtig ward und begrüßte denselben der Sitte des Landes gemäß im Namen Montezuma's. Er war ein stattlicher Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, schöner Figur und so würdevoller Haltung, daß sein Benehmen einen tiefen Eindruck auf die gemessenen Spanier machte. Nachdem man die üblichen Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht, entledigte sich der indianische Fürst des kaiserlichen Auftrags und überreichte dem General drei Perlen von ungewöhnlicher Größe und strahlendem Glanze; Cortez dagegen legte zum Danke dafür eine Kette aus geschliffenem Glas um Cacama's Hals, und dieses Geschenk erschien in einem Lande, wo das Glas so selten ist wie bei uns Diamanten, von wenigstens eben so großem Werthe, als die Perlen.

Das wohl angebaute feste Land verlassend, gelangten die Spanier an den großen Deich, der sich etwa 5 Meilen lang dahinzog und den See Chalco gegen Westen von Xochicalco trennte. Dieser Damm, ein fester Bau aus Stein und Lehm, an einigen Stellen kaum breiter, als die Länge einer Lanze, während an andern Orten bequem 8 Reiter neben einander darauf Platz hatten, lief in gerader Richtung durch den See und galt in den Augen der Spanier als eines der merkwürdigsten Bauwerke, die sie noch im Lande gesehen. Die Oberfläche des Wassers war belebt durch eine große Anzahl geschäftig hin- und herfahrender Boote, welche den Verkehr zwischen einer Menge großer und kleiner Ortschaften vermittelten und die Erzeugnisse der Nachbarschaft nach den Städten führten, welche das Seeufer umsäumten. Hier sahen sie zum ersten Male die eigenthümlichen schwimmenden Gärten, jene wandernden grünen Inseln, welche von Blumen und Gemüseanlagen strotzten und wie Flöße auf dem Wasser sich hin- und herbewegen ließen. In der That, das Leben eines Abenteurers zu jener Zeit und in dem mexikanischen Wunderlande erscheint uns wie ein zur Wahrheit gewordener morgenländischer Roman.

Nach kurzer Rast in der an dem See gelegenen Stadt Cuitlahuac, deren schöne Gebäude den nun schon verwöhnten Spaniern auffielen, wanderte das Heer auf einem schmalen Landstrich weiter, welcher den See Chalco von dem großen See Tezcuco schied. In Iztapalapan, der Residenz des Bruders des Kaisers, empfing sie dieser, Prinz Cuitlahua, umgeben von den Vornehmen der ganzen Umgegend. Immer mehr wuchs das freudige Erstaunen der Europäer, sie wähnten sich hier mit Einem Male in die Feengärten von „Tausend und eine Nacht“ versetzt. Die Gärten des

fürstlichen Besitzers nahmen eine weite Fläche Land ein und waren mit Allem versehen, was damals die Gartenkunst, nicht Europa's, das zu jener Zeit noch nicht viel von der edlen Kunst verstand, wol aber die der neuen Welt zu leisten vermochte. Weither gebrachte Fruchtbäume und schimmernde Blumen in Hülle und Fülle, Alles systematisch geordnet, gediehen auf dem üppigen Boden des Tafellandes; Vogelhäuser, Fischweiher, darunter einer von 1500 Fuß im Umfang, sowie Springbrunnen trugen dazu bei, den Hochgenuß dieser zauberischen Anlagen zu einem vollendeten zu machen.

Heute ist jene Stadt, welche nach Cortez mehr als 60,000 Einwohner zählte, verlassen; die Gärten theilten das Schicksal der ehemaligen Besitzer. An der Stelle blühender Fluren erblickt das Auge heute einen häßlichen Morast, den Aufenthaltsort widerlichen Gewürms! — In Iztapalapan schlugen die Spanier ihre Nachtquartiere auf und zogen Tags darauf ihres Weges weiter. Immer neue Reize entfaltete das Paradies von Mexiko durch Landschaften von wunderbarer Schönheit und Scenerien von unvergleichlicher Mannichfaltigkeit. Das Heer war nun in der Nähe der Hauptstadt angelangt, begleitet von einer Menge Indianer auf langgestreckten Pirogen oder leichten Kähnen. Das Erstaunen der Fremdlinge steigerte sich von Schritt zu Schritt und oft hielt das ganze Heer an beim Anblicke neuer Wunderdinge. Bald konnten die nahenden Eroberer die Residenz des Monarchen überschauen. Den steigenden Eindruck, den die Zauberstadt auf ihre Sinne machte, schildert Southey in seinem Madoc, indem er sagt:

„Aztlan erhob sich an dem Ufer dort,
Von hoher Bäume Schatten mild beschirmt,
Mit Thürmchen rings umgeben jedes Dach
Und weißpolirten Zinnen, glänzend hell
Wie Silber in dem klaren Sonnenlicht.
Ich sah die Kaiserstadt, die Mauern breit,
Die Gärten, Grotten und der Schlösser Pracht,
Wol tausend Dächer, Tempel bergeshoch —
Und ob der großen Macht und Majestät
Erbangte mein Gemüth."



Erstes Zusammentreffen mit Montezuma.

Dritter Abschnitt.

Die Spanier in der Hauptstadt.

Erstes Kapitel.

Einzug in Tenochtitlan.

Umgebung der Stadt. — Unterredung mit Montezuma. Einzug in die Hauptstadt. — Gastlicher Empfang. — Besuch beim Kaiser.

(1519.)

Beim ersten Tagesgrauen musterte Cortez seine Armee. Die heiligen Feuer von mehr denn tausend Altären indianischer Tempel blickten durch den schwindenden Morgennebel und zeigten die Lage der Stadt an, bis endlich Tempel, Thürme und Paläste in prachtvollster Beleuchtung der aufgehenden Sonne immer deutlicher hervortraten. Es war der 8. November 1519, ein für unsere Geschichte

merkwürdiger Tag, der Tag, an welchem die Europäer zum ersten Male die Hauptstadt der westlichen Welt betraten.

Cortez mit seinem kleinen Reitercorps ritt an der Spitze seiner Kriegsmacht. Ihm folgte das spanische Fußvolk, das durch die Mühen des heißen Feldzuges das Aussehen von Veteranen erhalten hatte; das Gepäck befand sich in der Mitte des Heerzuges, und die Nachhut bildeten die dunkeln Reihen der tlascaltekischen Bundesgenossen. Cortez' ganze Heeresmacht belief sich einschließlich der Letzteren auf ungefähr 7000 Mann, darunter kaum 400 Europäer.

Als die Spanier die schöne breite Landstraße, auf welcher zehn Männer zu Pferde recht wohl neben einander reiten konnten, entlang zogen, sahen sie mehrere große Städte, auf Pfählen, die in's Wasser eingerammt waren, erbaut. Ihre Einwohner trieben Handel mit dem Salze, das aus dem See gewonnen wurde, eine Gewerbthätigkeit, welche der Krone reiche Erwerbsquellen sicherte. Von Schritt zu Schritt mehrten sich nun die Anzeichen einer dichten und wohlhabenden Bevölkerung. Ortschaften reihten sich an Ortschaften, und Kähne mit Neugierigen ruderten in langen Zügen einher.

Eine halbe Meile vor der Hauptstadt erblickten die Eroberer die sogenannte Festung Xoloc, einen zwölf Fuß hohen Wall mit Thürmen und einem Thorwege, der den Truppen den Durchgang gestattete. An diesem später bei der Belagerung von Mexiko berühmt gewordenen Orte kamen ihnen einige hundert aztekische Häuptlinge entgegen, welche die baldige Ankunft ihres Gebieters verkündeten und die Heranziehenden freundlich einluden, in die Hauptstadt einzutreten. Sie waren in Festkleider gehüllt, trugen den Maxtlatl oder Baumwollengürtel um die Lenden und einen weiten Mantel aus dem nämlichen Stoffe, der über die Schultern herabwallte. Außerdem hatten sie um Hals und Arme den reichen Schmuck der vornehmen Eingebornen gelegt. Während jeder der Kaziken die übliche Verbeugung machte, gaben die in Bewegung gerathenen Zierrathen, welche sie sämmtlich in Ohren, Nase und Unterlippe trugen, ganz eigenthümliche Töne von sich. Diese langweilige Ceremonie und das Geklingel dauerte beinahe eine Stunde. Dann erst konnte die Armee ungestört ihren Marsch fortsetzen. Eine Brücke in der Nähe der Stadtthore führte über einen Einschnitt des Dammes, welcher dem Wasser einen Durchgang gestattete, wenn es durch Stürme oder Zufluß anschwoll. Die Brücke bestand aus einer wegzunehmenden Holzbalkenlage und als die Spanier darüber hinschritten, entging ihnen nicht, wie leicht sie, einmal eingezogen in die volkreiche Stadt, abgeschnitten und zu Gefangenen des Monarchen gemacht werden konnten.

Sie hatten aber nicht Muße, sich dergleichen beängstigenden Betrachtungen lange hinzugeben, denn es nahte auf der großen Straße vor ihnen das glänzende Gefolge des Kaisers. Zwischen einem Haufen indianischer Edler, angeführt von drei hohen Staatsbeamten mit goldenen Stäben in der Hand, näherte

sich nun auch auf seinem goldenen, mit Federn und Juwelen verzierten Tragsessel der Gebieter des aztekischen Reiches, getragen von den Großen desselben. Die Kronvasallen waren barfuß und gingen langsamen, gemessenen Schrittes einher, mit niedergeschlagenen Augen. Als der Zug bis auf eine gewisse Entfernung dem spanischen Feldherrn sich genähert hatte, machte er Halt, und Montezuma, der aus der Sänfte gestiegen war, ging, auf seinen Neffen und seinen Bruder gestützt, auf die Spanier zu. Der Boden, den er betreten mußte, wurde mit Teppichen belegt, damit sein kaiserlicher Fuß die rauhe Erde nicht berühre. Die Vornehmen standen ehrerbietig, die Augen auf den Boden gesenkt, zu beiden Seiten der Straße, und das niedere Volk fiel beim Anblick seines Herrschers auf die Kniee nieder.

Montezuma trug den Gürtel und faltigen Mantel — Tilmatli — seiner Nation. Seine Füße waren durch Halbschuhe mit goldenen Sohlen geschützt, und sowol Sandalen als Mantel strahlten von Perlen und kostbaren Steinen, unter denen der Smaragd und der grünfunkelnde Chalchivitl, der bei den Azteken als sehr werthvoll galt, besonders bemerkenswerth waren. Seinen Kopf schmückte nur ein grüner Federbusch, der längs des Rückens hinunterflatterte und eher ein Zeichen der kriegerischen, als der kaiserlichen Würde war.

Der Fürst mochte damals wol vierzig Jahre zählen, er war groß und mager und sein Körper nicht übel gebaut. Sein schwarzes, glattes Haar war nicht auffallend lang, sein Bart dünn und seine Gesichtsfarbe etwas bleicher, als man sie bei den kupferfarbigen Stämmen der Indianer gewöhnlich findet. Seine ernsten Züge hatten noch nicht den melancholischen Ausdruck, den ein Bild aus einer späteren Periode zeigt. Er bewegte sich mit Würde, gemäßigt durch den Ausdruck von Wohlwollen; sein Benehmen war das eines wahrhaft großen Fürsten. Das war der Eindruck, den der aztekische Kaiser auf die Weißen bei der ersten Zusammenkunft mit ihm hervorbrachte.

Die Armee machte bei seinem Nahen ehrfurchtsvoll Halt. Cortez stieg vom Pferde und ging, von einigen seiner Ritter begleitet, dem Monarchen entgegen. Dieser Augenblick war für Alle von höchster Bedeutung. Die beiden merkwürdigen Männer unterhielten sich einige Minuten freundlich, dann hing der spanische Feldherr eine bunte Krystallkette um Montezuma's Hals, und machte dabei eine Bewegung, als wolle er ihn umarmen; aber die zwei Begleiter hinderten ihn an dieser Freundschaftsbezeugung; sie schienen entrüstet über die drohende Entweihung der geheiligten Majestät ihres Herrschers. Nach dem Austausche der üblichen Höflichkeiten befahl der Kaiser seinem Bruder, den Spaniern ihre Wohnung in der Hauptstadt anzuweisen. Er selbst nahm wieder unter seinem Thronhimmel Platz und wurde ebenso fortgetragen, wie er gekommen war. Die Europäer beeilten sich, ihm zu folgen, und hielten mit wehendem Banner und unter fröhlichen Klängen der Musik ihren Einzug in das südliche Viertel von Tenochtitlan.

Hier fanden sie neue Ursache zur Bewunderung. Die Wohnungen der ärmeren Klasse bestanden zwar hauptsächlich nur aus Lehmhütten, aber in der großen Hauptstraße, durch welche die Spanier einzogen, befanden sich die Häuser der Vornehmen, welche aus rothen porösen Steinen errichtet waren, und, obgleich sie sich selten bis zu einem zweiten Stockwerke erhoben, doch oft einen sehr ausgedehnten Raum einnahmen. Steinerne Brustwehre beschützten die flachen Dächer, so daß jedes Haus gleichsam zu einer Festung ward. Manchmal glichen die „Azoteas" Blumenbeeten, so dicht waren sie mit den duftigsten Gewächsen bepflanzt, aber noch häufiger fand man breite, terrassenförmige Gärten zwischen den Häusern. Dann und wann trafen die Eroberer auf große viereckige Marktplätze, und noch öfter erhob ein Pyramidentempel seine Riesenmassen. Die Hauptstraße erstreckte sich einige Meilen weit und durchlief die Mitte der Stadt in beinahe gerader Linie, so daß es schien, als reiche das andere Ende derselben bis zur weit entfernten Grenze des Tafellandes.

Welche verschiedenartigen Gefühle mögen wol während dieser denkwürdigen Stunden die Herzen der dichtgedrängten Volksmenge beschlichen haben? Sie schauten mit Furcht und Staunen auf die weißen Männer zu Fuß und zu Pferd und mit unverhohlenem Abscheu und Haß auf die Reihen der Tlascalteken. Dagegen stelle man sich das Gedankenspiel der Spanier vor, deren größter Theil zweifelhaft war, ob der Tag ihres Einzuges in die mit Hunderttausenden bevölkerte Stadt ein Tag des Heils oder Unheils sei. Zu wiederholten Malen ging der Marsch über Brücken, unter welchen indianische Barken mit ihren Frucht- und Gemüseladungen leicht dahin glitten. Endlich hielten sie beinahe in der Mitte der Stadt vor einem großen Platze. Dort erhob sich der Pyramidentempel des Kriegsgottes, der an Größe und Heiligkeit nur dem Tempel in Cholula nachstand und den Raum einnahm, den jetzt die Kathedrale von Mexiko bedeckt.

Dem westlichen Thore des Götzenpalastes gegenüber stand eine Reihe steinerner Gebäude, die frühere Wohnung des Axayacatl, Montezuma's Vater. Sie wurden den Spaniern zur Caserne angewiesen. Hier im Hofe erwartete der Kaiser selbst seine Gäste, die er würdig empfangen wollte. Indem er auf Cortez zuging und ihm ein reiches Halsband aus seltenen, in Gold gefaßten Muscheln umlegte, sagte er mit gewinnender Güte: „Dieser Palast gehört Dir und Deinen Gefährten. Ruhe aus; nach einer kleinen Weile will ich Dich wiedersehen." Hierauf zog er sich mit seinen Begleitern zurück. Cortez besah sich nun das Gebäude und fand, daß es für ihn und seine Soldaten nicht an Bequemlichkeit aller Art fehlte. Ja es war weitläufig genug, um in seinen Hofräumen und äußeren Gebäuden selbst die Tlascalteken zu beherbergen. Das geräumige Standquartier umschlossen dicke Mauern, die mit ihren festen Thürmen und kräftigen Strebepfeilern gute Vertheidigungsmittel lieferten. Cortez pflanzte seine Geschütze so auf, daß sie die Zugänge bestrichen, dann stellte er, als sei er mitten im Kriege, seine

Schildwachen aus und erst nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln erlaubte er den Soldaten, die köstliche Mahlzeit, die für sie bereitet worden war, zu genießen. Während des Essens wurden seine Tapferen von zahlreichen mexikanischen Sklaven bedient. Kurz darauf ward Montezuma gemeldet. Der Kaiser war diesmal nur von wenigen Personen von Rang begleitet. Nachdem sowol er, als Cortez sich niedergelassen hatten, begann die Unterhaltung durch die Vermittlung der Doña Marina, während die spanischen Offiziere und aztekischen Häuptlinge in achtungsvollem Schweigen umherstanden.

Das Gespräch bestand aus freundlichen Fragen und Antworten über das Vaterland und die Regierungsart der Spanier, und endlich kamen die Beweggründe zur Sprache, welche Cortez und seine Gefährten nach Mexiko geführt hatten. Der spanische Befehlshaber schützte als Grund ihres Erscheinens den Wunsch vor, einen so großen Monarchen kennen zu lernen und ihm den Glauben der Christen zu offenbaren. Ehe der aztekische Fürst seinen Gast wieder verließ, befahl er seinen Begleitern, die Geschenke für die Fremden auszubreiten. Die Gaben bestanden wiederum aus Kleidern und Schmuck für jeden einzelnen Spanier, sowie aus anderen werthvollen Erzeugnissen. Hierauf zog sich Montezuma unter den nämlichen Ceremonien zurück, mit welchen er eingetreten war.

Am Abend dieses Tages ließ Cortez seine sämmtlichen Geschütze erdröhnen und erfüllte hiedurch die Brust der abergläubischen Azteken mit Bangen und Schrecken. Aber das war gerade seine Absicht und als er diese erreicht sah, überließ er sich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder einer erquickenden Ruhe. Gleich am nächsten Morgen erbat sich der General die Erlaubniß, des Kaisers Besuch erwidern zu dürfen. Sie wurde ihm ohne Anstand gewährt und Cortez verließ sein Quartier in der prächtigsten Kleidung, begleitet von Alvarado, Sandovol, Velasquez und Ordaz, und gefolgt von einigen wenigen seiner Veteranen. Der nicht sehr weit entfernte kaiserliche Palast, unter Montezuma erst erbaut, war so umfangreich angelegt, daß in seinen Mauern eine Menge Gebäude aller Art Platz fanden und nach des Eroberers Versicherung auf dem flachen Dache des Hauptbaues 30 Ritter recht wohl ein stattliches Turnier hätten abhalten können. In diesen niedrigen steinernen Gebäuden befand sich eine sehr große Zahl Prunksäle, Zimmer aller Art, Bäder u. s. w., deren geschmackvolle Ausstattung Cortez allem Aehnlichen, was er in Spanien gesehen, vorzieht. Die Fronten der Kaiserresidenz waren mit Sculpturen reich verziert. Das kaiserliche Wappen, ein Adler, der auf einen jungen Panther losstürzt, prangte über dem Haupteingange.

Neben der eigentlichen Residenz befanden sich andere Bauten für verschiedene Zwecke. Ein großes Gebäude diente als Getreidespeicher, andere als Waaren- und Vorrathskammern. In einem Zeughause waren Waffen, Rüstungen und Kriegskleider, Alles in schönster Ordnung, aufbewahrt. Der Kaiser war ein Freund des Ballspiels, sowie aller ritterlichen Belustigungen,

wofür es eigene Säle gab. Er selbst verstand es meisterhaft, das Maquahuitl (Schwert) zu handhaben, auch wohnte er gern den athletischen Uebungen und mimischen Kriegsdarstellungen seiner jungen Edelleute bei.

In den Höfen, welche die Spanier durchschritten, waren Springbrunnen und in den Hallen trieben sich Schwärme von aztekischen Hofbeamten umher. Die Fußböden im Innern des Hauptgebäudes waren mit Decken aus Palmblättern belegt und die Wände der Gemächer mit bunten Baumwollenstoffen, Fellen von wilden Thieren und prächtigen Teppichen von Federmosaik behangen; wohlriechendes Rauchwerk und berauschende Düfte nahmen die Sinne gefangen. Montezuma empfing die Fremden freundlich; bald kam Cortez auf den Gegenstand zu reden, der seinem Herzen am nächsten lag. Er hatte sich nämlich vorgenommen, sein Bekehrungswerk zu beschleunigen, indem er ganz richtig schloß, daß die Annahme des Christenglaubens Seitens des Monarchen den größten Einfluß auf die Gesinnung und Haltung seines Volkes haben müßte. Deshalb entfaltete der Eiferer den ganzen Schatz seiner theologischen Kenntnisse unter Aufbietung aller rhetorischen Künste, die ihm zu Gebote standen, und Marina, seine unzertrennliche Gefährtin, war bemüht, Montezuma die erhabenen Lehren der Religion Jesu mit ihrer Silberstimme zu verdeutlichen. Aber alle Mühe war bei dem Monarchen verloren, allerdings hörte er den beredten Worten seines Gastes aufmerksam zu, dabei aber blieb es. Am Schlusse der eifrigen Rede des spanischen Feldherrn sagte er: „Man hat euch vielleicht erzählt, auch ich bilde mir ein, ein Gott zu sein und wohne in Häusern von Gold und Silber, aber ihr seht, daß es nicht wahr ist. Mein Haus besteht aus Stein und Holz, wie alle anderen Häuser und mein Körper" — hierbei entblößte er seinen magern Arm — „aus Fleisch und Knochen, wie der eurige. Ich habe ein großes Reich von meinen Vorfahren geerbt, aber ich weiß nun, daß euer Herr jenseits des Wassers viel mächtiger ist als ich, und der Besitzer von Allem, was ich bisher für mein Eigenthum hielt. Ich herrsche in seinem Namen. Du bist sein Bote und sollst nebst Deinen Brüdern meine Güter mit mir theilen. Ruhe jetzt von Deinen Mühen aus. Es soll für Euch gesorgt werden, wie für mich selbst gesorgt wird."

Thränen erstickten die Stimme des gedemüthigten Fürsten. Gewiß schwebte ihm das Bild seiner bisherigen Unabhängigkeit und der nun verlorenen Macht vor der Seele.

Bewegten Herzens verließen die Spanier den Kaiserpalast und auf dem Wege nach ihrem Quartier sprachen sie nur von der Freigebigkeit des Monarchen, und von der Achtung, welche sie für ihn empfanden.



Umschließungsmauer des Haupt-Teocalli mit dem großen Eingangsthore.

Zweites Kapitel.

Die Residenz Montezuma's.

Der tezcucanische See. — Beschreibung und Plan der Hauptstadt. Paläste und Gärten. — Kaiserlicher Haushalt. — Montezuma's Lebensweise. — Markt in Mexiko. Großer Tempel. Das Innere des Heiligthums. — Das spanische Quartier.

(1519.)

Seit Cortez die wol 300,000 Einwohner zählende Hauptstadt des Reiches der Azteken betreten, hatten ihn bereits mehrfach Zweifel beschlichen, ob es möglich sein werde, sich in Mitten einer Einwohnerschaft zu behaupten, welche in ihrer Uebermacht ihn und seine Gefährten zu jeder Stunde erdrücken konnte, wenn es ihm nicht gelang, Fürst und Volk in der bisherigen aber=

gläubischen Ehrfurcht zu erhalten, die als Hauptursache aller seiner Erfolge anzusehen war. Klugheit und Selbsterhaltung verlangten, daß dieses Gefühl wo möglich ungeschwächt bleibe. Ehe er sich aber irgend einen bestimmten Plan bildete, wollte er sich persönlich mit den Zuständen der Hauptstadt, ihrer Lage, ihren Hülfsquellen, sowie mit den Vortheilen bekannt machen, die er vielleicht aus einzelnen Oertlichkeiten zu ziehen vermöchte. In dieser Absicht bat er den Kaiser, zu gestatten, daß er seine Residenz und deren vorzüglichste öffentliche Gebäude in Augenschein nehme.

Die alte Hauptstadt der Mexikaner stand auf der nämlichen Stelle, die das heutige Mexiko einnimmt. Ihre Lage erinnerte lebhaft an die Venedigs; sie war auf kleinen Inseln in dem See von Tezcuco erbaut. Doch wenn ein Azteke aus den Tagen Montezuma's das Mexiko von heute betrachten würde, welches sich wie ein Phönix aus der Asche des alten Tenochtitlan erhob, so würde er die alte Kaiserstadt nicht wiedererkennen; diese war von dem Wasser des tezcucanischen Sees durchströmt, während die heutige Weltstadt infolge des Zurückweichens und Austrocknens der Gewässer 14,500 Fuß vom See entfernt, hoch und trocken auf dem festen Lande liegt. Vier Flüsse oder vielmehr Gebirgsströme, die zeitweilig reißend werden, münden in das innere mexikanische Meer, dessen Tiefe gewöhnlich nicht mehr als 12 — 16 Fuß beträgt, während es an einigen Stellen außerordentlich seicht (kaum 3 Fuß tief) ist, so daß Cortez später mit seinem Rennschiffe die Stadt nicht völlig umschiffen konnte.

Für die Azteken war eine Ueberschwemmung gerade nichts Seltenes; aber sie war nur ein leichtes Uebel, da die Häuser meist auf so hohen Pfählen standen, daß nur ihr unterer Theil vom Wasser bedeckt wurde. Kähne und Pirogen bewegten sich mit Leichtigkeit zwischen diesen Pfahlbauten durch. Mit der Zeit waren an die Stelle der leichten Hütten aus Schilf und Rohr, zu welchen die Gründer Tenochtitlan's ihre Zuflucht genommen, feste Gebäude getreten, als man in einem Steinbruch vor der Stadt ein leicht brüchiges Material vorfand, das sich ohne Schwierigkeiten bearbeiten ließ. Der alten Wassernoth wurde dadurch nicht abgeholfen, nur die Wohnsitze wurden gesicherter, aber im höchsten Grade beunruhigend wurde sie, als man die zahlreichen Kanäle nach der Eroberung immer mehr durch solide Straßen ersetzt hatte. Um dem wiederkehrenden Nothstande abzuhelfen, eröffnete man zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den mit außerordentlichen Kosten hergestellten berühmten Ableitungsgraben von Huehuetoca, doch erst nach mehrfachen abermaligen Ueberschwemmungen gelang es endlich, Mexiko dem Bereiche der Wasserfluten zu entreißen. Die Sicherheit konnte aber nur mit dem Verluste des Schönen erkauft werden. Die Chinampas, jene fruchtbaren Erdmassen, welche sich mehrmals vom Seeufer abgelöst hatten und durch Natur und Kunst zu wandernden Inseln mit üppigem Pflanzenwuchs und prangenden Gartenanlagen geworden waren, sind fast gänzlich verschwunden!

Da auf der von dem See zurückgelassenen salzigen Erdkruste nichts wächst und gedeiht, so umgiebt ein öder Streifen Land das Mexiko des XIX. Jahrhunderts.

Zur Zeit der Eroberung schützten drei mächtige Dämme, aus Stein und Kalk aufgeführt, vor den Fluten des Wassers. Auf dem südlichen waren die Spanier eingezogen, ein anderer führte nach Norden und der etwa zwei Meilen lange Deich von Tlacopan verband die Inselstadt mit dem westlichen Festlande. Dieser gut gepflasterte Steinweg war breit genug für acht Reiter in einer Reihe. Er gelangt im Laufe unserer Erzählung zu einer traurigen Berühmtheit infolge des verhängnißvollen Rückzuges der Spanier während der „Nacht der Trübsal."

In den 1524 zu Nürnberg in lateinischer Sprache erschienenen Briefen Cortez' an Kaiser Karl V., die jetzt eines der seltensten Bücher sind, ist uns ein Plan des alten Tenochtitlan aufbewahrt, den wir in einer treuen Abbildung wiedergeben. Die frühe Bedeutung Nürnbergs für die Buchdruckerei und Holzschneidekunst, das Interesse, das man dort den großen Weltereignissen entgegentrug, verschafften der damaligen Lesewelt bald nach der Entdeckung eine Beschreibung Amerika's und später eine Uebersetzung von Cortez' Briefen. Bernal Diaz, der die Stadt von der Höhe des großen Haupttempels sah, vergleicht den Grundriß derselben mit einem ungeheuren Schachbret, weil sie in der That in ziemlich regelmäßige Vierecke eingetheilt war. Auf unserm Plane ist Montezuma's Palast, Tepac genannt, deutlich angegeben; ebenso der Ort, wo die großen Opfer stattfanden, ferner der Thiergarten und die zur Kultur edler Gewächse bestimmten Gartenanlagen des Monarchen. Der von uns abgebildete Plan entspricht den Berichten der Spanier über die Eroberung. Sie schildern Alles von einem selbstgefälligen, religiös-nationalen Standpunkte aus und sehen natürlich mit den Blicken der Spanier des XVI. Jahrhunderts. Der obige Plan, sicherlich nicht entworfen von Einem, der sich die Kunst zum Lebensberufe erkoren, stellt die mexikanische Hauptstadt dar, wie sie vor den Augen des kriegerischen Planzeichners und seiner wol nicht anders drein schauenden Kameraden erschien.

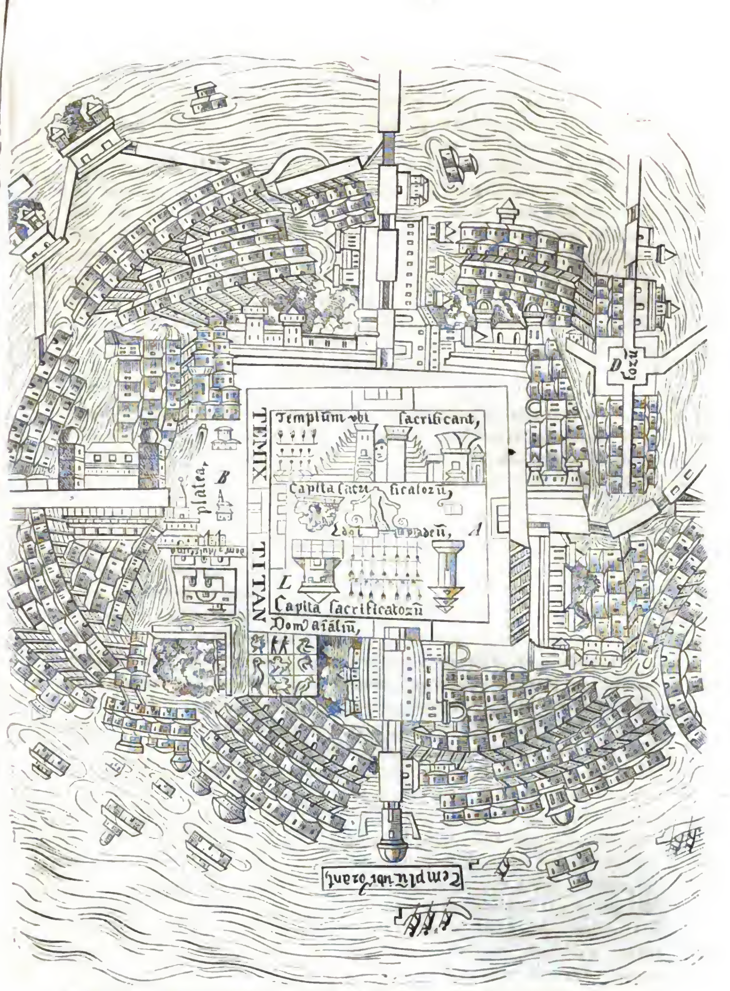
Dennoch läßt sich der große Steindamm verfolgen, welcher über den See auf eine Ringmauer führte, deren Brustwehre und Schießscharten die zwiefache Befestigung der Stadt bildeten. Die große Hauptstraße durchschnitt vom südlichen Dammwege aus die ganze Länge der Stadt in gerader Richtung und in ihr entfaltete sich die ganze Pracht der aztekischen Gartenkunst, da zahlreiche, terrassenförmige Blumenanlagen die Menge von Prachtgebäuden wohlthuend für's Auge unterbrachen. Nur zwei Thore, je eines auf einer Seite des Festlandes, befanden sich am Ende dieses großen Verkehrsweges, zu welchem man blos über eine hölzerne, zehn Fuß breite Zugbrücke gelangte, unter der das Wasser seinen Lauf hatte. Aehnliche, nur aus

Balken zusammengesetzte und darum leicht zu entfernende Brücken gab es zur Erleichterung des Verkehrs in der Stadt eine große Menge, wie dies ebenfalls auf unserm Plane zu ersehen ist. Bienenemsiges Leben und Treiben herrschte auf den zahlreichen Kanälen, die wir auf unserm Bilde verfolgen können. Sie durchschnitten die Stadt nach allen Richtungen. Einige derselben waren von schmalen Steinwegen für Fußgänger begrenzt und von Steuereinnehmern überwacht oder durch Einbuchtungen zum Landen jener unzähligen Boote, Kähne und Pirogen mit den Hauptstraßen in Verbindung gebracht. Die Zahl der Fahrzeuge, die den Verkehr nach allen Richtungen des großen Sees und seiner Nachbarschaft vermittelten, wird von zeitgenössischen Schriftstellern auf 30,000, ja auf 50,000 veranschlagt.

Paläste und Gärten.

Mexiko war — wie wir schon bemerkt haben — die Residenz der großen Häuptlinge, die einen Theil des Jahres hier zubringen mußten, sowie der zeitweilige Aufenthalt der Herrscher von Tezcuco und Tlacopan, welche, wenigstens dem Namen nach, an der Oberherrschaft über das Reich Theil nahmen. Die Wohnungen dieser Vornehmen, obwohl nur niedrig, (selten waren sie zwei Stock hoch) bedeckten einen um so ansehnlicheren Raum. Sie trugen das Gepräge einer gewissen barbarischen Pracht, dem Stande und Range ihrer Besitzer angemessen. Meist waren sie von viereckiger Form, ihre Pforten und Hallen schmückten Porphyr- und Jaspiseinfassungen, während im Hofe gewöhnlich ein Springbrunnen mit krystallhellem Wasser die angenehmste Frische verbreitete. Die Häuser der Bürgerschaft bestanden aus steinernen Fundamenten, auf welchen Lagen von ungebrannten Backsteinen und hölzernem Sparrwerk emporstiegen. Die Straßen waren, wie die aller mexikanischen Städte, eng und schmal, nur sehr wenige breit und lang. Eine gewissenhafte Polizei sorgte für die Reinlichkeit und gesunde Luft der Residenz. Es sollen allein tausend Menschen täglich mit dem Kehren und Besprengen der Straßen beschäftigt gewesen sein. Das Wasser in der Umgebung war wegen der Nähe des Sees meist außerordentlich salzig, trinkbares Wasser mußte man deshalb mittels einer Wasserleitung von dem meilenweit entfernten Chapoltepec oder „Heuschreckenhügel" nach der Stadt führen. Wo die Wasserleitung über Brücken ging, waren Oeffnungen in derselben angebracht, so daß die darunter fahrenden Canoes hier gleich das Wasser einnehmen und weiter nach allen Theilen der Stadt schaffen konnten.

Montezuma hatte viel zur Verschönerung seiner Residenz gethan. Den neuen Palastbau, den er unternommen, haben wir bereits kennen gelernt. Unter seiner Regierung ward auch die riesige Sonnenuhr in Porphyr ausgemeißelt, welche wir unter dem Namen des großen „mexikanischen Kalendersteins" unsern Lesern S. 49 schon vorführten.



Plan von Tenochtitlan (Temixtitan) mit dem großen Opferplatze und dem kaiserlichen Thiergarten.
Nach dem Originale in der Nürnberger Ausgabe von Cortez' Briefen an Kaiser Karl V.

Der Kaiser besaß sowol im Innern als außerhalb der Stadt verschiedene Lusthäuser, von denen jedes einer besondern Gattung von Vergnügen gewidmet war. In dem einen Palaste führte eine Terrasse aus feinstem Jaspis nach einem Garten, dessen Sehenswürdigkeiten Alles übertrafen, was den Europäern bis dahin vor Augen getreten war. Am meisten fesselte ihre Aufmerksamkeit die berühmte kaiserliche Menagerie, eine lange Reihe von Wasserbehältern, Vogelhäusern und Käfigen mit wilden und zahmen Thieren, ein ausgedehnter zoologischer Garten. Die Sammlung verschiedenartigster Gattungen von Schlangen und anderem kriechenden Gewürm flößte den Beschauern nur Grauen ein, dagegen entzückte sie die Gefiederpracht in den zahlreichen Vogelhäusern. Hier der scharlachrothe Cardinal, dort Goldfasane und Papagaie in allen Schattirungen, da wieder das Naturwunder, der winzige Kolibri in Hunderten von Exemplaren: kurz die Vogelbauer enthielten befiederte Bewohner aus allen Theilen des Reiches. Den gewaltigen Raubvögeln war ein getrennter Raum angewiesen; dort befanden sich die gierigen Geier und jene riesigen Adler, deren Heimat die schneeige Einsamkeit der Anden ist. Nicht weniger als 500 Truthähne, das wohlfeilste Geflügel in Mexiko, dienten diesen gefiederten Tyrannen täglich zur Mahlzeit.

Für die Hauptstadt Mexiko keineswegs eine neue Einrichtung, befolgte Montezuma mit der Instandhaltung dieser Sammlungen nur einen von seinen Vorfahren herrührenden Gebrauch. Die Geschichtschreiber jener Zeit heben dies hervor, und belehren uns, daß ähnliche Einrichtungen auch in den benachbarten Staaten bestanden. Uebrigens war es nicht allein das Interesse für eine nothwendigerweise noch sehr beschränkte Wissenschaft und ebenso wenig blose Liebhaberei, was hier zur Vereinigung einer so außerordentlich großen Menge verschiedenartiger Thiere geführt hatte. Die Hoflieferanten besaßen in dieser Menagerie eine unerschöpfliche Vorrathskammer zur Herstellung von Prachtgewändern, die Jagdbeamten eine Pflanzschule für Abrichtung von Jagdthieren, und, was vielleicht das Wichtigste war, die Priester an den Altären der mexikanischen Gottheiten konnten hier zahlreiche Schlachtopfer für ihren blutigen Dienst auswählen. Sogar die angestellten Hofnarren und Mummer fanden in diesem Revier Geschöpfe, die sie zur Belustigung des Kaisers heranziehen konnten. In der That erzählen uns die Chronisten, daß eine ganze Gesellschaft Zwerge und Menschen mit verwachsenem Körper oder grotesken Gesichtszügen von Zeit zu Zeit an den Hof des Kaisers zu seiner und seiner Hofleute Unterhaltung gebracht wurde. Man behauptet, es habe unnatürliche Eltern gegeben, welche künstliche Mittel angewendet haben, damit es diesem Theile des kaiserlichen Museums niemals an neuen Raritäten solcher unglücklichen Menschen fehle.

Eine einzige Angabe der erwähnten Berichterstatter läßt hinlänglich auf die Großartigkeit der ganzen Anlage schließen. Dreihundert Menschen waren allein mit der Wartung der Wasservögel beschäftigt. Letztere wurden ganz

ihrer Natur gemäß in zehn großen, fischreichen, künstlichen Teichen, mit süßem oder Salzwasser gefüllt, das durch Schleusen ab- und zufloß, unterhalten. Andere Diener waren zur Pflege krank gewordener Thiere, sowie zum Sammeln der Federn bestimmt, welche die Vögel verloren und die den aztekischen Federkünstlern einen Theil des zu ihrer Mosaik benöthigten Materials lieferten; noch andere, über dreihundert, waren als Wärter der wilden Thiere und Raubvögel angestellt. Cortez' rauhe Begleiter durchwanderten die Menagerie des Kaisers mit einem Gemisch von Neugierde und Schrecken. Zuletzt warfen sie noch einen Blick nach den Käfigen der Raubthiere und Schlangen, und als sie das heisere Krächzen und Brüllen jener, unterbrochen von dem widerlichen Zischen der Schlangen, hörten und gar das Aufbäumen, sowie den Zauberblick der gefürchteten Klapperschlangen, des Schreckens der amerikanischen Wildniß, wahrnahmen, so meinten sie sich in der Gewalt höllischer Geister zu befinden. Sie waren froh, als sie den Thiergarten wieder hinter sich hatten und in den herrlichen Anlagen der kaiserlichen Blumengärten und Pflanzschulen sich ergehen konnten. Diese umschlossen die eben verlassenen Gebäude. Süßer Duft aus wohlriechenden Lauben und Gängen, von Gesträuchen, Zier- und Heilpflanzen umgab sie nunmehr, wohin sie sich in diesen ausgedehnten botanischen Gärten wenden mochten.

Kein Land bringt so viele schätzbare Arzeneigewächse hervor, wie Neu-Spanien, und ihre Wirkungen waren den Azteken auf das Genaueste bekannt. Diese reizende und mannichfach gestaltete Anlage unterbrachen in anmuthiger Weise zierliche Pavillons, welche wohlriechende Lüfte einließen und dem Monarchen sammt seinen Begleiterinnen in der schwülen Sommerhitze gar oft einen kühlen Aufenthalt gewährten.

Die bemerkenswertheste Sommerresidenz des aztekischen Kaisers befand sich auf dem Hügel Chapoltepec, der sich in westlicher Richtung von der Hauptstadt erhob. Sein Fuß war damals noch vom tezcucanischen See bespült. Die Gebäude der Villa sowie der kaiserlichen Gärten erstreckten sich weit hinaus über die Abhänge des Hügels, und die darin befindlichen mit Basreliefs versehenen Statuen von Montezuma und seinem Vater waren dort noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sehen; die von den Eroberern so oft genannten Riesen-Cypressen von 36 Fuß im Umkreise stehen gegenwärtig noch, ehrwürdige Zeugen vergangener Macht und Herrlichkeit.

Die häusliche Einrichtung Montezuma's stand auf gleicher Stufe mit der ganzen bizarren Pracht seiner übrigen Umgebung. Er konnte sich so vieler Frauen rühmen, als in dem Besitze eines asiatischen Sultans gefunden werden. Sie hatten eigene Gemächer und es fehlte ihnen an nichts, was zum damaligen Begriffe von Behaglichkeit und Wohlbefinden gehörte. Ihre Zeit brachten sie mit weiblichen Beschäftigungen, Weben und Sticken, zu; besonders gut aber verstanden sie sich auf die Federnmosaik-Arbeit. Ihr Benehmen war ein anständiges und wurde von älteren Frauen überwacht.

Der Palast war mit zahlreichen Bädern versehen; Montezuma selbst badete wenigstens einmal und wechselte seine Kleider viermal des Tages. Nie bediente er sich eines Anzuges zum zweiten Male, sondern schenkte ihn immer seinen Begleitern. Die Hallen und Vorsäle der weitläufigen Kaiserresidenz waren stets mit einer Menge Edelleute angefüllt, die zugleich eine Art Leibgarde für ihren Gebieter bildeten. Es waren nicht selten Söhne von Häuptlingen, welche man als Geiseln zurückbehalten hatte und die nun dem doppelten Zwecke der Sicherheit des Staates und des Monarchen dienten.

Die Mahlzeit nahm der Kaiser immer allein. Seine Tafel war stets mit mehr als hundert Gerichten bedeckt, aus denen er sich diejenigen aussuchte, die er am liebsten genoß. Als besonderer Leckerbissen soll ihm auch zuweilen Kinderfleisch vorgesetzt worden sein! Die Speisen waren auf die verschiedenartigste Weise zubereitet, denn die aztekischen „Küchenmeister" hatten tiefe Blicke in die Geheimnisse ihrer Kunst gethan. Der Kaiser, auf einem Divan sitzend, ließ sich beim Beginn des Mahles von seinen Edelleuten bedienen, welche ihr Amt später Mädchen von ausgesuchter Anmuth und Schönheit überlassen mußten. Während des Speisens war der Monarch von einer beweglichen Wand umgeben, um seine Person vor den Augen der profanen Menschheit zu verbergen. Die Schüsseln wurden auf einem niedrigen, mit feinem baumwollenen Tuch bedeckten Tisch aufgetragen. Die Geräthe bestanden aus den feinsten Erzeugnissen der Töpferei von Cholula. Auch besaß der Kaiser ein Service aus Gold, welches aber nur bei religiösen Feierlichkeiten zum Vorschein kam. Der Speisesaal war des Abends mit Fackeln aus harzigem Holze erhellt, die einen angenehmen Geruch und wahrscheinlich nicht wenig Rauch verbreiteten. Zum Nachtische erschienen süße Speisen und Bäckereien, auf deren Zubereitung sich die aztekischen Köche trefflich verstanden. Als Lieblingsgetränk diente dem Monarchen die Chokolade, die ihm in goldenen Tassen mit goldenen Löffeln credenzt wurde. Er trank sie so gerne, daß für ihn täglich mehrere Kannen mit dem gewürzigen Tranke gefüllt werden mußten. Nachdem der kaiserliche Appetit befriedigt war, wurde Montezuma ein silbernes Wasserbecken gereicht; denn die Azteken hielten, wie schon erwähnt, viel auf Abwaschungen. Nachher brachten zwei Dienerinnen Pfeifen von reich vergoldetem Holze; während des Rauchens ergötzte sich der Kaiser an Mummenscherz oder an den Künsten seiner Taschenspieler und Gaukler, deren Leichtigkeit und Geschicklichkeit ganz unvergleichlich gewesen sein soll. Manchmal vergnügte er sich auch mit seinem Hofnarren, von dem er rühmte, daß man von ihm mehr lernen könne, als von Weisen, denn er wage es, stets die Wahrheit zu reden. Ein anderes Mal wohnte er den anmuthigen Tänzen seiner Frauen bei, oder lauschte mit Befriedigung den Tönen von Sängern, die in langsamem und feierlichem Takte die Heldenthaten großer aztekischer Krieger und auch die seiner eigendn Siegeszüge vortrugen. Nachdem er eine Zeitlang mit solchen Zerstreuungen sich unter-

halten hatte, hielt er ein Ruhestündchen; denn in seiner Siesta war er so regelmäßig wie irgend ein Spanier. Beim Erwachen wurden Audienzen ertheilt. Die sich hierzu Einfindenden mußten — wie hoch ihr Rang auch immer sein mochte — vor dem Eintreten einen rauhen Mantel aus Nequen über ihre Kleidung werfen und barfüßig, mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Monarchen erscheinen. Nach beendeter Unterredung hatten sie sich, mit dem Gesichte gegen ihren Herrscher gewandt, demüthig zurückzuziehen. Mit Recht konnte Cortez ausrufen, daß kein zweiter Hof der Welt so viel Werth auf Ceremonien lege!

Außer den schon erwähnten Bewohnern des Palastes fehlte es nicht an Scharen von Handwerkern, die beständig mit der Verschönerung und Wiederherstellung der kaiserlichen Gebäude zu thun hatten, ebenso gab es eine große Anzahl Juweliere zur Befriedigung der Wünsche schwarzäugiger Schönheiten des weiblichen Hofstaats. Auch die kaiserlichen Taschenspieler, Spaßmacher und Tänzer waren hinlänglich vertreten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Tausende von Hofschranzen, Dienern und Palastwächtern jährlich eine schwere Summe kosten mußten, und die Rechnung eines solchen Hofhaushaltes nicht zu den einfachsten gehörte. Sie wurde jedoch mit musterhafter Ordnung mittelst der landesüblichen Bilderschrift geführt. Ein eigens angestellter Schatzmeister hatte die Einnahmen und Ausgaben genau zu überwachen.

Aber so blühend und glücklich das Reich und der Herrscher desselben von Außen erschienen, ein unheilbarer Krebsschaden hatte bereits das morsche Innere des Staates erfaßt: — ein Anstoß und er sank in Trümmer!

Der Anstoß war gekommen.

Besuch des Marktes von Tlatelolco und des großen Teocalli.

Vier Tage waren verstrichen, seit die Spanier ihren feierlichen Einzug in Mexiko gehalten, und noch hatten sie wenig von der Hauptstadt selbst gesehen; deshalb ließ Cortez Montezuma um die Erlaubniß bitten, sie durchwandern und auch den großen Teocalli, der sowol durch seine Bauart, als durch den weiten Flächenraum, auf dem er sich ausbreitete, das bedeutendste Monument aztekischer Architektur war, nebst andern Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen zu dürfen.

Der freundliche Monarch willigte ohne alle Schwierigkeiten ein, ja er versprach, selbst im Tempel anwesend zu sein, um seine Gäste dort zu empfangen, vielleicht auch um seine Schutzgottheiten vor Beleidigung zu bewahren.

Cortez folgte an der Spitze seines kleinen Heeres den Kaziken, die ihm Montezuma als Führer gesandt hatte.

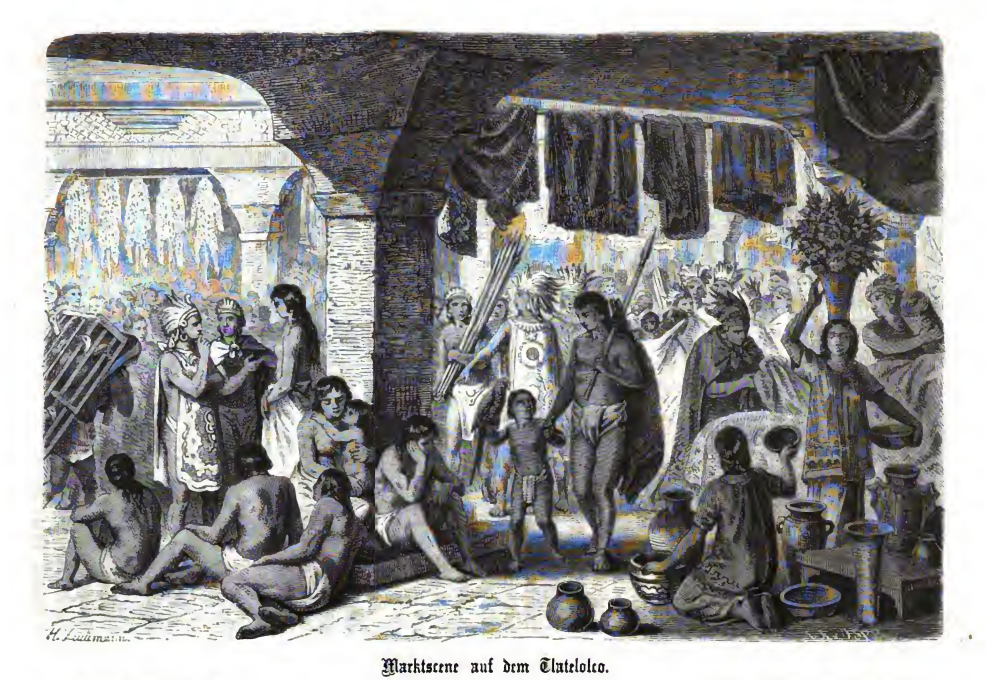
Zuerst wollten sie den Tianguez oder großen Markt Tlatelolco im westlichen Stadttheile, auf welchem 40,000 Besucher Platz fanden, besichtigen.

Als sie sich diesem von großen Säulenhallen eingeschlossenen Hauptmarkte näherten, waren die Spanier erstaunt über das Wogen und Drängen des Volks, und noch größer war ihre Ueberraschung beim Anblicke des Marktes selbst, der dreimal soviel Raum einnahm als der berühmte Platz von Salamanca. Sie fanden hier Kaufleute aus allen Theilen Anahuac's, Goldschmiede aus Azcapozalco, Töpfer und Juwelenhändler aus Cholula, Künstler aus Tezcuco, Jäger mit Fellen und Pelzwerk aus Xilotepec, Fischer aus Cuitlahuac, Frucht-, Gemüse- und Blumenhändler aus den heißen Gegenden: Alle priesen ihre Waare und hielten eifrige Gespräche mit den Käufern.

Die verschiedenen Artikel hatten ihre bestimmten Quartiere; hier konnte man hohe Baumwollenballen gewahren, dort standen die Goldschmiede mit ihren prachtvollen und reizenden Schmuck- und Nippsachen, deren mühvolle Arbeit uns an die Geduld der Chinesen erinnert; in einem dritten Quartiere sah man alle Arten feines und gewöhnliches Töpferwerk. Auch der Krieger fand sämmtliche Ausrüstungsgegenstände auf dem Markte: Helme in der Form von grimmigen Thierköpfen und mit Federn verziert, Waffen aller Art, Lanzen, Pfeile und das breite „Maquahuitl“, das mexikanische Schwert, mit seiner scharfen Klinge aus Itztli. Weiter oben blinkten Rasirmesser und Spiegel, ja es fehlte sogar an Barbierstuben nicht, denn die Mexikaner waren bebartet, wenn auch sehr schwach. Andere Buden hatten Apotheker im Besitz, die ihre medizinischen Kräuter, Wurzeln und Säfte feilboten. Bücherhändler, welche ihre hieroglyphischen Bilderschriftstücke den Bücherliebhabern anpriesen, waren nicht minder zahlreich vertreten. Es wäre allzu zeitraubend, alle zum Lebensunterhalte und Genuß nöthigen Gegenstände aufzuzählen: von jeglichem gab es Proben. Aber eines Schauspieles müssen wir noch erwähnen, welches das Herz jedes fühlenden Lesers empören wird, wir meinen dasjenige in dem Distrikte, wo die Sklaven verkauft wurden. Die Unglücklichen trugen eine Nummer mit dem Preise an sich, ganz wie die übrigen Marktwaaren auch und um sie an der Flucht zu hindern, waren sie mittelst Halsbändern an langen Stangen befestigt.

Die Ausgleichung zwischen Verkäufer und Käufer fand, wenn nicht auf dem Wege des Tausches, vermittelst gestempelter Münzstücke aus Zinn, Goldstaub in Federkielen, Säcke mit Kakao angefüllt, statt; Wage und Gewicht kannten die Azteken nicht.

Unaufhörlich strömten aus Nah und Fern Käufer und Verkäufer herbei; die Landstraßen wimmelten von Menschen und der See war mit zahlreichen Canoes, jenen leichten Nachen der Händler, bedeckt. Auf dem Markte herrschte überall die größte Ordnung. Zwölf Magistratspersonen saßen an einem bestimmten Platze in der Nähe der Handelnden und sprachen Recht bei vorkommenden Streitigkeiten.



Marktscene auf dem Tlatelolco.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Von dieser bunten Scene hinweg schlugen die Spanier den Weg nach dem großen Teocalli in der Nähe ihrer eigenen Quartiere ein. Dieses Gebäude war während der Jahre 1482 — 1486 errichtet und von Ahuizotl durch Hekatomben von Menschenopfern eingeweiht worden. Es stand in der Mitte eines weit ausgedehnten Hofraumes, Teopan genannt, der nach allen vier Seiten von einer gegen neun Fuß hohen, festen und breiten Mauer umschlossen war. Die großen Tempel bildeten in allen Städten Anahuac's die Citadellen und Festungen und so war auch die Umwallung des Haupttempels geschützt durch Zinnen und thurmähnliche Thorwege, die nach den vier Hauptstraßen führten. Die Außenseite der „Schlangenmauer" zierten oder verunstalteten, wie man will, eigenthümliche Reliefarbeiten, nämlich Sculpturen von Schlangen, wie in Altägypten, so auch in Anahuac ein gebräuchliches Symbol der Bildnerei, daher der vorhin genannte Name.

Ueber jeder der vier großen Eingangspforten befanden sich Rüstkammern mit Waffen und Kriegsgeräthen. Diese Bollwerke bildeten gewissermaßen den Mittelpunkt für die Vertheidigung der Tempelanlagen. Hinter ihnen lagen die Quartiere für die Bewaffneten. Den großen Teocalli von Tenochtitlan schützten, wie die Spanier versichern, zehntausend Krieger, die in besonderen Quartieren eincasernirt waren. Daselbst befand sich in Fällen der Noth das Hauptquartier der Kriegsmacht, bereit zu jeder Zeit, Tumult oder Aufruhr zu verhüten und die Ordnung wieder herzustellen.

Der „große Tempel" selbst, ein solides Gebäude aus Stein und Erde, dessen Außenflächen mit behauenem Tetzontli belegt waren, erhob sich auf viereckigem Fundamente in fünf Stockwerken. Je höher er emporstieg, desto mehr nahmen die Absätze, welche an der einen Ecke des Pyramidenbaues nach der Platform führten, ab. Seine terrassenförmige Erhebung gab ihm das Ansehen einer abgestumpften Spitzsäule. An seiner westlichen Fronte hatte er keine Absätze, sondern 114 Stufen einer Freitreppe führten nach den Heiligthümern, welche die letzte Terrasse krönten.

Der Aufgang zu den größeren Tempeln Meriko's war nicht immer derselbe. Bei mehreren konnte man von drei Seiten nach der Höhe gelangen; bei einigen führten an der einen Ecke der Hauptfronte, bei andern an zwei Ecken spannenhohe Treppenstufen von Terrasse zu Terrasse bis zum Gipfel hinan. Wollte man dahin gelangen, so mußte man meist viermal um den ganzen Pyramidenbau herumwandern. Beim großen Haupttempel scheinen beide Arten des Aufgangs angebracht gewesen zu sein. Dieses Aufsteigen von Terrasse zu Terrasse verlieh den religiösen Aufzügen ein imposantes Ansehen, wenn der feierliche Umgang zahlloser Priester und Gläubigen sich an den ausgedehnten Flächen der Spitzsäule gegen die Platform zu emporschlängelte.

Der „große Teocalli" nahm nach der Angabe Gomara's (dem wir

hauptsächlich folgen, denn die Beschreibung von Prescott ist etwas unklar) eine Grundfläche von etwa 300 Quadratfuß ein; er war gegen 100 Fuß hoch.

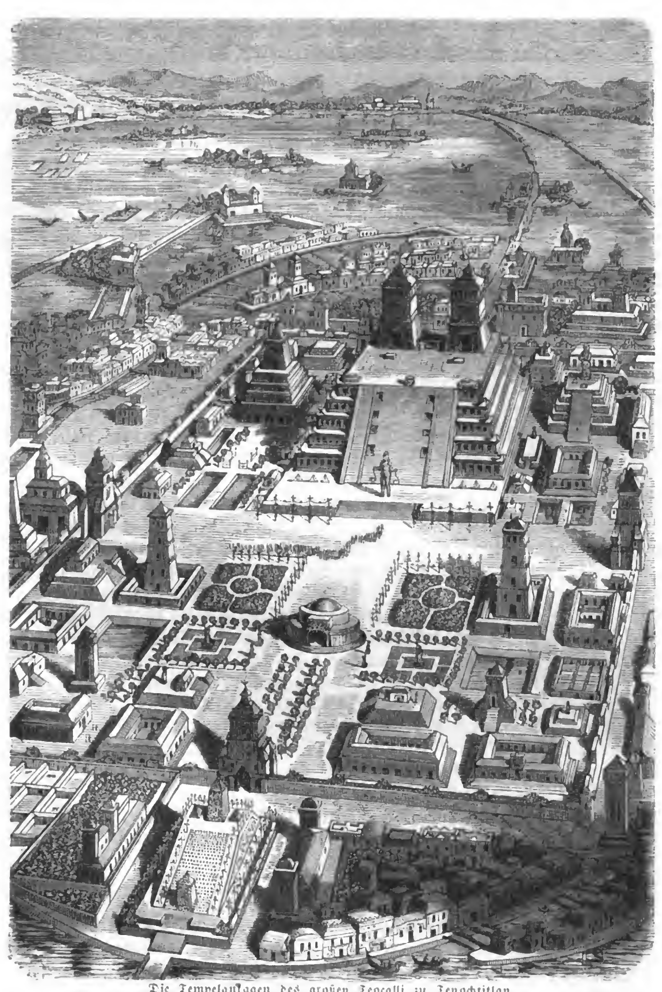
Als Cortez am Fuße des Teocalli anlangte, fand er zwei Priester und mehrere Kaziken, die sich erboten, ihn auf den Schultern die Stufen hinauf zu tragen, wie sie es bei Montezuma gewohnt waren; aber der General dankte für ihre Dienstfertigkeit und zog es vor, sich seiner eignen Gliedmaßen zu bedienen, als er an der Spitze seiner Begleiter die Treppen emporstieg.

Auf der Platform, einem mit Steinplatten belegten Raume von etwa 40—50 Fuß im Gevierte, angelangt, fiel den Spaniern zuerst, wenige Fuß entfernt vom westlichen Rande derselben, ein großer Jaspisblock ins Auge, dessen eigenthümlich gestaltete, oben rund ablaufende Oberfläche, infolge dessen die Brust des darauf ausgestreckten Opfers sich wölben mußte, den großen Hauptaltar verkündigte. Ein ähnlicher Stein befand sich an der anderen Ecke derselben Seite.

Am östlichen Ende des Gipfels — denn das Volk wandte sich bei seinen Gebeten mit dem Gesicht dem Sonnenaufgange zu — erhoben sich die Heiligthümer, die eigentlichen Tempel, zwei Thürme von drei Stockwerken, das untere aus Stein und Stuck, die oberen aus kunstreich bearbeitetem Holze.

In der unteren Abtheilung befanden sich die Götzenbilder, in der oberen die zu religiösen Feierlichkeiten gehörigen Geräthschaften sowie die Gebeine aztekischer Fürsten, die sich den luftigen Aufenthalt zur letzten Ruhestätte auserkoren hatten. In jedem Thurme stand ein Altar, auf dem das „ewige" Feuer brannte, dessen Flamme so wenig erlöschen durfte als diejenige, welche die Vestalinnen im alten Rom hüteten. Dort hing auch die große, walzenförmige Trommel, deren Fell aus Schlangenhaut bestand, welche nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten geschlagen wurde und einen dumpfen Ton, den man meilenweit hören konnte, von sich gab, einen Ton, der den Spaniern später zum Weheruf werden sollte.

Montezuma, vom Hohepriester begleitet, empfing Cortez auf der Platform des Tempels. „Du bist vom Treppensteigen müde geworden, Malintzin," so redete er Cortez an. Dieser aber entgegnete ebenso rasch als geistesgegenwärtig: „Die Spanier waren noch nie müde." Dann bat er Montezuma um die Erlaubniß, das Innere der Heiligthümer besuchen zu dürfen, was nach kurzer Berathung mit dem Priester auch zugestanden wurde. Sie befanden sich bald in einer geräumigen, mit Stuckaturarbeit verzierten Halle, in welcher der Altar und die kolossale Statue des Huitzilopochtli, des kriegerischen Schutzgottes der Azteken, aufgestellt waren. Das Gesicht des Götzen war auf das Häßlichste verzerrt. In der Rechten hielt er einen Bogen, mit der Linken ein Bündel goldener Pfeile. Eine Schlange aus Perlen und Edelsteinen wand sich um seinen nicht minder reich und kostbar geschmückten Körper; am linken Fuße waren die zarten Federn des winzigen Kolibri angebracht, der, sonderbar genug, seinen Namen der schrecklichen Kriegsgottheit lieh.



Die Tempelanlagen des großen Teocalli zu Tenochtitlan.
Nach Gomara's Beschreibung restaurirt von O. Mothes.

Der auffallendste Schmuck war jedoch eine Kette aus goldenen und silbernen Herzen um den Hals Huitzilopochtli's, als Sinnbild der Opfer, an welchen er am meisten Freude fand. Ein noch unzweideutigeres Zeugniß für den Charakter des Götzen lieferten drei noch rauchende Menschenherzen, die auf dem Altare vor dem Steinbilde lagen!

Das nebenanstoßende Heiligthum war einem anderen Gotte geweiht, dem Tezcatlipoca, welcher dem „unsichtbaren Wesen", dem „höchsten Gotte, den kein Bild darstellen und kein Tempel einschließen kann", am nächsten stand. Tezcatlipoca war es, der die Welt erschaffen und mit väterlicher Fürsorge über ihr wachte. Man dachte sich ihn als jungen Mann; sein glänzend-schwarzes, reich mit Gold und Gestein verziertes Bildniß, das man innerhalb gewisser Zwischenräume erneuerte, war aus einer Teigmasse von gemahlenen Sämereien, mit Blut von Kindern und Jungfrauen gemischt, zusammengebacken!!! Die Opfer, welche man dieser im Grunde so friedlichen Gottheit brachte, waren ebensowenig unschuldiger Natur, als die seines gefräßigen Bruders, denn fünf blutende Menschenherzen lagen auf seinem Altare!

Die Wände der beiden Kapellen, ebenso den Fußboden, bedeckte eine mehrere Zoll dicke Kruste geronnenen Blutes. „Der Geruch war uns unerträglicher," sagt Diaz, „als jener der Schlachthäuser in Castilien!" Kein Wunder, wenn die phantastisch aussehenden, in dunkle Gewänder gehüllten und mit Blut befleckten Priester, die ab- und zuliefen, den Spaniern als wahre Satansboten erschienen. Sie schätzten sich glücklich, als sie wieder die freie Luft einathmeten. Cortez konnte sich nicht enthalten, zu Montezuma zu sagen: „Ich kann nicht begreifen, daß ein großer und weiser Fürst wie Du, an solch' böse Geister glauben kann, die dergleichen blutiger Speise bedürfen! Wenn Du mir erlauben wolltest, das Kreuz des wahren Gottes hier aufzupflanzen, so würdest Du sehen, wie bald Deine falschen Götter vor ihm erzitterten!" Aber Montezuma vernahm diesen Vorschlag mit Entrüstung. „Das sind unsere Götter," sagte er, „welche die Azteken bis dahin zum Siege geleitet haben und ihnen eine gesegnete Ernte zuführten. Hätte ich gedacht, daß Du sie beleidigen wolltest, so würde ich Dich nicht in ihre Nähe gebracht haben!"

Cortez hielt es für angemessen, seine Uebereilung wieder gut zu machen, indem er dem Kaiser sein Bedauern ausdrückte, dessen Gefühle verletzt zu haben. Hierauf verabschiedete er sich von dem Monarchen. Montezuma aber kehrte nach dem Heiligthum zurück, denn er meinte, daß die Entweihung seiner Götter durch die lästerlichen Reden der Fremden einer Sühne bedürfe.

Beim Herabsteigen in den Tempelhof zählten die Spanier noch gegen 40 mehr oder minder bedeutende kleinere Hochbauten.

Die kleineren Tempel zu beiden Seiten des großen Teocalli, wie die dem Tlaloc und der mexikanischen Venus, der Ilhuicatitlan, geweihten, glichen in der Hauptsache dem ersteren. Nur der dem Luftgotte gewidmete

machte eine Ausnahme, er war von runder Form. Am Eingange zu demselben erblickte man ein scharfgezähntes, bluttriefendes Drachenmaul. Die muthigen Herzen der Europäer erbebten, als sie daselbst blutbefleckte Opfergeräthe und andere Abscheulichkeiten wahrnahmen, so daß sie diesem widerwärtigen Orte den Namen „Hölle“ beilegten.

Auf unserer Illustration ist sowol der mit Muscheln ausgelegte Aufenthaltsort des Monarchen, der Tezcacalli, wo er seine Feste abhielt, wie der oberpriesterliche Palast (Pojocutlan) abgebildet. In der Nähe desselben lagen die Wohnungen für ein Heer von vielen Tausenden von Priestern, die Gefängnißtempel für erbeutete Götzen, ebenso die Hauptschulen für die Jugend beiderlei Geschlechts, endlich Quartiere für weither gekommene Pilger, mitten zwischen Hainen, Bädern, Fischteichen, Geflügelställen, Knochenhäusern. Kurz sie sahen sich umgeben von einer Welt im Kleinen, denn der Raum, welchen der Hof einnahm, war ausreichend, um 500 Wohnhäusern Platz zu bieten.

Sämmtliche Tempel der Hauptstadt und namentlich auch der große Teocalli dienten als Begräbnißstätten für die Vornehmen und Häuptlinge, deren Familien den Bau hatten errichten lassen. Die Bürger, Krieger und armen Leute brachte man um den Pyramidenbau, sowie in den Höfen der Tempelanlagen unter die Erde.

Gegenüber der zum großen Teocalli führenden Hauptpforte und außerhalb der Tempelanlagen, vielleicht einen Steinwurf von denselben entfernt, streckte sich der Huitzompan, die 154 Fuß lange Schädelstätte, aus, von der die Todtenköpfe der auf den Altären abgeschlachteten zahllosen Opfer den Besuchern entgegengrinsten. Auf dem, wie wir wissen, etwas unzuverlässigen Plane des Cortez (S. 177) befindet sich die Schädelstätte innerhalb der Tempelmauern. Unser archäologischer Mitarbeiter hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Aussagen verschiedener zeitgenössischer Berichterstatter in den Quellenschriften aus dem Jahrhundert nach der Eroberung zu vergleichen und auf Grund dessen die Zeichnung auf S. 185 entworfen.

Jener Bau, aus Kalk und Stein, bildete eine Art Schaubühne, mehr lang als breit. Er erhob sich stufenförmig, aus zahlreichen Nischen der Terrassen blickten die hohläugigen Schädel hernieder. Die beiden Flügel begrenzten zwei Thürme, nur aus Kalk und Todtenschädeln ausgeführt, und da außen weder Stein, noch anderes Baumaterial bemerkbar war, so bildete dieser fremdartige Gottesacker eine Hauptsehenswürdigkeit für die Spanier.

Vor der lang sich hinziehenden Terrassenfronte waren mehr als 70 hohe Pfähle in Abständen von etwa 4 Fuß aufgepflanzt. In Entfernungen von $1^1/_2$ bis 2 Fuß hatte man vom Gipfel bis zum Fuße Querpflöcke in diese Pfosten eingelassen. Sie glichen in ihren vierstrahligen Absätzen riesigen Quirlreihen, deren jede einzelne fünf zähnefletschende, durch die Schläfe mit einander verbundene Schädel aufwies. Andreas de Tapia und ein anderer Spanier beschrieben die Schädelstätte dem Geschichtschreiber

Gomara mit dem Hinzufügen, daß sie allein auf den Pfählen und Terrassenreihen 136,000 Todtenköpfe gezählt, jene aber, welche das Innere der Flügel barg, nicht hätten überschlagen können. Es waren, gleich den Aufsichtspersonen unserer Gottesäcker, besondere Inspektoren angestellt, denen oblag, sobald einer der Schädel herunter gefallen war, einen anderen an dessen Stelle zu bringen, damit die Zahl derselben sich ja nicht mindere.

Liest man all' diese Greuel, so erstarrt beinahe unser Blut und wir halten um so zuversichtlicher daran fest, daß durch die Eroberung Meriko's die Sache der Menschheit schließlich gewonnen habe. Verpflanzte auch der Glaubenseifer der Spanier seine Ketzergerichte in das Land der Azteken, so verscheuchte doch der milde Christenglaube späterer Jahrhunderte die finsteren Schrecken des aztekischen Fanatismus. Lobpreisen wir also, und selbst noch beim Hinblick auf die unbefriedigende Beschaffenheit der späteren, ja selbst der heutigen Zustände jenes Landes, die wohlthätige Fügung der Vorsehung, welche das Reich Montezuma's einem Geschlechte überlieferte, das immer noch viel menschlicher war, als die Bewohner Anahuac's zur Zeit der Eroberung durch die Spanier.

Aehnliche Gefühle des Abscheues, gleich denen, die uns beschlichen, als wir die fluchbeladenen Stätten des Aberglaubens und der Barbarei der Bewohner Tenochtitlan's beschrieben, mögen auch in den Herzen der Spanier aufgelodert sein, als sie sich von den aztekischen Greueln abwendeten. Ihrer gerechten Entrüstung mag eine um so innigere Verehrung für den erhabenen Stifter der Religion der Bruderliebe gefolgt sein. Jene feurige Liebe zu ihrem eigenen Glauben veranlaßte sie am folgenden Morgen, dem Monarchen die Bitte vorzutragen, eine der Hallen in ihrem Quartiere in eine christliche Kapelle verwandeln zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihnen nicht nur gewährt, sondern Montezuma schickte ihnen sogar Handwerker, um ihnen beim Bau helfen zu lassen.

Während dieses vor sich ging, entdeckten einige Spanier eine gar geheimnißvoll aussehende, neuerdings erst zugemauerte Thür. Sie konnten der Neugierde nicht widerstehen; die Steine wurden hinweggeräumt und sie standen wie am Erdboden angewurzelt, denn sie befanden sich in einer mit Gold, Silber, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art reich gefüllten Schatzkammer, dem Privatschatze Montezuma's, an dem schon dessen Vater gesammelt hatte. „Ich war ein junger Mann, der schon Manches gesehen," schreibt Diaz, „doch mir schien es, als seien alle Reichthümer der Welt in diesem Raume aufgespeichert." Nachdem man Cortez die überraschende Nachricht überbracht, befahl er, die Mauer wieder in den Zustand zu bringen, in welchem man sie vorgefunden, des aufgefundenen Schatzes aber keine Erwähnung zu thun. Nach drei Tagen war die Kapelle eingerichtet und die Bekenner Jesu hatten die hohe Genugthuung, sich im Besitze eines Tempels zu sehen, worin sie ihrem Gotte unter dem Schutze des Kreuzes würdig dienen konnten.



Ueberfall und Mord der Spanier durch Quauhpopoca.

Drittes Kapitel.

Gefangennehmung Montezuma's.

Cortez' Beängstigungen. — Schlimme Nachrichten von Escalante. — Eintreffen des abgeschlagenen Hauptes eines Spaniers in der Residenz. — Gefangennahme Montezuma's. — Seine Behandlung bei den Spaniern. — Hinrichtung seiner Beamten. — Montezuma in Ketten.

(1519.)

Die Spanier hatten eine Woche in Mexiko zugebracht und während dieser Zeit die freundlichste Behandlung vom Kaiser erfahren; aber Cortez' Gemüth war nichts weniger als ruhig; er fühlte, daß jenes liebenswürdige Entgegenkommen nicht von langer Dauer sein könne; er hörte schon hie und da Aeußerungen des Unmuths über die Unverträglichkeit und den Hochmuth der Mexikaner, es ging das Gerücht, dieselben seien mit dem langen Besuche der Fremdlinge, noch mehr aber mit der fortwährenden Anwesenheit der Tlascalaner unzufrieden, ja, es war die Drohung gefallen,

daß man bei erster Veranlassung die Zugbrücken aufziehen werde. Durch Betrachtungen, die sich hieran knüpften, aufgeregt, beschloß der General, einen kühnen Streich zu wagen, vor dessen Ausführung er jedoch diejenigen seiner Offiziere, auf welche er das meiste Vertrauen setzen durfte, sich zu einem Rathe versammeln ließ. — Cortez theilte ihnen seine Befürchtungen mit und erklärte, daß für den eigentlichen Zweck ihrer Anwesenheit in des Landes Hauptstadt, für die gänzliche Unterwerfung derselben, noch so gut wie nichts geschehen sei, während der Gouverneur von Cuba jeden Tag ihnen die reiche Beute wieder entreißen könnte, die sie lange noch nicht fest genug in ihren Händen hielten. Es handle sich darum, ein Pfand der Sicherheit für sie und ihre Absichten zu erlangen. Alle stimmten darin überein, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse; aber was? Einige riethen zu sofortigem heimlichen Rückzuge, Andere machten den Vorschlag, mit Montezuma's Wissen die Stadt zu verlassen, die Meisten wußten gar keinen Rath; bleiben und gehen, Beides schien ihnen gleich verderblich. In dieser peinlichen Verlegenheit rückte Cortez mit einem Vorschlage heraus, so abenteuerlich, wie ihn nur der verwegenste Geist im äußersten Nothfalle erdenken konnte. Er wollte mit seinem Heere nach dem kaiserlichen Palast marschiren und, unterstützt von einer Anzahl Vertrauter, sich der Person des Kaisers bemächtigen, um ihn je nach Umständen vermittelst guter Worte oder allenfalls durch Gewaltmittel dahin zu bringen, seinen Wohnsitz in den spanischen Quartieren aufzuschlagen. So lange der Kaiser bei ihnen sei, würde es kaum schwer fallen, in seinem Namen so lange zu regieren, bis sie Maßregeln für den weiteren Erfolg ihres Unternehmens getroffen hätten. Mit solch' einer Bürgschaft endlich könnten sie vor jedem Angriffe der Merikaner sicher sein, die gewiß nichts thun würden, was das Leben ihres Herrschers gefährden könnte.

Ein guter Vorwand für die Gefangennahme des Kaisers bot sich Cortez in einem Vorfalle, von dem er schon während seines Aufenthaltes zu Cholula Kunde erhalten. Wie wir gesehen, war bei seiner Abreise von Veracruz ein treuer Offizier, Juan de Escalante, mit hundert und fünfzig Mann als Besatzung in der Stadt zurückgeblieben. Cortez war noch nicht lange fort, als sein Stellvertreter von einem Kaziken, Namens Quauhpopoca, die Botschaft erhielt, er beabsichtige, nach Veracruz zu kommen, um den Spaniern seine Ergebenheit zu bezeigen. Zu diesem Zwecke bat er um vier Weiße, die ihn vor den feindlichen Stämmen, durch deren Gebiet sein Weg führte, schützen sollten. Es war keine Bitte, die in Escalante hätte Argwohn erregen können. Die vier Soldaten wurden auch abgeschickt, zwei von ihnen aber bei ihrer Ankunft von den falschen Azteken ermordet; die zwei andern brachten die Botschaft von dem vergossenen Blute nach ihrer Garnison. Der erzürnte Commandant zog nun, um sich zu rächen, mit fünfzig Bewaffneten und einigen tausend Indianern gegen den hinterlistigen Häuptling. Es er-

folgte eine blutige Schlacht, in welcher sieben bis acht Christen erschlagen wurden und der tapfere Escalante so schwere Wunden erhielt, daß er bald darauf starb. Die im Kampfe gefangenen Eingeborenen sagten aus, der Anschlag sei durch Montezuma veranlaßt worden.

Einer der Spanier war, zum Tode verwundet, in die Hände der Eingeborenen gefallen, die ihm den Kopf abschnitten und denselben ihrem Kaiser schickten. Montezuma schien in den entstellten Zügen das dunkle Schicksal seines Hauses zu lesen: er wandte sich mit Schaudern davon ab und befahl, daß man das blutige Haupt augenblicklich aus der Residenz entferne.

Obgleich Cortez jene Schreckensnachricht schon in Cholula erhalten hatte, theilte er sie doch nur wenigen seiner vertrauten Offiziere mit, denn er fürchtete den Eindruck, den sie auf die gemeinen Soldaten machen würde. — Dieses Ereigniß gedachte nun Cortez zu benutzen, um den Kaiser in seine Gewalt zu bringen. Damit zeigten sich auch die versammelten Offiziere einverstanden, denn sie sahen ein, daß ein verzweifeltes Uebel auch eines verzweifelten Mittels bedürfe.

In der Nacht nach dieser wichtigen Zusammenkunft hörte man Cortez lange in seinem Gemach auf- und abschreiten, gleich einem Manne, der von einer heftigen Aufregung ergriffen ist. Er ließ damals seine dunkeln Pläne zur Reife gedeihen. Am nächsten Morgen hörten die Soldaten wie gewöhnlich die Messe und Pater Olmedo rief den Segen des Himmels zu dem ausgesonnenen gewagten Unternehmen an.

In welche Lage die Spanier auch verwickelt sein mochten, ihre Herzen waren davon überzeugt, daß die Vorsehung auf ihrer Seite sei.

Nachdem der General sich eine Audienz von Montezuma erbeten hatte und ihm diese bewilligt worden, traf er die nöthigen Vorbereitungen zum beabsichtigten Streiche. Seine Hauptkriegsmacht beorderte er in den Hof, und die Zugänge zum Schlosse ließ er von Strecke zu Strecke durch Abtheilungen von Soldaten sichern, um die möglichen Befreiungsversuche des Volkes zu verhindern. Fünf Ritter, auf deren Muth und Geistesgegenwart er das größte Vertrauen setzte, begleiteten ihn, nämlich: Pedro de Alvarado, Gonzalo de Sandoval, Francisco de Lujo, Velasquez de Leon und Alonso de Avila — glänzende Namen in den Annalen der Eroberung. Alle waren in voller Rüstung, ein zu gewöhnlicher Umstand, um Verdacht zu erregen.

Die kleine Gesellschaft wurde sehr gnädig vom Kaiser empfangen, der sich mit Hülfe der Dolmetscher bald in eine lebhafte Unterhaltung mit den Spaniern verflocht, und ihnen mit gewohnter Freigebigkeit kostbare Geschenke überreichen ließ. Gegen den General zeigte er sich noch besonders gütig, indem er ihm eine seiner Töchter zur Frau anbot; eine Ehre, für welche sich aber Cortez bedankte, indem er ihm erwiderte, er habe schon eine Gemahlin und seine Religion verbiete ihm, mehr als Eine Frau zu haben.

Unversehens änderte Cortez aber den Ton, hielt Montezuma mit barschen Worten das verrätherische Verfahren seiner Beamten in der „Tierra caliente" vor, und beschuldigte ihn, Urheber desselben zu sein. Der Kaiser hörte die Anklage mit Erstaunen, und läugnete sein Mitwissen an einer Handlung, die ihm nur von seinen Feinden zugeschoben worden sein könne. Der General schenkte seinen Betheuerungen scheinbar Glauben, fügte aber bei, daß Quauhpopoca und seine Mitschuldigen verhört und nach Verdienst bestraft werden müßten. Dagegen wandte Montezuma nichts ein. Er nahm von seinem Handgelenke einen kostbaren Stein mit dem kaiserlichen Siegel und gab ihn einem seiner Edelleute mit dem Auftrage, denselben dem aztekischen Gouverneur vorzuzeigen und diesen sammt allen am Morde der Spanier sonst betheiligten Beamten augenblicklich in die Hauptstadt zu bringen.

Als der Bote abgegangen war, versicherte Cortez dem Monarchen, daß dieses Eingehen auf seine Wünsche für ihn der zuverlässigste Beweis sei, daß Montezuma keine Schuld habe; aber auch sein Kaiser und Herr wolle darüber zur bündigsten Gewißheit gelangen. Könne er sich nun entschließen, in dem von den Spaniern bewohnten Palast seine Residenz aufzuschlagen, wenigstens bis nach der Ankunft des Quauhpopoca, so werde eine solche herablassende Willfährigkeit allen Verdacht völlig entfernen.

Montezuma begleitete diese Zumuthung mit Blicken, in welchen sich die höchste Verwunderung aussprach; er wurde zuerst bleich wie der Tod, aber gleich darauf roth vor Entrüstung und rief: „Wann hat man jemals gehört, daß ein großer Fürst, wie ich, seinen Palast freiwillig verlassen, um sich den Händen von Fremden als Gefangener zu überliefern?"

Cortez stellte ihm vor, er werde nicht in dieser Eigenschaft mit ihm gehen, vielmehr die größte Hochachtung von Seiten der Spanier erfahren. Natürlich würde er, von seinem Haushalte umgeben, ganz wie gewöhnlich, mit seinen Unterthanen verkehren. Aber alles Zureden war umsonst.

„Wenn auch ich in eine solche Erniedrigung einwilligen wollte," antwortete er, „mein Volk würde es nie dulden". Als man weiter in ihn drang, bot er einen seiner Söhne und eine seiner Töchter den Spaniern als Geiseln an, nur damit man ihm diese grausame Demüthigung erspare.

Zwei Stunden waren unter ergebnißlosen Hin- und Widerreden dahingeflossen, als ein feuriger junger Ritter, Velasquez de Leon, ungeduldig ausrief: „Was brauchen wir an den Barbaren weitere Worte zu verschwenden? Wir sind zu weit gegangen, um uns jetzt zurückziehen zu können. Man ergreife ihn! und wenn er Widerstand leistet, stoßen wir ihm das Schwert in's Herz!"

Der bestürzte Monarch, welchem die Heftigkeit des Spaniers nicht entging, fragte Marina, was der zornige Kriegsmann gesagt habe. Die freundliche Dolmetscherin verdeutlichte ihm die harten Worte so rücksichtsvoll, wie sie es nur vermochte. Sie beschwor ihn, den Weißen zu vertrauen und fügte

hinzu, Widerstand werde ihm sicher das Leben kosten. Diese Mahnung erschütterte den Entschluß des Kaisers. Umsonst sah er sich nach entschlossener Hülfe, nach gutem Rathe um. Er fühlte, daß das Verhängniß hereingebrochen; mit vor Erregung kaum hörbarer Stimme erklärte er sich bereit, den Fremden zu folgen und seinen Palast zu verlassen, den er nie mehr betreten sollte. Er ergab sich in sein unvermeidliches Schicksal, an sich und seiner Sache verzweifelnd!

Kaum sahen die Europäer ihre Absicht erreicht, so schickten sie nach der kaiserlichen Tragbahre. Die Mexikaner wollten ihren Sinnen nicht trauen, als sie die Entschließung ihres Gebieters erfuhren; inzwischen kam der Stolz dem unglücklichen Fürsten zu Hülfe, und da er nicht zweifelte, daß er nun gehen müsse, so ließ er wenigstens glauben, er folge freiwillig den Spaniern. Aus diesem Grunde versicherte er unterwegs dem in Haufen sich versammelnden Volke, er besuche seine spanischen Freunde aus eigenem Antriebe, und ermahnte die betroffene Menge, sich ruhig zu verhalten. Nachdem man die spanischen Quartiere erreicht hatte, befahl Montezuma den trotz seiner Erklärung sich von allen Seiten immer drohender Zusammenrottenden, sogleich aus einander zu gehen und in ihre Behausungen zurückzukehren.

Die Eroberer empfingen ihren Gefangenen mit größter Ehrerbietung und ließen ihn die Gemächer, welche ihm zur Wohnung dienen sollten, nach Belieben auswählen. Die kaiserlichen Zimmer wurden mit aller Pracht ausgestattet. Die Lieblingsfrauen, Pagen und Hofleute folgten ihrem kaiserlichen Herrn und leisteten ihm Gesellschaft wie bisher. Er ertheilte Audienzen in derselben Weise wie in dem verlassenen Schlosse; die Spanier erschienen nur mit unbedecktem Haupte vor ihm und setzten sich nur auf sein Geheiß nieder.

Bei all' diesen Ehrfurchtsbezeigungen gab es jedoch einen Umstand, aus dem das Volk nur allzu gut ersah, daß sein Monarch ein Gefangener war. Der Fürst wurde nämlich bei Tag und bei Nacht sorgfältig bewacht und jede Nachlässigkeit der vor seiner Thür aufgestellten Schildwache von Cortez auf's Strengste geahndet. Diese äußerste Vorsicht war durchaus geboten. Denn gelang es dem Kaiser, sich den eisernen Händen seiner „spanischen Freunde" zu entziehen, so war damit der Untergang der verhaßten Eindringlinge besiegelt. Doch die Beschwerden der beständigen Aufsicht ermüdeten und erbitterten gleichsehr die Soldaten. „Laßt lieber diesen Hund von Kaiser sterben," rief ein Ungeduldiger eines Tages, „als daß wir noch länger unser Leben auf solch' erbärmliche Art zubringen!" Glücklicherweise kamen dergleichen Fälle von Mißachtung selten vor; denn das gewinnende und herablassende Benehmen des Fürsten, der nie die geringste Aufmerksamkeit empfing, ohne sie reichlich zu vergelten, flößte den harten Männern eine gewisse Zuneigung für ihn ein, soweit sie diese für einen „Barbaren" fühlen konnten. Außerdem wußten sie, daß ihr Anführer jeden Mangel an Achtung vor ihrem hohen Gefangenen streng ahnden würde.

Endlich wurde die Ankunft des von seinem Sohne und fünfzehn aztekischen Würdenträgern begleiteten Quauhpopoca angezeigt. Montezuma nahm den Gouverneur kalt auf und überließ ihn Cortez zur Verurtheilung — was hätte er auch anders thun können? Der preisgegebene Mann läugnete die ihm aufgebürdete Blutthat nicht; um so entschiedener aber stellte er seines Monarchen Mitwissenschaft an der Verschwörung in Abrede, und gab solche erst dann zu, als das Todesurtheil über ihn und seine Gefährten gesprochen war. Die Hinrichtung sollte auf dem freien Platze vor dem Palast vollzogen, es sollten sämmtliche Schuldige lebendig verbrannt werden. Den Scheiterhaufen hatte man von Ausrüstungsgegenständen aufgebaut, die man mit Montezuma's Gutheißung den Zeughäusern in der Nähe des Tempels entnahm. Man beseitigte hierdurch auf passende Weise vorräthige Angriffsmittel für den Fall einer Empörung oder sonstiger Feindseligkeiten.

Sein kühnes Vorgehen krönte Cortez durch eine Handlung der Rohheit und Grausamkeit, welche seinem Ruhme in den Augen aller fühlenden Menschen außerordentlich Eintrag thut. Er trat nämlich während der Vorbereitungen zur Hinrichtung, mit Fesseln in der Hand, in das Gemach des Kaisers. Mit harten Worten beschuldigte er den erschrockenen Fürsten, Urheber der an den Spaniern verübten Gewaltthaten zu sein, was die Schuldigen soeben bekannt hätten. Ein solch' todeswürdiges Verbrechen dürfe aber selbst ein Monarch nicht ungestraft begehen. Indem er so sprach, befahl er, Montezuma in Fesseln zu legen und schritt, sobald er seine Anordnungen vollzogen sah, kalt und theilnahmlos aus dem kaiserlichen Gemach.

Montezuma war wie erstarrt über diese unerhörte Demüthigung. Keines Wortes fähig, ließ er Alles ohne Widerstand über sich ergehen, aber obgleich er keine Silbe hervorzubringen vermochte, verrieth doch leises Stöhnen seine unbeschreibliche Seelenpein. Seine in Thränen zerfließenden Begleiter suchten ihn zu trösten. Sie umfaßten die Füße ihres Gebieters mit ihren Armen und bestrebten sich durch weiche Stoffe, die sie unter die Fesseln schoben, den Druck des Eisens zu erleichtern. Das kalte Eisen, welches in das Herz des unglücklichen Fürsten gedrungen, konnten sie jedoch nicht entfernen.

Unterdessen wurde das grausame Urtheil vollzogen. Der Kazike und die kaiserlichen Beamten ertrugen ihr Geschick, ohne einen Schrei oder nur eine Klage auszustoßen. Der Muth des Duldens ist eine Haupttugend des indianischen Kriegers. Nach Beendigung des traurigen Schauspiels trat Cortez wieder in Montezuma's Gemach. Niederknieend befreite er die Glieder seines Gefangenen von den Ketten. Der Fürst, vor dessen Stirnrunzeln noch vor einer Woche ganz Anahuac gezittert hatte, war jetzt so gebeugt und erniedrigt, daß er es über sich gewann, dem General für seine Entfesselung wie für ein großes, unverdientes Geschenk zu danken!!

Wie wenig wir auch die Handlungen der Spanier verschönern möchten:

klug und wohl in ihrer Lage zweckmäßig war das Verfahren gegen den aztekischen Gouverneur und seine Genossen, ebenso die unsern Gefühlen völlig widerstrebende Demüthigung Montezuma's. In den kaiserlichen Beamten erblickten Cortez und seine Gefährten ohnehin nur Heiden, denen man keine sonderliche Rücksicht schuldig sei. Nun wußte man in ganz Anahuac, daß den Spaniern kein Haar ungestraft gekrümmt werden dürfe. Dadurch, daß Cortez den Kaiser in den Augen seiner Unterthanen herabsetzte, zwang er ihn außerdem, sich ihm gänzlich in die Arme zu werfen. Wahrlich, dies Alles war absonderlich schlau ausgedacht und dergleichen diplomatische Feinheit findet selbst heutigen Tages noch ihre Lobredner. Welcher Mächtige aber dürfte in unserer Zeit sich ungestraft solch' empörender Gefühllosigkeit schuldig machen? — Doch frohlocken wir nicht zu sehr, denn ein schärfer richtender Menschenfreund möchte uns an die erbarmungslosen Bluturtheile englischer Gewalthaber in Indien erinnern! — —

Eine Vorstellung von den sittlichen Begriffen der Betheiligten bei den oben geschilderten Ereignissen erhalten wir in den Worten eines Zeugen. Bernal Diaz sagt fünfzig Jahre später, als die Leidenschaft in ihm erloschen und sein Auge nicht mehr durch Vorurtheile getrübt war, am Schlusse seines Berichtes der erzählten Vorgänge: „Jetzt, da ich ein alter Mann bin, rufe ich mir die Heldenthaten meiner Jugend oft so lange in's Gedächtniß zurück, bis sie frisch vor mir stehen, wie die Erlebnisse von gestern. Ich gedenke der Gefangennahme des indianischen Monarchen, seiner Fesselung, der Hinrichtung seiner Offiziere, und dann fühle ich, wie wir — ein Häuflein von kaum 450 Kriegsleuten — dies Alles nicht aus eigener Kraft thun konnten, sondern durch die Kraft Gottes, dessen Willen uns leitete. Hierin liegt viel Stoff zum Nachdenken"!!

Für uns liegt noch mehr Stoff zum Nachdenken darin, wenn wir uns vergegenwärtigen, was „ehedem" geschehen konnte und was „heute" noch möglich ist. Wenn wir die Fortschritte in Erkenntniß und That uns vor Augen führen, welche das neunzehnte Jahrhundert von dem sechszehnten trennen, so müssen wir freudig bewegt uns sagen, daß die Menschheit ihrer Bestimmung allerdings näher gekommen ist. Zugleich aber soll das Bewußtsein unserer sittlichen Veredlung uns zu wahrhaft christlicher Milde und Nachsicht erheben, Pflichten, welchen nachzukommen ein großer Theil unseres Geschlechtes leider noch immer Anstand nimmt. „Wir sind alle Kinder Eines Vaters," sagt das Urkundenbuch unserer Religion: und dennoch vergessen selbst wir in dem Jahrhundert der Aufklärung immer von Neuem wieder, daß auch die unsere Brüder sind, welche anders fühlen, anders handeln und glauben als wir!

Oh! es ist nur eine andere Art von Lieblosigkeit, als jene zu Cortez' Zeiten, sicher aber eine nicht minder verdammungswürdige Grausamkeit, welche den in religiösen und politischen Dingen Andersglaubenden verfolgt, der Heimat beraubt und erbarmungslos in die weite Welt hinaustreibt!



Montezuma leistet Spanien den Eid der Treue.

Viertes Kapitel.

Montezuma, Vasall von Spanien.

Montezuma in den spanischen Quartieren. — Plan zu einer Empörung. — Gefangennahme des Königs von Tezcuco. — Montezuma schwört den Spaniern den Eid der Treue. Die kaiserlichen Schätze. Vertheilung derselben. — Christlicher Gottesdienst in den Teocallis. — Steigende Unzufriedenheit der Azteken.

Die Ansiedlung von Villa Rica de Vera Cruz war den Spaniern von der höchsten Wichtigkeit; sie war ihr Stützpunkt für alle ihre Unternehmungen, und man trug daher große Sorge, daß ihre Verwaltung geeigneten Händen anvertraut bleibe.

Ein Ritter, Namens Alonso de Grado, war von Cortez hingeschickt worden, um Escalante zu ersetzen. Der General hatte jedoch eine schlechte

Wahl getroffen, denn er hörte gar bald Klagen über den neuen Gouverneur, so daß er beschloß, ihn abzurufen. Er vertraute infolge dessen den Posten Gonzalo de Sandoval, einem wackern Edelmanne an, der während des ganzen Feldzuges sich durch Muth und Klugheit ausgezeichnet, und dessen leutseliges Wesen ihn zum Liebling des ganzen Heeres gemacht hatte. Sandoval trat also den Weg nach der Küste an, und Cortez hatte sich in der That nicht zum zweiten Mal in seinem Manne getäuscht.

Einige Tage nach der Hinrichtung der kaiserlichen Beamten bot Cortez dem Monarchen an, in den verlassenen Palast zurückzukehren, aber Montezuma schlug das Anerbieten aus; wahrscheinlich fürchtete er die Unbotmäßigkeit seiner Vasallen, sowie die Mißachtung seiner Diener, die Zeugen der ihm widerfahrenen tiefsten Erniedrigung gewesen waren. Aus welchen Gründen aber auch diese Weigerung erfolgt sein mochte, so viel ist gewiß, daß er das gemachte Anerbieten wiederholt ausschlug, und daß der General ihn hierauf feurig umarmte und versicherte, er liebe ihn wie einen Bruder. Schöne Worte, deren Werth zu deuten ein Montezuma wol unterdessen gelernt haben mußte!

Trotz der gesicherten Stellung, welche der General durch das Verbleiben des Kaisers gewonnen, überkamen ihn doch nicht selten schwere Sorgen, wenn er daran dachte, daß die Indianer ihm jeden Augenblick die Verbindung mit der Küste und folglich mit der Heimat abschneiden könnten. Um sich wenigstens die Rückreise aus der Hauptstadt zu sichern, beschloß er, zwei Schiffe von hinreichender Größe zu bauen, um im Falle der Noth seine Kriegsmacht über den See schaffen zu können. Hierdurch würde man der beschwerlichen Wanderung über die schmalen Dammwege, welche nach der großen Landstraße führten, enthoben sein. Montezuma freute sich, jene wunderbaren „Wasserhäuser" erstehen zu sehen, von denen ihm schon so Manches erzählt worden war und gern gab er die Erlaubniß, daß das nöthige Holz in den kaiserlichen Wäldern gefällt werde. Dem Martin Lopez, einem erfahrenen Schiffbauer, wurde die Leitung des Werkes anvertraut, und Sandoval aufgefordert, die geretteten Taue und Segel u. s. w., welche noch von der Flotte übrig geblieben waren, aus Vera Cruz zu senden.

Inzwischen brachte der mexikanische Monarch seine Zeit beinahe auf die gleiche Weise zu, wie in dem verlassenen Palaste und die Spanier thaten Alles, um ihn die Gefangenschaft vergessen zu machen; aber auch die mit Rosen bekränzte Kette drückt. Wenn Montezuma seine Geschäfte besorgt hatte, vergnügte es ihn, den castilianischen Truppen bei ihren militärischen Uebungen zuzusehen. Auch er war ja im Felde gewesen und hatte in stolzeren Tagen an den Kämpfen und Siegen seiner Krieger theilgenommen. Kein geringeres Vergnügen machte es ihm, Cortez und seine Offiziere bei sich zu sehen und vor ihnen nationale Spiele aufführen zu lassen. Eine seiner Lieblingsergötzungen war das sogenannte „Totoloque", ein Spiel, wobei man mit goldenen Kugeln nach einer Zielscheibe warf.

Bei einem solchen Spiele ereignete sich etwas, das den Spaniern später noch oft Veranlassung zum Scherze gab. Alvarado markirte nämlich oft zu viel, wenn er einen Gewinn für sich selbst aufzeichnete. Montezuma merkte dies und sagte mit feinem Lächeln: „Tonatiuh, Ihr macht viele Irorol!" Wenn Alvarado seit jener Zeit in seinen Erzählungen übertreiben wollte, wurde er öfters von den Zuhörern gewarnt, „er solle keine Irorol machen".

Als Preise vertheilte Montezuma gewöhnlich Gegenstände von Werth: Edelsteine oder Gold. Er wußte mit guter Laune zu verlieren und bewies auch hierin seinen großmüthigen und freigebigen Charakter. Wenn er seine Mittel zu Rathe hielt, so that er es nur, um nachher desto mehr verschenken zu können. Als einst ein Spanier einige Goldsachen aus des Kaisers Schatzkammer entwendet hatte, wollte Cortez den Dieb bestrafen, aber Montezuma legte sich in's Mittel, indem er sagte: „Laß Deine Landsleute Gold und Edelsteine nehmen, so viel sie wollen, nur bitte ich, daß sie nichts anrühren, was unsern Göttern gehört!" Die Soldaten, nicht blöde, machten von dieser Großmuth Gebrauch und trugen einst einige hundert Ballen feiner Baumwolle in ihre Quartiere. Montezuma, der es erfuhr, sagte blos: „Ich schenke sie ihnen, und was ich gegeben habe, nehme ich nie mehr zurück."

So gering er aber auch seine Schätze achtete, so empfindlich war er für persönliche Beleidigung oder Mißachtung. Die unehrerbietigen Reden der gemeinen Soldaten brachten ihm mehr als einmal Thränen in die Augen. Und dennoch zeigte sich auch hier der Edelmuth des unglücklichen Fürsten im hellen Lichte: als Cortez einen seiner Beleidiger zum Tode verurtheilte, bat Montezuma inständig um das Leben des Spaniers. Die Herrschsucht, welche in den Tagen des Glücks seinen großmüthigen Charakter in Schatten stellte, war im Unglück gänzlich von ihm gewichen. Kein Wunder, wenn der gefangene Fürst bei den Spaniern immer beliebter wurde. Für einige Castilianer zeigte dagegen er eine außerordentliche Vorliebe; so erbat er sich u. A. vom General einen jungen Pagen, Orteguilla, der ihm besonders wohlgefallen, zur beständigen Bedienung. Der junge Edelmann verstand sehr bald so viel mexikanisch, um sich seinen Landsleuten hie und da recht nützlich erweisen zu können. Auch an der Gesellschaft von Velasquez de Leon und Pedro de Alvarado fand der Kaiser besonderes Wohlgefallen. Ungeachtet aller Sorgfalt von Seiten der Spanier, ihn seine Lage vergessen zu machen, warf der Fürst doch oft sehnsüchtige Blicke nach seiner alten Residenz. Bestimmter sprach er den Wunsch aus, seine Andacht im „großen Tempel" zu verrichten, wo er sich früher so häufig eingefunden hatte. Der General fand dieses Verlangen nach religiöser Erhebung zu natürlich, als daß er es gewagt hätte, der Absicht des Kaisers entgegenzutreten. Er erklärte sich damit einverstanden, daß Montezuma unter dem Hin- und Zurückgeleite einer Ehrenwache von 150 Spaniern den Teocalli besuche.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die fanatischen Spanier keine Gelegenheit versäumten, dem merikanischen Monarchen einige Begriffe von ihrer Religion beizubringen. Die Väter Diaz und Olmedo erschöpften alle Gründe des gesunden Menschenverstandes, um den Glauben an seine Götzen wankend zu machen; aber umsonst. Die Unterredung schloß immer mit der Erklärung, „der Gott der Christen möge ganz gut sein; aber die Götter seines Landes seien für ihn und sein Volk die rechten Götter." Alles, was von ihm erlangt werden konnte, bestand in dem Versprechen, sich selbst an keinem Menschenopfer mehr zu betheiligen.

Ein Lieblingsvergnügen Montezuma's war die Jagd; er besaß große Wälder am entgegengesetzten Ufer des Sees. Als der Bau der spanischen Brigantinen vollendet war, ließ sie Cortez bei Gelegenheit einer Jagdpartie einweihen; der Kaiser war über die Geschicklichkeit der weißen Männer ganz entzückt und in den Augen der Eingeborenen erschien ein solches Schiff mit seinen Wimpeln und Flaggen, welches unter dem Donner seiner vier Kanonen wie auf den Flügeln des Windes dahinschwebte, wie etwas Lebendiges. Dieser Umstand war ein Grund mehr, weshalb die Spanier in den Augen des Volkes als übernatürliche Wesen erschienen.

Die kaiserlichen Jagdgründe waren reich mit Wild versehen; hier im Grün des Waldes genoß Montezuma die Wohlthat zeitweilig wiedergewonnener Freiheit; aber es war nur ein Schatten von Freiheit, sowie er zu Hause nur eines Schattens von Herrschergröße sich noch erfreuen durfte. Im Innern seiner Wohnung, wie unter dem grünen Laubdach, überall wurde er vom Auge der Spanier bewacht.

Während der Kaiser sich also in sein trauriges Schicksal zu finden suchte, betrachteten viele Männer von Ehre und Unabhängigkeitsliebe das Loos ihres Gebieters mit ganz anderen Empfindungen. Unter diesen wies Rang und Charakter dem Neffen des Kaisers, dem Könige von Tezcuco, dem wir zuletzt beim Empfange der Spanier begegneten, die erste Stelle ein. Der junge Cacama sah mit ebenso viel Entrüstung als Verachtung auf die klägliche Lage seines Onkels. Zuerst gab er sich alle Mühe, diesen zu männlichem Widerstande zu bewegen; dann suchte er mit mehreren andern Häuptlingen ein Bündniß zur Befreiung seines Verwandten zu Stande zu bringen; aber die Kaziken weigerten sich zuletzt doch, auf seine Pläne einzugehen, wahrscheinlich weil sie den Absichten des mächtigen Königs von Tezcuco persönliche Hintergedanken unterlegten. Und so konnte es nicht ausbleiben, daß mancherlei über die zur Hervorrufung eines Aufstandes unternommenen Schritte in die Oeffentlichkeit drang und daß Gerüchte davon auch Cortez zu Ohren kamen. Am liebsten wäre dieser sogleich auf Tezcuco losmarschirt, um den Funken der Empörung zu ersticken, bevor er zur Flamme empor lodern konnte; jedoch vermochte er nicht, den Zureden Montezuma's, der zur Güte rieth, zu widerstehen. Cortez gab nach und sandte eine Botschaft an den König,

mit der Aufforderung, sich wegen seines feindseligen Benehmens zu rechtfertigen. Cacama's hochmüthige Antwort veranlaßte Cortez zur Absendung einer zweiten Gesandtschaft an den zum Aeußersten entschlossenen kaiserlichen Neffen. Er ließ ihm zugleich in drohendem Tone bedeuten, daß auch er unter der Oberherrlichkeit seines Gebieters, des Königs von Spanien, stehe, und dessen Stellvertreter, d. h. ihm, Cortez, Rechenschaft schuldig sei. Der junge Fürst besann sich nicht lange: „Ich erkenne keine solche Obergewalt an," antwortete er, „ich weiß nichts von einem spanischen König und will auch nichts von ihm und seinem Volke wissen!"

Jetzt schickte Montezuma selbst einen seiner Edelleute an den Halsstarrigen ab, und ließ ihn auffordern, in der Residenz sich einzufinden. Die Antwort, welche er erhielt, lautete: „Ja, ich will kommen, aber um die Hauptstadt, Dich und unsere Götter zu befreien, nicht mit der Hand auf der Brust, sondern auf dem Schwerte, mit welchem ich die verhaßten Fremden aus dem Lande treiben werde!" Durch diesen Trotz aufgebracht, wollte Cortez nunmehr mit Gewalt gegen Cacama vorschreiten. Montezuma aber ersparte ihm dieses, indem er seinen Neffen durch List gefangen nehmen und in das spanische Lager bringen ließ, wo er von Cortez, der sich um den Fürstenstand eines Azteken, wie wir wissen, wenig kümmerte, in Fesseln gelegt wurde.

Zu jener Zeit befand sich ein Bruder des Cacama, ein noch junges Blut, in der Hauptstadt. Dieser ward von Montezuma an des bisherigen Königs Stelle zum Herrscher von Tezcuco erkoren und in der That von den Einwohnern mit Jubel empfangen. So gering war die Liebe jenes Volkes zu ihrem muthigen Fürsten, so groß immer noch, trotz allen Demüthigungen, welche der Kaiser erlitten, die Achtung vor seinem Willen.

Cortez wollte jedoch auch die übrigen Kaziken, die Anhänger Cacama's waren, in seiner Gewalt haben. Auch dies hielt nicht schwer. Auf Montezuma's Befehl, der überall mehr galt, als in seiner eigenen Residenz, wurden die Häuptlinge ergriffen und in Ketten nach Mexiko eingebracht. Cortez hatte nun über alle Feinde gesiegt und das Oberhaupt des aztekischen Reiches war nur noch ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Der erste Gebrauch, den er von seiner Herrschaft machte, war, daß er sich über die Hülfsquellen des Landes unterrichtete. Er sandte mehrere Abtheilungen Spanier in Begleitung kundiger Eingeborenen nach den Orten, wo sich das meiste Gold befand. Es wurde einige hundert Meilen weit in Flußbetten gesammelt. Seine nächste Sorge bestand darin, sich auf Grund einer Angabe, die ihm von Montezuma gemacht worden war, einen guten Hafen in der Nähe des Stromes Coatzacualco zu sichern. Dieser Auftrag zur Anlage eines festen Platzes fiel Velasquez de Leon anheim, der dahin mit 150 Mann abging. Endlich gründete Cortez in der fruchtbaren Provinz Oaxaca eine Niederlassung zu Gunsten der Krone, deren Werth sich, seinen Mittheilungen an Karl V. zufolge, auf 20,000 Unzen Gold schätzen ließ.

Montezuma leistet den Huldigungseid.

Jetzt fühlte Cortez seine Macht hinlänglich befestigt, um von Montezuma eine Anerkennung der spanischen Oberherrlichkeit verlangen zu können. Schon bei der ersten Unterredung hatte der aztekische Monarch seine Bereitwilligkeit hierzu zu erkennen gegeben; deshalb zögerte er auch nicht, die vornehmsten Würdenträger zusammen zu rufen, ihnen Folgendes eröffnend. Sie Alle, meinte er, seien mit der Tradition bekannt, daß das große Wesen, welches einst das Land regierte, versprochen habe, später wiederzukehren, um die Herrschaft von Neuem anzutreten. Die Zeit der Erfüllung sei gekommen. Die weißen Männer seien von dort hergezogen, wohin sich der gute Gott begeben habe, und kämen nun im Auftrage ihres Oberherrn, die Huldigung seiner ehemaligen Unterthanen zu verlangen; er, der Kaiser selbst, sei bereit, sie ihm darzubringen. „Ihr, meine Vasallen während vieler Jahre," fuhr Montezuma fort, „beweist mir auch jetzt Euern Gehorsam, indem Ihr den Großkönig jenseits des Wassers als Euern Gebieter anerkennt, und ihm alle Ehre erweist, die Ihr bis zur Stunde mir selbst erwiesen habt!"

Als Montezuma schloß, zitterte seine Stimme vor Erregung, und Thränen flossen über seine Wangen. Die Kaziken hörten die Worte ihres Fürsten mit Staunen; ihr Herrscher war ihnen stets als der allmächtige Kaiser von Anahuac erschienen und nun sollten sie sich einem Andern unterordnen?

Indessen Montezuma's Wort war stets für sie Gebot gewesen, — so wollten sie es auch bei dieser Gelegenheit halten. Also sprach ihr Stimmführer: Wenn ihr Gebieter den Monarchen der Fremden für den eigentlichen Herrn des Landes halte, so seien auch sie bereit, denselben anzuerkennen. Auf Grund dieser Erklärung erfolgte unter großer Feierlichkeit die Huldigung des aztekischen Kaisers und es soll dieses Schauspiel so ergreifend gewesen sein, daß, wie ein alter Chronist sagt, kein Auge dabei trocken blieb.

Nachdem Cortez durch diesen Akt der castilianischen Krone ein großes Königreich erworben, rieth er den aztekischen Lehensträgern, sich die Gunst ihres neuen Gebieters zu sichern und demselben ein Huldigungsgeschenk von Belang als Zeichen ihrer Ergebenheit darzubringen. Montezuma befahl daher seinen Steuereinnehmern in den Städten und Provinzen, den üblichen Tribut im Namen des Herrschers von Spanien zu erheben. Nach wenigen Wochen kehrten die meisten derselben, mit Schätzen an Gold, Silber, feinen Stoffen und andern Kostbarkeiten beladen, nach Tenochtitlan zurück.

Dieser reichen Gabe fügte Montezuma den schon erwähnten Schatz seines Vaters Axayacatl bei, die Frucht langen, sorgfältigen Sparens, dessen einstige Bestimmung sich der ursprüngliche Eigenthümer nie hätte träumen lassen. Der Werth des Ganzen, die feinen Zierrathen und Geschmeide abgerechnet, welche

Cortez auf 500,000 Ducaten schätzt, betrug 162,000 pesos de oro oder 15,000,000 Gulden, eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe. Alles zusammengebrachte Gold bildete drei mächtige Haufen. Der neue Vasall der spanischen Krone bedauerte in seiner Großmuth, daß er nicht noch mehr geben könne, und, fügte er hinzu, nur um deßwillen bedauere er es, den Schatz durch seine bisherigen Geschenke an die Weißen schon sehr verringert zu haben. „Nimm sie hin, die Schätze, Malintzin," schloß er, „und schreibt in Eure Geschichtsbücher, daß Montezuma Eurem Herrn ein solches Geschenk machen konnte." Die Spanier betrachteten diese Reichthümer mit lüsternen Augen, und in der That, sie übertrafen Alles, was sie bis jetzt in der Neuen Welt gesehen, sowie Alles, was ihnen die glühendste Einbildungskraft hätte vorspiegeln können. Vielleicht fühlten sie auch eine Art von Beschämung bei dem Contraste, den ihre unersättliche Habsucht gegenüber der außerordentlichen Freigebigkeit eines Indianerfürsten bildete: genug, sie drückten ihre Dankbarkeit durch Zeichen der tiefsten Ehrerbietung aus. In Betreff der Weiterbeförderung der Schätze waren sie jedoch weder sehr eilig noch sehr zartfühlend und so kam es, daß nur ein kleiner Theil derselben seinen Weg in die Schatzkammer Karl V., des „Herrn zweier Welten", fand.

Unermeßliche Beute war in die Hände der spanischen Krieger gefallen, aber sie war rascher erworben, als vertheilt und gesichert. Die Auseinandersetzung verursachte Schwierigkeiten aller Art, außerordentlichen Verdruß und zuletzt gar Streit. Bei gleichmäßiger Theilung würde einem Jeden eine Summe von mehr als fl. 30,000 zugefallen sein. Aber vor Allem mußte ein Fünftel für die Krone zurückgelegt werden; einen gleich großen Betrag erhielt der General; auch die Offiziere verlangten ihren Antheil vorweg; dann mußte eine ansehnliche Summe reservirt bleiben, um Velasquez für die Kosten der Expedition und den Verlust der Schiffe zu entschädigen, ferner hatte man die Garnison von Veracruz reichlich zu bedenken, und als endlich die Eroberer von Meriko an die Reihe kamen, blieb für den gemeinen Soldaten nicht mehr als 100 pesos de oro oder 2500 Gulden übrig, eine Summe, die den Erwartungen Aller so wenig entsprach, daß Einige sich geradezu weigerten, sie anzunehmen.

Die lauten Klagen der Mannschaft gingen bald in Murren über; ja die Unzufriedenheit ging zuletzt so weit, daß man die Anführer der Unterschlagung und der Uebervortheilung anklagte. Der merkwürdige Mann, welcher die Seele eines so ungeheuerlichen Unternehmens war, als welches die Eroberung von Meriko für alle Zeiten gelten wird, zeigte auch hier seine ganze Charaktergröße und Besonnenheit. Cortez stellte den heftigsten Schreiern vor, wie unwürdig ein solches Betragen für Soldaten des heiligen Kreuzes sei, und erbot sich, seine Ansprüche aufzugeben und mit ihnen zu theilen wie der ärmste Soldat. Er wies darauf hin, daß jä die ganzen Schätze des Landes ihnen zur Verfügung ständen; aber nur Einigkeit setze

sie in den Stand dieselben zu heben, während Streit und Unfrieden ihren Untergang zur Folge haben müßten. Mit solchen verständigen und gewinnenden Worten, an denen es ihm glücklicher Weise bei keiner Gelegenheit fehlte, gelang es ihm nicht ohne Mühe, den Sturm zu beschwören, und bald kehrte in den Reihen der Truppen die gewohnte Ordnung zurück.

Bei der Mehrzahl dieser Abenteurer war es schließlich auch ganz gleichgültig, ob ihr Beuteantheil groß oder klein ausfiel. Was sie heute gewonnen, ging morgen wieder fort; denn sie fröhnten einer tief eingewurzelten Leidenschaft — dem Spiele. Man fertigte künstliche Karten oder ersann einen ganz eigenthümlichen Ersatz für solche, und — binnen wenigen Tagen hatte mancher der Eroberer Alles wieder verloren, um später so arm wieder aus dem Lande zu scheiden, als er gekommen war. Andere, Klügere, jedoch folgten dem Beispiel ihrer Offiziere, die mit Hülfe der kaiserlichen Juweliere ihr Gold in Ketten und andere tragbare Gegenstände verwandelten.

Nun schien der Hauptzweck der Expedition nach Mexiko so ziemlich erfüllt. Das Reich der Azteken war ohne Schwertstreich in die Hände der Spanier gefallen; es blieb noch Eines übrig: die Bekehrung der Eingeborenen zum christlichen Glauben. Trotz allen Anstrengungen des Vaters Olmedo, trotz aller logischen Künste des Generals zeigten aber weder Montezuma noch seine Unterthanen die geringste Neigung, den Glauben ihrer Väter zu verlassen. Im Gegentheil, es wurden die blutigen Opferdienste mit der alten Pracht vor den Augen der Spanier gefeiert, ganz wie bisher. Unfähig, diese Greuel länger mit anzusehen, bat Cortez den Kaiser, den Spaniern den großen Teocalli zum Zwecke der christlichen Gottesverehrung einzuräumen, damit über das ganze Volk der Segen des Christenthums kommen könne. Montezuma hörte das Anliegen mit unverhohlener Bestürzung. „Warum, Malintzin," sagte er, „willst du die Sache auf's Aeußerste treiben? Du wirst den Zorn unserer Götter auf dein Haupt herabrufen und eine Empörung im Volke erregen, das gewiß nicht die Entweihung seiner Tempel dulden wird." Cortez, der seinen Entschluß gefaßt hatte, entgegnete hierauf, er wolle sich mit einem Theile des Teocalli begnügen, wenn ihm dieser aber verweigert würde, lasse er davon mit Gewalt Besitz ergreifen und die Bilder der falschen Götter, Angesichts der ganzen Stadt, zertrümmern. „Wir fürchten nicht für unser Leben," sagte er weiter, „denn obgleich wir nur Wenige sind, ist doch der Arm des wahren Gottes unsere Stütze." Montezuma versprach in größter Erregung, in dieser wichtigen Angelegenheit mit den Priestern Berathung zu pflegen.

Der Erfolg der Unterredung war ein den Spaniern günstiger und die Nachricht, einen Theil des „großen Teocalli" als christliche Kirche von jetzt ab benutzen zu können, erweckte eine unbeschreibliche Freude in den stolzen Herzen der fanatischen Männer. Es wurde keine Zeit verloren, von der

Erlaubniß Gebrauch zu machen. Man reinigte die ihnen überwiesene Stätte, errichtete darin einen Altar, schmückte diesen mit dem Crucifix und dem Bilde der heiligen Jungfrau. Statt des Goldes und der Juwelen wurden die Wände mit frischen Blumenguirlanden verziert; ein Veteran mußte die Kapelle bewachen, um sie vor Unberufenen zu behüten.

Nachdem alle Einrichtungen getroffen waren, bewegte sich die ganze Armee in festlichem Aufzuge nach dem „großen Teocalli," wo von den Vätern Olmedo und Diaz eine feierliche Messe abgehalten wurde.

Als am Schlusse der Andacht die Töne des erhebenden „Te Deum laudamus" gen Himmel stiegen, kniete Cortez mit den Seinen in inbrünstigem Gebete nieder und Alle dankten unter Thränen dem Allmächtigen für diesen glorreichen Triumph des Kreuzes. — Von nun an beteten Spanier und Azteken neben einander, jene zum Gott der Barmherzigkeit und Liebe, diese vor ihren schauerlichen Götzen; der christliche Chorgesang vermischte sich mit der wilden Musik der bluttriefenden Priester von Anahuac. Solch eine unnatürliche Verbindung konnte aber unmöglich lange Bestand haben. Zudem wird eine Nation stets jede andere Beleidigung eher verzeihen, als die ihrer Religion zugefügte. Das aztekische Volk hatte bis dahin jegliche Gewaltthat von den Spaniern geduldig hingenommen. Es hatte seinen Monarchen als Gefangenen aus seinem Palaste wegschleppen, seine ergebensten Diener hinschlachten, seine Schätze in Beschlag nehmen und vertheilen sehen, — es hatte dies Alles gesehen, ohne sich dagegen zu erheben. Aber die Mißachtung seines Heiligthums vermochte es nicht zu ertragen; die Entweihung der Tempel verletzte ein tieferes Gefühl, und die Priester säumten nicht, dies zu benutzen.

Die erste Kunde von dieser Veränderung der allgemeinen Stimmung schöpften die Spanier aus dem Benehmen Montezuma's selbst. Er war plötzlich ein Anderer geworden; bald ernsthaft, bald zerstreut, schien er die Gesellschaft der Christen zu scheuen, statt sie, wie bis vor kurzem, zu suchen. Man bemerkte häufige Zusammenkünfte zwischen ihm und seinen höheren Beamten, besonders aber den Priestern, und es durfte der Page Orteguilla jenen Zusammenkünften nicht beiwohnen. Montezuma wurde in der That der Verlust seiner Freiheit immer fühlbarer; die Mexikaner aber ließen sich durch seine oft auffällig zur Schau getragene Vorliebe zu denen, welche ihn gefangen hielten, nicht täuschen. Mehrere Male hatten unternehmende Männer es versucht, unter dem Schutze der Nacht in den Palast einzudringen, um ihren Gebieter geräuschlos wieder in Freiheit zu setzen; ja Brasseur erzählt, der Kaiser habe sich eines Tages von einer der höheren Terrassen der Palastanlagen herabstürzen wollen, während am Fuße derselben Leute gewesen seien, die ihn hätten auffangen und ihm zur Flucht behülflich sein sollen. Kurz es fehlte nicht an Vorgängen, welche die peinlichsten Befürchtungen in den Spaniern erweckten.

Nach wenigen Tagen schon erhielt Cortez eine Einladung vom Kaiser, ihn in seinem Gemache zu besuchen. Der General begab sich nicht ohne Gefühle von Besorgnissen und Argwohn dahin, und befahl Olid, dem Hauptmann seiner Leibwache, nebst drei andern zuverlässigen Offizieren, ihm zu folgen. Montezuma empfing die Spanier mit kalter Höflichkeit, und, sich zum Generale wendend, sagte er trübe, seine Voraussagungen seien leider in Erfüllung gegangen: die Götter seines Landes verlangten die augenblickliche Entfernung der Fremden. „Wenn Dir Deine Sicherheit lieb ist," also schloß der Monarch, „so verlasse mit den Deinen die Stadt ohne Aufschub. Ich habe nur einen Finger zu erheben und jeder Azteke greift nach den Waffen!"

Es war kein Grund vorhanden, an der Wahrheit dieser Worte zu zweifeln; doch Cortez, völlig Herr seiner Gefühle, blieb kalt und hütete sich, merken zu lassen, wie sehr ihn diese Worte aufregten. Er entgegnete mit bewunderungswürdiger Ruhe, er sei bereit, die Hauptstadt zu verlassen, sobald er genug Schiffe gebaut habe, um heimkehren zu können. Der Kaiser versprach, ihn zu diesem Zwecke selbst mit Bauleuten zu versehen, und einstweilen die Mexikaner auf die baldige Abreise der Europäer zu vertrösten.

Er hielt Wort, und das Werk wurde rasch begonnen. Doch die Spanier, denen die Leitung des Baues anvertraut war, hatten von Cortez die heimliche Weisung empfangen, die Beendigung der Erbauung der Schiffe so lange als möglich hinauszuschieben, denn der General hoffte, unterdessen aus der Heimat solche Verstärkungen zu erhalten, um mit denselben seine Eroberungen behaupten zu können.

Die Lage der Spanier hatte sich unversehens völlig geändert. Statt der Sicherheit, in welche die Truppen während der letzten Zeit sich eingewiegt, fühlten sie die Annäherung neuer Gefahren und dieses Gefühl drückte ihren Geist nicht wenig darnieder, auch wenn es nur eine schwache Ahnung war — gleich dem Bangen des Reisenden in den Tropen, welcher im unscheinbaren Flecke am Horizont, der vorerst nur wie ein Sommerwölkchen erscheint, dennoch den Vorboten eines verheerenden Orkans erkennt. Es wurden alle militärischen Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche Klugheit ersinnen kann und angenommen, es befände sich die ganze Besatzung im Belagerungszustande.

So standen die Dinge im Lager, als zu Anfang Mai 1520, sechs Monate nach dem Einzuge in die Hauptstadt, Nachrichten von der Küste eintrafen, welche Cortez' Unruhe noch mehr erhöhten, und ihm schlimmer dünkten, als die drohende Empörung der Azteken.



Cofre de Perote.

Fünftes Kapitel.

Narvaez in Mexiko.

Schicksal der von Cortez ausgesandten Bevollmächtigten. — Aufnahme derselben am Hofe Karl's V. — Expedition des Velasquez. Narvaez landet in Mexiko. — Kluges Benehmen des Cortez. Er verläßt die Hauptstadt. — Unterhandlungen mit Narvaez. Vorbereitungen zu einem Angriffe. Nächtlicher Ueberfall, Niederlage und Gefangennehmung von Narvaez.

(1520.)

Ehe wir jedoch die Natur der im vorigen Kapitel erwähnten Nachrichten näher in's Auge fassen, müssen wir unsere Blicke den Ereignissen einer unlängst vergangenen Zeit zuwenden. Das Schiff, welches, wie sich unsere Leser wohl erinnern werden, die Gesandten Puertocarrero und Montejo mit Depeschen an den Kaiser nach Spanien trug, hatte trotz dem ausdrücklichen Verbote, dennoch in Cuba Anker geworfen und daselbst die erste zuverlässigere Kunde von den wichtigen Entdeckungen auf dem Festlande von Amerika verbreitet. Dann war es in ununterbrochenem Laufe nach Spanien gesegelt, wo es im Oktober 1519 den kleinen Hafen San Lucar erreichte. Die Aufregung, welche die Ankunft der Entdecker von Mexiko und die mitgebrachten wichtigen Nachrichten im Lande verursachte, war ganz unbeschreiblich; denn jetzt schienen sich mit einem Male alle Träume von einem Dorado in der neuen Welt zu verwirklichen.

Unglücklicherweise befand sich damals zu Sevilla ein Hausgeistlicher von Velasquez, Namens **Benito Martin**, der, sobald er die Ankunft der Gesandten und die Einzelnheiten ihrer Erzählung erfahren, bei der „Casa de Contratacion", d. h. der kgl. Commission für Indien und Neuspanien eine Klage gegen Cortez und seine Anhänger erhob. Er beschuldigte sie sowol der Verschwörung und Rebellion gegen die Behörden in Cuba, als des Verraths an der Krone. Auf diese Klage hin erfolgte ein Erlaß zur Beschlagnahme der angelangten Schiffe; den Gesandten wurden die Reisemittel verweigert, ja sie durften nicht einmal die für Cortez' Vater, **Don Martin**, bestimmten Gelder an sich nehmen. In ihrer Verlegenheit wußten sie nichts Besseres zu thun, als sich so schnell wie nur möglich auf den Weg nach dem kaiserlichen Hof zu machen.

Karl V. war damals zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung in Spanien. Er wollte seinem Königreiche nur einen kurzen Besuch abstatten, dennoch aber war sein Aufenthalt lang genug, um die Herzen seiner Unterthanen ihm abwendig zu machen. Er hatte erst vor kurzem die Nachricht von seiner Erwählung zum deutschen Kaiser erhalten: von jener Stunde an richteten sich seine Blicke nur noch nach Deutschland. In Spanien blieb er nur so lange, als nöthig war, die Mittel zu sammeln, um mit Pracht und Aufsehen die größte Schaubühne Europa's zu betreten.

Den gültigen Gebräuchen zuwider, hatte er die castilianischen Cortes oder Landstände in Compostella, einer sehr nördlich gelegenen Stadt, sich versammeln lassen. Auf dem Wege dahin hielt er sich einige Zeit zu **Tordesillas**, der Residenz seiner unglücklichen Mutter **Johanna** „der Trübsinnigen", auf. Hier trafen ihn Cortez' Abgesandte im Mai 1520. Die mitgebrachten Schätze Amerika's erregten am Hofe außerordentliche Freude. Denn bis dahin hatte man nur jene soliden Reichthümer, die sich durch saure Arbeit dem Boden abringen lassen, von dorther kommen sehen, aber nicht blendende Metalle, Edelgestein, und Erzeugnisse eines barbarischen Luxus. Ohne Zweifel würde der Monarch in dieser günstigen Stimmung die Bittschreiben der Eroberer gnädig aufgenommen haben, wenn nicht ein Mann von hohem Einflusse, der Vorstand der Commission für Indien, Don **Juan Rodriguez de Fonseca**, Bischof von **Burgos**, sich heftig dagegen aufgelehnt hätte. Seine Familie stand in naher Verbindung mit der von Velasquez — daher seine Abneigung gegen Cortez. Durch die Vorstellungen dieses geschäftsgewandten Prälaten verleitet, verschob Karl seine Entscheidung, bis er in dem Hafenplatze **Coruña** angekommen sei. Hier aber machten ihm verschiedene andere Angelegenheiten so viel zu schaffen, daß er für die mexikanischen Boten keine Zeit übrig behielt. Am 16. Mai 1520 verließ der ungeduldige Monarch das Königreich, ohne den Streit zwischen seinen kriegerischen Vasallen in der neuen Welt geschlichtet und ohne die geringste Anstrengung versucht zu haben, das außerordentliche Unternehmen, welches ihm den Besitz eines großen

Reiches sichern sollte, zu fördern. Welch' ein Gegensatz! Dieser Monarch, der nichts thut, um einen Mann zu unterstützen, der im Begriffe ist ihm eine halbe Welt zu erobern — und Cortez, dessen immenser Geist um so unerschöpflicher in Auffindung neuer Hilfsquellen sich erweist, je mehr die Hindernisse um ihn sich emporthürmen und dessen unerschütterliche Ausdauer das angefangene bewunderswerthe Werk schließlich siegreich zu Ende führt.

Der Gouverneur von Cuba hatte sich unterdessen angeschickt, die Rechte eines Statthalters, wozu ihn Karl V. ernannt, auszuüben. Er sammelte, ohne die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen ihm und seinen ehemaligen Untergebenen abzuwarten, eine Kriegsmacht, den Abfall der ihm treulos gewordenen Offiziere zu bestrafen und den Hauptschuldigen womöglich wieder in seine Gewalt zu bringen. Anfangs wollte er das Commando über die Expedition selbst übernehmen, aber seine körperliche Unbehülflichkeit, die ihn für die Mühsale eines solchen Unternehmens unfähig machte, oder, wie er selbst sagte, seine Liebe zu seinen Schutzbefohlenen in Cuba, die damals viel von einem epidemischen Fieber zu leiden hatten, brachten ihn zu dem Entschluß, den Oberbefehl einem Andern anzuvertrauen.

Der Mann, welchen er dazu erwählte, war ein castilianischer Ritter, Pánfilo de Narvaez. Er hatte Velasquez bei der Einnahme von Cuba wirksam unterstützt und seitdem wichtige Stellen in der Regierung bekleidet. Dieser Günstling von Velasquez war durchaus nicht ohne kriegerische Fähigkeiten, aber nachlässig in Handhabung der Disciplin und schlaff in Allem, wo es galt, den Untergebenen mit gutem Beispiel energisch voranzugehen. Sein Muth paarte sich mit Anmaßung, dabei fehlte es ihm zu sehr an der nöthigen Klugheit und Selbstbeherrschung, um ihn als würdigen Gegner eines Cortez erscheinen zu lassen.

Der Gouverneur, unermüdlich in Auftreibung einer hinreichenden Armee, hatte in jeder Niederlassung und jeglicher Stadt seiner Insel persönlich die dienstfähigen Männer beredet, sich als Volontäre der Expedition anzuschließen. Was aber mehr als schöne Worte zog, das war für die Spanier jener Zeit die Aussicht auf die unermeßlichen Schätze, die, wie sie glaubten, ihrer in den Goldregionen Mexiko's warteten. Die Zuversicht auf Hebung dieser Reichthümer war so außerordentlich, daß Leute aller Classen und Berufsarten, sowie jeglichen Alters an der Expedition theilnahmen, so daß es eine Zeit lang schien, als wolle die sämmtliche weiße Bevölkerung nach Mexiko auswandern und Cuba wieder völlig seinen früheren Bewohnern überlassen. Die zum Auslaufen bereite Flotte bestand aus 18 größeren und kleineren Schiffen und war so trefflich ausgerüstet, wie kaum noch eine in der westlichen Welt gesehene. Sie führte 900 Mann, worunter 80 Reiter, 80 Büchsen- und 150 Armbrustschützen, nebst einer Anzahl schwerer Geschütze, sowie einen großen Vorrath von Schießbedarf mit sich, und außerdem noch etwa 1000 Indianer, wahrscheinlich als Bedienstete.

Narvaez in Mexiko.

Narvaez hatte Anfangs März 1520 Cuba verlassen, trotz der Einsprache und Vorstellungen des Licentiaten Ayllon, welchen der k. Gerichtshof von St. Domingo abgesandt hatte, um als höchste richterliche Gewalt in den Kolonien in dem Streite zwischen zwei Nebenbuhlern das Interesse der Krone zu wahren. Was jene Protestationen, sowie der Bericht über das „treulose“ Benehmen des Statthalters und seines Stellvertreters der Sache des Cortez genützt, werden wir später erfahren.

Narvaez hielt den nämlichen Cours ein, wie früher Cortez und landete am 23. April in San Juan d'Ulua, an derselben Stelle, wo auch Cortez zuerst an's Land gestiegen war. Hier stieß der Befehlshaber auf einen der Spanier, die Cortez ausgeschickt hatte, um das Land zu durchforschen. Durch ihn erfuhren die Neuangekommenen alle Ereignisse, die sich seit der Abreise der Gesandten von Veracruz zugetragen, — den Zug in das Innere des Landes, die blutigen Schlachten mit den Tlascalteken, die Belagerung von Mexiko, die dort aufgefundenen ungeheuren Schätze und die Gefangennehmung des Monarchen, mittelst welcher, so schloß der Krieger: „Cortez über das Land regiert, als wäre er der Herrscher, so daß ein Spanier unbewaffnet von einem Ende Anahuac's zum andern reisen kann.“

Die Zuhörer lauschten diesen Worten mit sprachlosem Erstaunen, und die Entrüstung des Narvaez stieg, als er den hohen Werth der Beute erfuhr, welche ihm durch seinen kühnen Vorgänger entrissen worden war.

Darauf gab er seine Absicht kund, unverzüglich gegen Cortez vorzurücken und ihn für seinen Verrath zu strafen. Der leidenschaftliche Mann ließ seinem Aerger über die entgangene Eroberung so sehr den Zügel schießen, daß die Eingeborenen, welche in Massen zum Lager herbeigeeilt waren, gar bald begriffen, die Neueingetroffenen seien keine Freunde, sondern Feinde der zuerst Angelangten. Narvaez, dem die Eifersucht auf Cortez keine Ruhe ließ, beschloß, wie es dieser gethan, zuvörderst eine Ansiedlung zu gründen; allerdings unter ganz anderen Umständen als Cortez. Denn die auserkorene Stätte, wo er lagerte, war unfruchtbar und öde. Aber trotz allen Abrathens wollte der Halsstarrige nicht von dem einmal gefaßten Plane lassen.

Vor Allem sann er darauf, in Villa Rica die Rechte und Ansprüche des Velasquez geltend zu machen. Daß man diese unverzüglich anerkennen werde, schien außer allem Zweifel, sobald die Einwohnerschaft von seinen Hülfsmitteln Kenntniß erlangt haben würde; man stand also von einem Angriffe auf die Pflanzstadt des Cortez ab, zog es vielmehr vor, eine friedliche Botschaft nach jener Niederlassung zu senden und dadurch die Anerkennung des Stellvertreters des Statthalters von Cuba zu erlangen. Dem aufmerksamen Sandoval, dem Befehlshaber der Stadt, entgingen weder die Bewegungen noch die seinem Platze geltenden Maßnahmen des Narvaez.

In demselben Augenblicke, als er dessen Landung erfuhr, setzte er Villa Rica in Vertheidigungszustand, fest entschlossen, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Doch die abgesandten Angreifer der Stadt waren nicht so gefährlich: sie bestanden nur aus einem Priester, Guevara, einem Notar und vier anderen von Narvaez als Boten auserwählten Männern. Als der Geistliche vor Sandoval erschien, richtete er eine feierliche Ansprache an ihn, in welcher er die Rechte und Ansprüche des Velasquez hervorhob, Cortez und seine Anhänger der Auflehnung und des Verrathes beschuldigte, sowie Sandoval aufforderte, mit Narvaez seinen Frieden zu machen. Der Befehlshaber von Villa Rica war über diese Redeweise so aufgebracht, daß er versicherte, nichts als Guevara's Priestergewand schütze diesen vor wohlverdienter Züchtigung. Statt vieler Worte faßte er sich äußerst kurz: er befahl, mehrere kräftige Lastträger herbeizuschaffen, um den Priester und dessen Begleiter wohl bewacht und begleitet von 20 Soldaten, auf dem Rücken jener Tamanes, bestens zusammengeschnürt wie Waarenballen, gleich nach Meriko vor den rechten Mann bringen zu lassen, mit dem der beredte geistliche Herr dann den Inhalt seiner Botschaft ganz gründlich erörtern könne.

Seine Befehle wurden pünktlich befolgt.

Die Reise ging bei Tag und Nacht weiter, so daß die gebundenen Spanier gar keine Zeit fanden, sich von ihrem Erstaunen über diese höchst sonderbare Art in diesem fremden Lande zu reisen, zu erholen. Sie wußten zuletzt nicht mehr, ob sie wachten oder träumten, als sie am Ende des vierten Tages den großen See und die Hauptstadt erreichten.

Am Hofe des Kaisers war man von allen diesen Vorgängen bestens unterrichtet; denn die Nachricht von der Landung der Spanier war dem Monarchen alsbald durch Eilboten übermittelt worden. Weiteren Berichten über das inzwischen Vorgefallene waren Zeichnungen und genaue Angaben hinsichtlich der angekommenen Schiffe und der Beschaffenheit der gelandeten Kriegsmacht beigefügt. Der Kaiser soll erst nach einigen Tagen diese Botschaften in ihrer hieroglyphenartigen Urschrift dem General gezeigt haben.

Dieser erkannte in den Ankömmlingen sofort seine schlimmsten Feinde; doch so sehr er auch über die unvermuthete Ankunft einer so großen Flotte betroffen war, so unterdrückte er doch seine Empfindungen und rief, als sei er hocherfreut: „Gott sei gepriesen!" Hierauf begab er sich in die Quartiere seiner Soldaten, denen er die Ankunft der Schiffe mittheilte. Sie hörten die Nachrichten unter Jubelgeschrei an, denn sie glaubten, die neuen Ankömmlinge seien die so sehnlich erwartete Verstärkung aus Spanien. Cortez aber wußte besser, welche Bewandtniß es damit hatte; vorerst theilte er nur den Offizieren seine Befürchtungen mit. Durch sie gelangte der wirkliche Sachverhalt auch nach und nach zur Kenntniß der Armee. Die Freude verstummte und bange Erwartung trat an ihre Stelle. Doch keiner der wackeren Männer zeigte Muthlosigkeit. Treu wollten sie bei ihrer Sache ausharren, treu ihrem

Anführer bleiben, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der wunderbare Einfluß des Cortez über diese Schar verwilderter Abenteurer.

Die Ankunft der Gefangenen von Villa Rica machte jeder Ungewißheit ein Ende: die Nachrichten von Sandoval legten die Sachen klar. Bereits waren die benachbarten Indianer abtrünnig geworden und es war gewiß, daß Villa Rica sich gegen die Uebermacht des Narvaez nicht lange werde halten können.



Wie Guevara und seine Gefährten eine absonderliche Art, in Mexiko zu reisen, kennen lernen.

Cortez fühlte, daß die Zeit zu handeln gekommen sei. Aber was sollte er thun? Blieb er in Mexiko und wartete den Angriff seines Feindes ab, so mußte er gewärtig sein, daß jener die Streitkräfte des ganzen Reiches unter seine Banner sammle zum Schutze oder zur Befreiung des Monarchen, den er, Cortez, so gut wie entthront hatte. Marschirte er gegen Narvaez, so mußte er die Frucht aller bisherigen außerordentlichen Anstrengungen aufgeben oder durch Zurücklassung eines Häufleins, das am Ende doch nicht hinreichte, um die Viertelmillion Bewohner der Hauptstadt im Zaum zu halten, seine an sich schon so unzureichende Macht noch mehr zersplittern.

Dennoch wählte er den letzteren Weg. Ihm schwebte weniger ein siegreicher Ausgang vermittelst Gewalt der Waffen vor, als vielmehr die Möglichkeit eines Erfolges, welchen seine Persönlichkeit und Klugheit, und zuletzt auch ein anderer Verbündeter, das Gold, zuwege bringen konnten. Das was man als eine bewundernswerthe Mäßigung des Eroberers von Mexiko ausgab, war mindestens ebenso sehr das Ergebniß einer klugen Vorausberechnung der kommenden Dinge.

Kaum hatte er demnach den Bericht Sandoval's zu Ende gelesen, als er sofort Befehl gab, die Gefangenen in Freiheit zu setzen. Man hatte dieselben in einer der Vorstädte zurückgelassen. Cortez ließ sie seine Rosse besteigen, und also ihren Einzug in die Stadt in würdigerer Weise halten, als ihr Zug nach Mexiko, auf dem Rücken der Tamanes, stattgefunden. Auf's Artigste empfing er seine Landsleute, indem er mit gewinnenden Worten bat, das rauhe Benehmen seiner Offiziere zu entschuldigen und sich überhaupt alle erdenkliche Mühe gab, die Aufregung ihrer Gemüther zu beschwichtigen. Sodann ließ er für Guevara und seine Begleiter stattliche Geschenke herbeibringen, mittelst welcher er sie bald aus Feinden in Freunde umgewandelt hatte. Nun hielt es ihm nicht mehr schwer, ihnen mancherlei wichtige Nachrichten zu entlocken. So ließen sie z. B. die Aeußerung fallen, daß die Kriegsleute des Narvaez eigentlich feindselige Gesinnungen gegen Cortez nicht hegten, ja sich sogar gerne mit ihm verbünden würden, wenn die Furcht vor ihrem Befehlshaber sie nicht abhielte. Die Kunde von den erworbenen Reichthümern der Eroberer Mexiko's habe ihre Gefährten in große Aufregung versetzt; gleiche Beute möchten auch sie gern davon tragen; also die Liebe zum Golde, nicht die zu Velasquez, noch weniger die Zuneigung zu Narvaez, dessen Einfluß so groß nicht sei, habe sie ins Land geführt.

Diese Winke waren für den General nicht verloren.

Er schrieb in Folge dessen an seinen Gegner und bat ihn unter den versöhnlichsten Ausdrücken, im Interesse Aller seine Feindschaft nicht vor aller Welt kund zu geben, da sonst Gefahr drohe, daß alles Gewonnene wieder verloren gehe. Nur durch Eintracht könnten sie Erfolge erzielen. Er sei bereit, Narvaez als Waffenbruder zu begrüßen, die Früchte der Eroberung mit ihm zu theilen, ja, wenn er einen kaiserlichen Befehl vorzeigen könne, sich seiner Autorität zu unterwerfen. Nur zu wohl wußte der Schlaue, daß ein solcher Befehl nicht vorhanden war. — Seinen Brief übergab er dem Pater Guevara, den er in's Lager seines Gegners zurückkehren ließ.

Bald nach der Abreise des Priesters und seiner Gefährten entschloß sich der General, diesen noch einen besonderen Boten in der Person des Pater Olmedo nachzusenden. Jener wackere Geistliche hatte während des ganzen Feldzuges so viel Verstand und praktische Lebensweisheit gezeigt, daß der General ihm vertrauensvoll einen zweiten Brief an Narvaez, ähnlichen Inhalts wie der vorige, einhändigte. Den Eindruck dieser Botschaft auf die Neuangekommenen zu erhöhen, gab ihr Cortez reiche Geschenke mit.

Mittlerweile hatte Narvaez seinen früheren Plan, an der Küste eine Kolonie zu gründen, aufgegeben, und in Cempoalla sein Hauptquartier aufgeschlagen. Hier erhielt er durch Guevara den Brief des Cortez. Er überflog ihn mit verächtlichen Blicken, die sich bald in zornige verwandelten, als seine Gesandten ihm riethen, Hand und Freundschaft des Generals, dessen Charakter sie als sehr liebenswürdig schilderten, anzunehmen.

Eine ganz andere Wirkung brachte die Erzählung des Guevara auf die Kriegsleute hervor, welche mit gespannter Aufmerksamkeit den Mittheilungen über die Leutseligkeit des Cortez und den Reichthum, der in seinem Lager herrsche, lauschten. Hier strahle Alles von Pracht, so schlossen sie ihren Bericht, und das Leben der Soldaten gleiche einem einzigen, langen Feiertage. Guevara hatte freilich nur die Lichtseite eines Gemäldes voll tiefer Schatten gesehen.

Der Eindruck, den diese Berichte auf die Gemüther der Krieger machten, wurde durch das Erscheinen Olmedo's vervollständigt. Der Priester entledigte sich seiner Aufträge auf das Angemessenste. Narvaez aber konnte seiner feindlichen Gesinnungen nicht Herr werden. Cortez' artige Ansprache und seine verständigen Vorstellungen erfüllten den leidenschaftlichen Mann nur mit neuer Wuth, die sich in den häßlichsten Schimpfworten gegen seinen Gegner Luft machte. Der beherzte Feldpater ließ sich jedoch durch solche ohnmächtige Zornesausbrüche nicht einschüchtern; vielmehr trat er bald mit vielen Offizieren und Gemeinen in freundschaftlichen Verkehr, und hatte binnen Kurzem eine Partei für seinen General gewonnen, die täglich an Umfang und Bedeutung zunahm. Das Intriguenspiel konnte freilich nicht lange dem Auge des Narvaez verborgen bleiben. Er machte dem Einflusse Olmedo's zu Gunsten seines Herrn ein Ende, indem er den Pater zu Cortez zurückschickte. Aber das Gift, einmal eingelassen, wirkte weiter, auch ohne geistliche Zusprache.

Narvaez blieb dabei und äußerte laut, gegen Cortez zu Feld ziehen und ihn so behandeln zu wollen, wie er es verdiene, nämlich als Verräther, was die Cempoallaner mit nicht geringem Staunen vernahmen. Zugleich sprach er die Absicht aus, Montezuma in Freiheit zu setzen und seinen Thron zu beschützen. Dies kam dem wachsamen Sandoval zu Ohren und er beeilte sich, einen ausführlichen Bericht über Alles, was er wußte, an Cortez abgehen zu lassen, indem er ihn beschwor, nunmehr ernstliche Maßregeln zur Vertheidigung von Villa Rica zu ergreifen, wenn er die Stadt nicht in seines Feindes Hände fallen sehen wolle. Der General fühlte, es sei die höchste Zeit, daß etwas geschehe, und wenn es galt rasch einen Entschluß zu fassen, diesen klug und energisch auszuführen, so war er dazu sicher der rechte Mann. Cortez hatte aber seinen Entschluß längst gefaßt und machte sich nun zum Ausmarsch bereit.

Im vorhergehenden Kapitel haben wir einer neuen Kolonie gedacht, welche unter der Leitung des Velasquez' de Leon, den er durch gewinnende Liebenswürdigkeit aus einem Feind zu seinem Freunde umgewandelt, gegründet werden sollte. Als Cortez die Ankunft des Narvaez erfuhr, hatte er sogleich einen Boten an seinen Vertrauten abgesandt, um ihm das Ereigniß mitzutheilen und ihn zur Rückkehr aufzufordern. In Cholula wollte er mit ihm zusammentreffen.

Andere Sendboten gingen nach der entfernten Provinz Chinantla im Südosten von Cholula ab, um deren kriegerische Bewohner zu einer Verstärkung von zweitausend Bewaffneten zu veranlassen. Sie waren ein tüchtiger Menschenschlag und hatten ihm schon früher ihre Dienste angeboten. Durch sie ließ er zugleich 300 ihrer langen zweispitzigen Speere für sich selbst anfertigen. Er kannte die Wirksamkeit derselben, und mit dieser furchtbaren Waffe gedachte er die feindliche Reiterei sich vom Leibe zu halten.

Den Oberbefehl der Garnison vertraute er während seiner Abwesenheit dem Pedro de Alvarado an, einem Mann ebenso muthigen, wie auffahrenden Charakters. Doch er war der Liebling der Mexikaner und als persönlicher Freund Cortez zugethan und treu ergeben. Der General empfahl seinem Stellvertreter Mäßigung und Duldung, schärfte ihm Wachsamkeit gegen Montezuma ein und Achtung gegen die Gebräuche und Vorurtheile des Volkes. Von seinem kaiserlichen Gefangenen ließ er sich versprechen, das nämliche freundliche Verhältniß wie bisher zu ihm, jetzt zu Alvarado fortzusetzen. Der Kaiser gelobte ihm dies, ja er bot ihm 5000 aztekische Krieger zur Verstärkung seines kleinen Heeres an, die er aber ausschlug, weil er kein rechtes Vertrauen zu ihrer Ergebenheit hatte. In der Hauptstadt ließ er hundert und vierzig Mann, sämmtliches Geschütz, kurz zwei Drittel seiner ganzen Macht, zurück. Er selbst hatte nur 70 Soldaten bei sich, aber es waren die tapfersten und bewährtesten seiner Anhänger. Sie waren leicht bewaffnet und von nur geringem Gepäcke belästigt; denn Alles hing von der Schnelligkeit ihrer Bewegungen ab. Montezuma, in seiner Sänfte, begleitete den General bis zum großen Dammweg. Hier umarmte er ihn auf das Herzlichste und sie nahmen von einander Abschied unter Zeichen der größten Achtung.

Das kleine Heer unseres Helden schritt auf dem Wege fürbaß, auf welchem es in die Hauptstadt gekommen war. Bald befand es sich inmitten des paradiesischen Thales von Mexiko, bald durchschnitt es die weithin sich ausdehnenden fruchtbaren Ebenen von Cholula.

Die Europäer achteten während ihres eiligen Marsches wenig auf das, was um sie her vorging; sie wußten kaum, ob es kalt oder warm sei. Ihre Bedrängniß hatte sie ganz unempfänglich für alle äußeren Unannehmlichkeiten gemacht. Glücklicherweise waren sie auch keinen solchen von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt, denn der Name „Spanier" war schon an und für sich ein Talisman — ein besseres Schutzmittel als Helm oder Schild.

Es war Mitte Mai 1520, als Cortez Mexiko verließ, mehr als sechs Monate nach seinem Einzuge — der Beginn einer langen trüben Zeit.



Gefangennehmung des Narvaez durch Sandoval.

Cortez gegen Narvaez.

In Cholula fand Cortez zu seiner Beruhigung Velasquez de Leon mit den hundert und zwanzig bewährten Kriegsleuten, die er seinem Leutnant zur Gründung der beabsichtigten Kolonie mitgegeben hatte. Nachdem sich die Waffengefährten herzlich umarmt, wanderten sie vereint raschen Schrittes die Gassen der heiligen Stadt entlang, wo noch manche Ruine von ihrer verhängnißvollen früheren Anwesenheit Kunde gab. Hierauf schlugen sie die Hochstraße nach Tlascala ein. Einige Meilen von der Hauptstadt entfernt, trafen sie mit Pater Olmedo und seinen Gefährten zusammen, die soeben aus dem Lager des Narvaez zurückkehrten. Der Geistliche übergab Cortez einen Brief, worin Narvaez in strengen Worten Cortez und seinen Anhängern befahl, sich augenblicklich seiner Gewalt als Oberbefehlshaber zu unterwerfen, und ihm für den Fall der Weigerung oder des Verzuges mit strenger Strafe drohte. Diese Drohungen prallten an dem kalten Muthe desjenigen ab, an den sie gerichtet waren. Ganz anderen Eindruck machten

die übrigen Mittheilungen des frommen Freundes, die er mit größtem Interesse entgegennahm. Olmedo wußte gar Vieles und Wichtiges aus dem feindlichen Lager zu berichten. Er schilderte Narvaez als einen hochfahrenden, unvorsichtigen Mann, als selbstgefälligen Thoren, der seinen „nichtsbedeutenden" Feind nur zu sehr unterschätze. Außerdem erfuhr Cortez noch beherzigenswerthe Winke hinsichtlich der Stellung und der Kriegspläne des Narvaez, sowie der Gesinnungen seiner Truppen, welche infolge der freigebigen Austheilung von Gold und schönen Worten Cortez nun erst recht ungern als Feind betrachteten.

In Tlascala wurden die Spanier mit außerordentlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Man weiß nicht recht, ob Cortez sich von einem Theile seiner tlascaltekischen Verbündeten hatte begleiten lassen; waren ihrer indessen mit ihm hergekommen, so darf man als gewiß annehmen, daß sie ihm nicht weiter gefolgt sind, als bis zu ihrer Vaterstadt. Cortez verlangte eine Beihülfe von 600 Mann frischer Hülfstruppen, die ihm auch bereitwilligst gewährt wurde. Kaum aber war die Armee einige Meilen marschirt, so begannen die eben erst geworbenen Leute, eine Schar nach der andern, auszureißen, um in ihre Heimath zurückzukehren. Sie wußten recht gut, daß es nicht galt ihre Todfeinde, die Azteken, zu bekämpfen, und so desertirten sie zuletzt so ganz ungescheut, daß Cortez den Rest der Uebergebliebenen lieber mit einem Male entließ, indem er gutmüthig scherzend sagte, „er wolle sich lieber jetzt, als in der Stunde der Gefahr von ihnen trennen." Wahrscheinlich mögen die sonst so muthigen Bergbewohner vor Bekämpfung der Europäer zurückgeschreckt sein, nachdem sie noch gar nicht lange gar überzeugende Beweise vom gewaltigen Arme der Spanier erhalten hatten.

In der Nähe von Perote stieß Cortez auf eine Verstärkung von weiteren sechszig Mann. Sandoval führte sie ihm aus seiner Garnisonsstadt zu. Ihnen schloß sich ein Trupp Deserteure aus dem benachbarten Lager des Narvaez an. Diese Verstärkung wurde willkommen geheißen, nicht sowol wegen der Anzahl der Kriegsleute, als vielmehr wegen der Talente ihres Anführers, der in jeder Hinsicht einer der fähigsten Hauptleute war. In dieser Gegend stieß der General auch auf Torbillos, jenen Spanier, den er nach Chinantla geschickt, um von dort her die neuen Lanzen herbeizuholen. Sie waren ganz vortrefflich, dem von Cortez selbst entworfenen Muster gemäß gearbeitet, mit Kupfer beschlagen und von außerordentlicher Länge. Torbillos übte die Soldaten im Gebrauche dieser Waffen ein.

Jetzt hielt Cortez eine Musterung seiner Armee, wenn man überhaupt ein kleines Häuflein von 266 Mann eine Armee nennen kann. Unter demselben nahmen sich die fünf Berittenen so aus, als gehörten sie gar nicht zur Truppe. Die Kleidung dieser Tapferen bestand größtentheils aus dem „Esaupil" — dem dickwattirten Wamms des Landes — der sich durch große Leichtigkeit auszeichnete, aber schlechten Schutz gegen Kugeln bot

und zudem bei den Meisten so abgetragen und zerrissen war, daß die Besitzer gewiß die schönste goldene Kette willig für eine ordentliche Rüstung aus Stahl dahingegeben hätten. Jedoch unter dieser mangelhaften Kleidung schlugen Herzen, so muthig und bewährt, wie sie auf Seiten der feindlichen Uebermacht sicherlich nicht zu finden waren. Die ganze kleine Schar verschmolz, was Einheit des Willens und die Mittel betrifft, solchen kund zu geben, zu einem einigen Ganzen. Der außerordentliche Mann, welcher Führer und Abgott dieser Helden war, hatte diese Willenseinheit in den Seinen hervorgerufen und in ihr beruhte hauptsächlich die eigentliche Kraft der kleinen Armee sowie der Grund ihrer Erfolge.

Nachdem die Truppen ihren Marsch durch das Tafelland eine Weile fortgesetzt hatten, erreichten sie die weiten Ebenen der „Tierra caliente," die sich wie ein unermeßlicher Ozean von Grün vor ihnen ausbreiteten. Ungefähr fünfzehn Meilen vor Cempoalla, wo Narvaez, wie wir wissen, seine Quartiere aufgeschlagen hatte, begegnete ihnen eine zweite Gesandtschaft desselben, bestehend aus dem Priester Guevara, Andres de Duero und einigen Anderen. Duero war jener nahe Freund des Cortez, der ihm seine Anstellung bei Velasquez verschafft hatte. Die alten Bekannten umarmten sich auf's herzlichste, und erst nach einer längeren Unterhaltung über Privatangelegenheiten wurde der eigentliche Zweck der Zusammenkunft berührt.



Gonzalo de Sandoval.
Nach einem Bildniß aus seinen letzten Lebenstagen.

Andres de Duero überbrachte einen Brief von Narvaez, der etwas verschieden von dem vorigen lautete, und worin letzterer Cortez seine Schiffe anbot, um Alle, die es wünschten, sammt ihren Schätzen und Besitzthümern aus dem Lande zu schaffen. Aber auch jetzt noch verlangte er vollständige Unterwerfung. Trotz aller Bemühungen des Duero war Cortez nicht zu bewegen, den Vorschlag einzugehen. Er sagte: „Ich bin ein Diener meines Königs, für ihn habe ich das Land erobert und für ihn will ich es bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Wenn ich umkomme, so ist es Ruhms genug, in der Erfüllung meiner Pflicht gefallen zu sein." Von Duero wird

allerdings behauptet, die Interessen des Cortez seien ihm nicht so ganz fremd gewesen, da er einen Theil seines Vermögens in der Expedition nach Mexiko angelegt. Er mag daher nicht so gründlich in der Untersuchung verfahren sein, worin denn der große Unterschied in der Bestallung des ersten Abgesandten des Velasquez und jener des zweiten liege. Kurz es kam zu keiner Verständigung. Die Abgesandten schickten sich zur Abreise an.

Auch diese Gelegenheit benutzte Cortez, um in einem Schreiben an Narvaez seine Sache zu vertheidigen. Diesmal aber ging er anders zuwege und verlangte von seinem Widersacher ungefähr dasselbe, was dieser ihm zugemuthet hatte. Er befahl Jenem und seinem Gefolge, sich augenblicklich zu ihm zu verfügen, und ihm als dem Stellvertreter ihres Monarchen zu huldigen — im Weigerungsfalle sei er gezwungen, ihn und die Seinigen als Rebellen gegen die Krone Castiliens zu behandeln. Mit dieser Botschaft kehrten die reich beschenkten Gesandten in ihr Lager zurück, wo sie ihren Kameraden Wunderdinge von Cortez und seiner Armee erzählten, deren Soldaten über ihren zerlumpten Kleidern Juwelen, Goldschmuck und drei bis viermal um Hals und Körper geschlungene massive Ketten trügen — ihren Antheil an der reichen Beute aus Montezuma's Schatzkammer. Sicher hatte bereits ein ansehnlicher Theil dieser Schätze seinen Weg ins Lager des Narvaez gefunden.

Die Armee des Cortez hatte unterdessen ihren Marsch auf den Ebenen der Tierra caliente fortgesetzt. Jedoch die Sinne der Spanier waren dem erhebenden Einflusse der Natur gänzlich verschlossen; nur ein großer Gedanke erfüllte ihren Geist. So mit sich selbst beschäftigt, gelangten sie auf einen weiten Wiesengrund, wo sie sich durch die Gewässer des „Rio de Canoes“ aufgehalten sahen. Sie befanden sich nur noch eine Meile weit vom Lager des Narvaez. Bevor sie sich anschickten den Fluß zu überschreiten, erlaubte Cortez seinen Kriegern, sich zu lagern um neue Kräfte zu sammeln. Die Abendschatten hatten sich schon über die Gegend gebreitet, und der aufgehende Mond erschien mit Schimmer zwischen öfters gebrochenen Wolkenmassen. Ein Gewittersturm war im Anzuge, aber Cortez fürchtete ihn nicht. Er war fest entschlossen, in jener Nacht einen Angriff zu wagen, und Dunkelheit wie Sturm sollten ihm dabei von Nutzen sein.

Ehe der General seinen Entschluß kund that, versammelte er seine Getreuen um sich und richtete eine lebendige Ansprache an sie, um ihren Muth anzufeuern. Weder die Hinweisung auf Pflicht, Ehre und Ruhm auf der einen Seite, noch die eröffnete unerquickliche Aussicht auf Kerker und Galgen auf der anderen Seite waren für den Entschluß dieser tapferen Männer ausschlaggebend, denn Alle waren von Begeisterung für die Sache ihres Führers erfüllt, welche auch ihre eigene war, und als Cortez ihnen mittheilte, er beabsichtige, den Feind noch in der bevorstehenden Nacht anzugreifen, so jubelte die ganze Schar ihm ihren Beifall zu, so erschöpft und ausgehungert

sie vom langen Marsche auch war. Der General ertheilte hierauf den Hauptleuten seine Verhaltungsbefehle. Alles lag ihm an der Festnehmung des Narvaez. War dieser nur unschädlich gemacht, mit seiner Armee wollte er schon fertig werden. Gonzalo de Sandoval ward der ehrenvolle Auftrag zu Theil, sich der Person des Narvaez zu bemächtigen, mit dem Bedeuten, beim leisesten Widerstand denselben auf der Stelle niederzustoßen. Sechszig Mann sollten ihm bei dieser schwierigen Aufgabe zur Hand sein. Der größere Theil der Kriegsmacht ward der Leitung des Christoval de Olid untergeordnet und nur zwanzig Mann behielt Cortez für sich; mit ihnen wollte er eingreifen, wo es am nöthigsten war. Die Losung war: „Espiritu Santo" („Heiliger Geist!") wegen des nahen Pfingstfestes. Nachdem diese Anordnungen besprochen waren, überschritt die kleine Armee den Fluß.

Während dessen hatte Narvaez in Cempoalla seine Tage unter leichtfertigen Belustigungen zugebracht, und erst die Vorstellungen des alten Stadtoberhauptes rissen ihn aus seiner Sorglosigkeit. „Warum bist Du so unvorsichtig?" rief ihm jener zu, „glaubst Du, Malintzin sei wie Du? Der kennt Deine Stellung gewiß auf das Genaueste, und wenn Du es am wenigsten vermuthest, wird er über Dich herfallen." Von diesen und ähnlichen Reden beunruhigt, stellte sich Narvaez endlich an die Spitze seiner Truppen, um Cortez aufzusuchen. Aber als er den Rio de Canoes erreicht hatte und noch auf keinen Feind gestoßen war, während ächt tropische Regengüsse in Strömen vom Himmel niederstürzten, zog er es vor, mit seinen Soldaten nach Cempoalla zurückzukehren und den Gegner dort zu erwarten. Er glaubte sich vor einem Ueberfalle gesichert, nachdem er etliche Vorposten unfern vom Flusse aufgestellt und vierzig Reiter in einer anderen Richtung ausgeschickt hatte, um auf die Annäherung des Cortez zu achten.

In der Hauptstadt vertheilte Narvaez seine Truppen in mehrere Teocallis, dann postirte er seine 18 Feuerschlünde so, daß sie seine Stellung schützten und kehrte hierauf in sein wohlverwahrtes Hauptquartier, das sich im Haupttempel befand, zurück. Daselbst überließ er sich dem Schlummer mit solcher Sorglosigkeit, als ob sein Gegner vom andern Ufer des atlantischen Meeres herannahe, anstatt vom entgegengesetzten Ufer des benachbarten Flusses.

Dieser Fluß war inzwischen durch den heftigen Regen in einen reißenden Strom verwandelt worden, und nur nach unendlicher Mühe eine Furt aufzufinden. Die schlüpfrigen Steine des Bettes machten jeden Schritt unsicher, während die Dunkelheit und der Sturm die Schwierigkeit des Ueberganges noch vermehrten. Zwei Spanier wurden vom Strome fortgerissen, und als die Uebrigen endlich das Ufer erreichten, galt es neue Hindernisse beim Durchwaten einer sumpfigen Strecke und bei fortwährendem Aufenthalt durch Stolpern über wirres Gesträuch zu überwinden.

Jetzt standen sie mit einem Male vor dem Kreuz, das sie während ihres

früheren Marsches in's Innere des Landes errichtet hatten. Sie begrüßten es als ein gutes Vorzeichen. Cortez kniete vor dem heiligen Sinnbilde nieder, legte ein demüthiges Bekenntniß seiner Sünden ab und betheuerte, der Hauptzweck seines Thuns sei, dem christlich-katholischen Glauben zum Siege zu verhelfen. Die Armee folgte seinem Beispiele. Man mag über jene harten Männer denken, was man will, unwillkürlich wird man aber doch ergriffen von der Inbrunst und der Glaubenszuversicht dieser wilden Herzen. Da steht das geringe Häuflein in stürmischer Nacht, seine Gebete zu seinen Schutzheiligen emporsendend; mitten unter ihnen fleht Pater Olmedo den Segen des Himmels über das Unternehmen, das Alle begeistert, herab. Es ist bezeichnend für den Charakter der Zeit, in welcher Krieg, Gewaltthaten und Religion sich so innig vermengten. Als sie sich wieder erhoben und brüderlich umarmt hatten, fühlten sie sich wunderbar gestärkt. Der General ertheilte ihnen dann wohlmeinend seinen letzten Rath. „Alles," sagte er, „hängt vom Gehorsam ab. Möge kein Mann, vom Wunsche sich auszuzeichnen getrieben, Reihe und Glied verlassen. Ruhe, Geschicklichkeit und vor Allem Gehorsam gegen Eure Anführer sind die drei Mittel, welche sicher zum Siege geleiten."

Still und geräuschlos verfolgten sie ihren Weg weiter, ohne auf irgend etwas zu stoßen, was ihre Aufmerksamkeit erregt hätte. Mit einem Male bemerkten sie die zwei von Narvaez aufgestellten Wachposten. Einer der Männer entschlüpfte, der andere wurde vor Cortez gebracht, der Alles aufbot, um von ihm die muthmaßliche Stellung seines Gegners zu erfahren; aber der Soldat blieb stumm, und selbst als man ihn mit dem Galgen bedrohte, blieb sein spartanischer Heldenmuth unerschüttert. Die andere Wache brachte die Nachricht vom Herannahen des Generals in das Lager des Narvaez; aber die müden Kriegsleute wollten seinen Worten nicht Glauben schenken, indem sie sagten, die Furcht habe ihn so verblendet, daß er das Geräusch des Sturmes für den Feind gehalten. Cortez werde sich wol hüten, den Fluß in einer solchen unheimlichen Nacht zu überschreiten.

Dieser aber, der viel eher vermuthen durfte, daß die Nachricht des Entflohenen Vorsichtsmaßregeln unter seinen Kameraden hervorrufen werde, beflügelte seinen Marsch. Er war daher beim Eintritt in die Stadt außerordentlich erstaunt, nicht das geringste Zeichen von Unruhe wahrzunehmen. Außer ihren eigenen Schritten hörten sie keinen Laut, und erst als sie mehrere Straßen im Rücken hatten, wurde der Feind aufmerksam. Jetzt ertönten Trompetenklänge; die Reiter suchten ihre Pferde, das Fußvolk griff zu den Waffen. Ueberall Lärm und Verwirrung. Inmitten derselben erschien, geharnischt und begleitet von seinen Offizieren, Narvaez, kaltblütig seine Befehle ertheilend, denn obschon es ihm an Klugheit gebrach, fehlte es ihm doch nicht an Geistesgegenwart. — Kaum eine Viertelstunde war unter solchen Zurüstungen verflossen; aber während dieser wenigen Minuten hatte

Cortez das Lager erreicht und es begann ein heißer Kampf. Zum Glück für die kleine Armee des Letzteren flogen eine Menge Leuchtkäfer umher, die von Narvaez' Mannschaft in der Dunkelheit und Verwirrung für Lunten zum Losbrennen der Musketen gehalten wurden und ihr einen hohen Begriff von der großen Zahl der feindlichen Feuergewehre beibrachten. Unter dem Rufe: „Espiritu Santo! Espiritu Santo!“ stürzte Olid mit seiner Abtheilung auf die Artillerie des Gegners los; sie durchbohrten die Bedienung der Geschütze mit ihren langen Lanzen und nahmen deren Gewehre an sich. Eine andere Abtheilung warf sich auf die Reiterei, während Sandoval mit seiner kleinen tapferen Truppe die Stufen zum Haupttempel emporklimmte. Im nächsten Augenblick befand sich die kühne Schar auf der Platform im Handgemenge mit ihren Feinden. Narvaez focht wie ein Löwe, und rief beständig den Seinen Muth zu. Sein Fähnrich wurde neben ihm erstochen, er selbst erhielt mehrere Wunden; — sein kurzes Schwert zeigte sich den langen Piken seiner Gegner nicht gewachsen. Jetzt ward ihm sogar sein linkes Auge ausgestochen. Unter dem Schrei „Heilige Mutter Gottes! ich bin verloren!“ sank der Unglückliche zu Boden in demselben Augenblicke, als von der andern Seite der Ruf: „Sieg! Sieg!“ ertönte.

Halb wahnsinnig vor Schmerz und Grimm, wurde Narvaez in Fesseln gelegt. Als sie den Fall ihres Anführers sahen, ergaben sich seine Leute in ihr Schicksal, ein großer Theil sicherlich nicht unzufrieden mit der Wendung der Dinge. Sie legten als Zeichen der Unterwerfung ihre Waffen nieder und leisteten Cortez als Oberrichter und Oberfeldherrn den Eid der Treue. Die Zahl der Todten war gering, größer die der Verwundeten. Narvaez, sein Begleiter Salvatierra und mehrere andere feindliche Hauptleute wurden einige Stunden später vor Cortez gebracht, der in reichgesticktem Mantel auf einem Staatssessel sitzend, seinen besiegten Gegner empfing. Es war ein Augenblick tiefer Demüthigung für den stolzen Befehlshaber, als er sagte: „Señor Cortez, Ihr habt gute Ursache dem Himmel für Euern Sieg zu danken.“

„Ich habe allerdings dem Himmel viel zu danken,“ erwiederte bescheiden und doch stolz der General, „aber den Sieg über Euch halte ich für die geringste meiner Thaten seit meiner Ankunft in diesem Lande!“ — Dann befahl er, daß man die Gefangenen sorgfältig verpflege, und sie unter starker Bewachung nach Veracruz schaffe.

Trotz der Demuth seiner Worte hielt Cortez doch seinen Sieg über Narvaez für einen der glänzendsten Momente seines thatenreichen Lebens. Und in der That, die Schnelligkeit der Ausführung des Planes, an sich schon das bewundernswerthe Ergebniß eines klaren Verstandes und entschlossenen Willens, bildet in der Kriegskunst der größten Feldherrn ein zu charakteristisches Merkmal, als daß nicht der spanische Held in der Reihe derselben einen Ehrenplatz verdiente.



Don Pedro Alvarado, genannt Tonatiuh.

Sechstes Kapitel.

Cortez' Rückkehr nach Mexiko.

Unzufriedenheit unter den Truppen. — Aufruhr in der Hauptstadt. — Cortez' Rückkehr. — Schlimme Anzeichen. — Blutthat des Alvarado. — Empörung der Azteken.

(1520.)

Der Sturm, welcher während der ganzen Nacht fortgewüthet hatte, verlor sich gegen Morgen, und die Sonne ging hell über dem Schlachtfelde auf. Mit dem zunehmenden Tageslichte konnte man deutlich sehen, wie ungleich die im Kampf gewesenen Parteien waren, und die Armee des Narvaez, welche die Zahl ihrer Feinde viel stärker veranschlagt hatte, als sie in der That war, vermochte es nicht, ihren Unmuth zu verbergen, als sie die abgezehrten Gestalten ihrer Landsleute und deren mangelhafte Bekleidung mit der eigenen Uebermacht und ihrer trefflichen Ausrüstung verglich. Aber Cortez that sein Möglichstes, um die neuen Truppen zu beruhigen; er sprach zu ihnen in den ermuthigendsten Worten, gab ihnen die verlockendsten Versprechungen und bekräftigte seine Worte durch die That, indem er reichlich Gold unter sie vertheilen ließ. Dieses Verfahren, so klug es auch sonst sein mochte, rief dennoch große Entrüstung bei den alten Truppen hervor. „Unser Befehlshaber," riefen sie, „hat seine Freunde über seine Feinde vergessen! Wir standen ihm in der Stunde der Gefahr bei Seite, und werden mit Wunden und Schlägen bezahlt, während unsere Feinde die Beute erhalten!"

Die aufgebrachten Krieger baten Olmedo, ihre Beschwerden dem General vorzutragen, was jener ohne Rückhalt that, indem er das Benehmen unseres Helden mit dem undankbaren Verfahren Alexander's verglich, der nach einer gewonnenen Schlacht seine Feinde gewöhnlich reicher beschenkte, als die tapferen Gefährten, welche ihm den Sieg erfechten halfen. Cortez war über die Vorhaltungen des vielbewährten Freundes außerordentlich betroffen. Ob siegreich, ob unterliegend, sein Pfad schien mit gleichgroßen Schwierigkeiten besät! Er suchte die Aufregung seiner Tapferen zu beschwichtigen, indem er ihnen die Nothwendigkeit seiner Handlungsweise klar machte. „Unsere neuen Kameraden," sagte er, „übertreffen uns so sehr an Zahl, daß wir uns eher in ihrer Gewalt befinden, als sie sich in der unseren. Wir müssen sie daher nicht nur zu Verbündeten, sondern auch zu Freunden machen. Wenn wir ihnen die kleinste Ursache zur Unzufriedenheit geben, haben wir die ganze Schlacht von Neuem durchzufechten, und mit viel größeren Nachtheilen als zuvor. Ich habe Euern Vortheil, fügte er bei, so sehr im Auge, wie mein Interesse. Alles was mein ist, gehört auch Euch. Warum wollt Ihr der Unzufriedenheit Raum gönnen, wenn das ganze Land mit seinen Reichthümern vor Euch liegt? Unsere vermehrte Stärke kann uns nur den Besitz derselben sichern."

Aber Cortez ließ es nicht allein bei Worten bewenden, sondern suchte seine Truppen auf eine Art zu beschäftigen, die ihre Gedanken so in Anspruch nahm, daß sie allen Mißmuth darüber vergaßen. Er wählte zweihundert Mann, die er unter Diego de Ordaz nach Coatzacualco, dem auserkorenen neuen Hafenplatze, schickte; die nämliche Anzahl ließ er mit Velasquez de Leon nach Panuco ausziehen, etwa drei Grade nördlich vom mexikanischen Golfe, um sich diese Provinz zu sichern. Zweihundert Mann mußten auf seinen Befehl nach Veracruz marschiren, um die Schiffe des Narvaez abzutakeln. Zugleich befahl er, mit jedem weiteren Schiffe, das im Hafen einlaufe, auf gleiche Weise zu verfahren, und die am Bord befindlichen Offiziere in Gefangenschaft zu setzen. Das an Ort und Stelle verbliebene Häuflein war unterdessen durch zweitausend Mann indianischer Hülfstruppen aus Chinantla vermehrt worden, die sich Cortez vor der Schlacht mit Narvaez angeboten hatten, aber erst einen Tag nach derselben eintrafen.

Dergestalt über und über mit neuen Plänen beschäftigt, erhielt Cortez Nachrichten von Mexiko, die ihn zwangen, alle seine Sinne auf jene Stadt zu richten. Die Mexikaner waren in voller Empörung. Sie hätten, so meldete Alvarado, die Waffen ergriffen und die Spanier in ihren eigenen Quartieren überfallen. Die Brigantinen seien verbrannt, die Festungswerke untergraben, mehrere Castilianer getödtet und ihrer Viele schwer verwundet. Der Bericht schloß mit der Bitte an den General, ihm schleunigst zu Hülfe zu eilen, und zu retten, was noch zu retten sei.

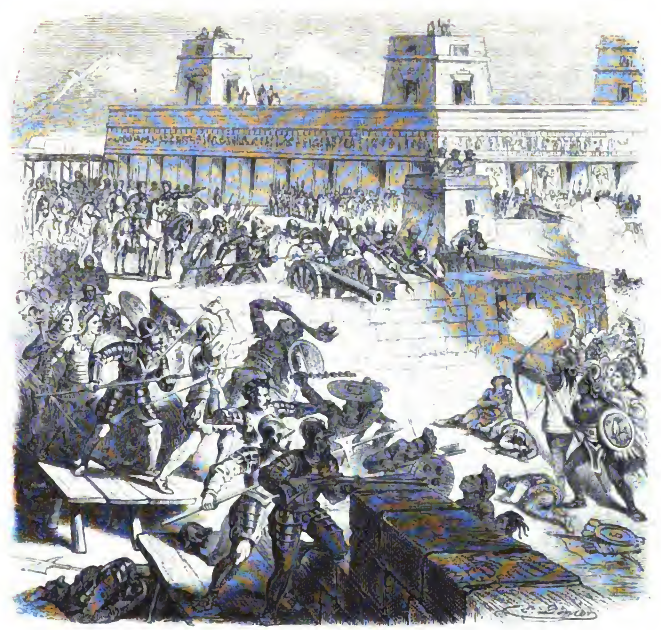
Diese Botschaften waren ein harter Schlag für Cortez, welcher sich auf der Höhe des Triumphes, und alle Feinde zu seinen Füßen geglaubt hatte. Aber es war keine Zeit zu langer Ueberlegung vorhanden; — die Hauptstadt verlieren, hieß das Land selbst einbüßen, das zu ihr wie zu seiner Herrscherin emporblickte. Als er seine Soldaten aufforderte, ihn nach Mexiko zu begleiten, zeigten sie eine Bereitwilligkeit, die sie — wie Diaz sagt — gewiß nicht empfunden, hätten sie die Zukunft vorhersehen können.

Jetzt traf Cortez die nöthigen Vorbereitungen zum Abmarsch. Er widerrief seine, dem Velasquez de Leon und Ordaz ertheilten Befehle, zog die Garnison von Veracruz zu sich heran, mit Ausnahme von hundert Mann, die er dort als Besatzung zurückließ und trennte sich von den Kranken und Verwundeten, welche in Cempoalla verblieben. Entschlossen setzte er sich unverweilt mit seiner Heeresmacht in Bewegung. Während der ersten Tage ihres Marsches fiel nichts Erhebliches vor; überall fanden sie freundliche Aufnahme; nur mußten sie einige Meilen von Tlascala entfernt großen Durst erleiden. In dieser Bedrängniß schickte Cortez eine Abtheilung Soldaten voraus nach der ebengenannten Stadt, um für Erfrischungen zu sorgen.

Bei seiner Ankunft hielten infolge dessen die freundlichen Verbündeten schon Trank und Speisen in Bereitschaft, die sich die müden, hungrigen und durstigen Spanier trefflich munden ließen. Nach kurzer Rast traten Letztere ihren Marsch wieder an, der sie durch die nämlichen Gegenden führte, die sie schon einmal passirt hatten, aber wie verschieden von jener vor etlichen Monaten war diesmal ihre Aufnahme!

Keine neugierigen Landbewohner strömten von allen Seiten herbei, um ihnen gutmüthig die Wege zu versperren, oder ihnen Gastfreundschaft anzubieten; wenn sie um Lebensmittel baten, wurden ihnen dieselben zwar gereicht, aber auf eine Weise, aus der man wol schließen konnte, daß ein freundlicher Wunsch des Gebers sie nicht begleite; in den Städten zeigte sich Niemand, um sie zu begrüßen: die Gegenden waren wie ausgestorben, und Cortez schöpfte aus diesen Umständen die peinlichsten Befürchtungen.

Sie wurden bald zu trauriger Gewißheit, als ein Bote aus Mexiko mit der Nachricht eintraf, die spanischen Quartiere seien in Belagerungszustand versetzt, ein Theil der Brücken sei abgebrochen, dennoch aber hoffe Alvarado, die Ankunft seiner Landsleute werde hinreichen, die Ruhe wieder herzustellen.



Die Spanier in ihren Quartieren belagert.

Aufstand der Mexikaner.

Es war der 24. Juni 1520 — der Tag Johannes' des Täufers — als die spanische Armee, 1300 Mann, darunter 96 Reiter, 80 Armbrust-, ebensoviel Bogenschützen, nebst mehreren Tausenden indianischer Hülfstruppen, zum zweiten Male in der Hauptstadt des aztekischen Reichs einzog, über welche diesmal eine Todtenstille gelagert war, eine Stille, die jedoch lauter zum Herzen sprach, als die früheren Jubelrufe der Menge.

Voll trüber Ahnung erreichten sie die hohen Thore des Palastes des Axayacatl. Man öffnete, Cortez mit den Seinigen befand sich inmitten der erfreuten Waffenbrüder, die ihm für die Errettung aus ihrer Noth und Sorge aus tiefster Seele zujubelten. Die ersten Fragen des Generals

galten der Ursache des Aufstandes. Die Berichte hierüber waren verschieden, aber Alle stimmten darin überein, daß in der Heftigkeit des Alvarado die eigentliche Ursache der veränderten Lage der Dinge zu suchen sei.

Es war nämlich bei den Azteken Gebrauch, ihrem blutigen Kriegsgotte Huitzilopochtli zu Ehren jährlich im Mai ein großes Fest zu feiern, zu dem ein großer Theil der Vornehmen und Edeln aus dem ganzen Lande herbeiströmte. Es ward im Hofe des großen Teocalli, ganz nahe bei den spanischen Quartieren, begangen. Die Kaziken baten Alvarado um die Erlaubniß, die Feier wie gewöhnlich vor sich gehen lassen zu dürfen und auch Montezuma die Theilnahme zu gestatten. Letzteres schlug Alvarado, dem Befehle des Cortez gehorsam, entschieden ab; Ersteres erlaubte er hingegen, unter der Bedingung, daß keine blutigen Opfer dabei stattfänden, und keine Waffen getragen würden.

Etwa sechshundert vornehme Azteken versammelten sich am bestimmten Tage, in ihre schönsten Festkleider gehüllt, im Schmuck von Gold und Edelsteinen strahlend. Alvarado und seine Gefährten gesellten sich als Zuschauer zu ihnen; sie waren Alle bewaffnet, was jedoch bei den Mexikanern kein Aufsehen erregte, da sie es an ihnen gewohnt waren. Bald begannen die Eingeborenen ihre Tänze und wilden Melodien, als plötzlich Alvarado und seine Begleiter mit gezücktem Schwerte auf die arglosen Edelleute losstürzten, sie ohne Mitleid niederhieben und den Boden mit Strömen Blutes überschwemmten. Keiner der Verrathenen blieb am Leben! — Noch nicht befriedigt durch den unmenschlichen Greuel waren die Spanier schändlich genug, die Leichen der Ermordeten ihres Schmuckes zu berauben.

An diesem unheilvollen Tage fiel die Blüte des aztekischen Adels. Es war kaum eine Familie in der Stadt, die nicht in Trauer und Jammer versetzt worden wäre.

Ueber die Beweggründe zu dieser abscheulichen That sind die Meinungen sehr getheilt. Alvarado gab an, daß die Tlascalteken Kenntniß von einer weit verzweigten Verschwörung der aztekischen Großen erlangt hätten. Auch zu seinen Ohren seien Anzeichen, welche die Befürchtungen der Bundesgenossen bestätigten, gedrungen. Kurz entschlossen, habe er das Beispiel, welches Cortez in Cholula gab, nachahmen wollen. Alvarado hatte sich jedoch bedeutend verrechnet, als er die kriegerischen Bewohner Tenochtitlans den verweichlichten Cholulanern gleich achtete.

Kaum war die Schlächterei zu Ende, so verbreitete sich die Nachricht von diesem Blutbade wie ein Flugfeuer durch die weite Stadt. Die Einwohner trauten kaum ihren Sinnen. Alles Günstige, was sie bisher noch von den Fremden gedacht hatten, war vergessen, und nur die eine empörende neueste That erfüllte ihre Seelen mit unendlichem Abschen und Haß. Sie verlangten nach Rache. Wuthentbrannt griffen sie zu den Waffen, und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch erfolgte ein allseitiger Angriff auf die Spanier,

die kaum Zeit fanden, sich hinter ihre Mauern zu verschanzen. Die Entschlossensten wollten die Mauern erklimmen, Andere das Gebäude in Flammen setzen, und erst als Montezuma, auf Bitten der bedrängten Spanier, sich selbst in's Mittel schlug, das Volk ansprach und es beschwor, an die Sicherheit seines Monarchen zu denken, gaben die Merikaner den Vorsatz auf, die Quartiere des Alvarado zu erstürmen. Sie begnügten sich, dieselben in Blockadezustand zu versetzen. Dann warteten sie in stummer Verzweiflung der Stunde, in welcher der Hunger seine Opfer in ihre Hände liefern würde.

Der Zustand der Belagerten war ein jammervoller. Zwar fehlte es ihnen nicht an Nahrung, wohl aber an frischem Wasser, bis sie eines Tages — wie durch ein Wunder — eine kleine Quelle köstlichen Wassers im Hofe entdeckten. Dennoch hatten sie viel zu leiden. Sieben Spanier und mehrere Tlascalteken waren gefallen, und im ganzen Lager war kaum ein Einziger, der nicht eine oder mehrere Wunden hatte.

Diesem elenden Zustande wurden sie durch die Ankunft ihrer Waffengenossen entrissen.

Cortez hörte ruhig Alvarado's Mittheilungen und die Gründe seiner Handlungsweise an. Nachdem der Bericht zu Ende war, verfinsterte sich die Stirne des Generals, und mit den Worten: „Ihr habt unrecht gehandelt, Euer Betragen war das eines Wahnsinnigen!" verließ er seinen unglücklichen Stellvertreter, dessen Mangel an Mäßigung, dessen Habgier und Heftigkeit ohne Zweifel die Schuld an den bedauerlichen Vorgängen beizumessen war. Unzufrieden mit sich selbst, ärgerlich über die getroffene schlechte Wahl, nicht minder beunruhigt hinsichtlich der Folgen, welche Alvarado's grausames Verfahren nach sich ziehen mußte, überließ sich Cortez einer Gereiztheit, die sich besonders in seinem Benehmen gegen Montezuma in empfindlichster und höchst ungerechter Weise äußerte.

Gleich nach der Ankunft des spanischen Oberbefehlshabers ging der aztekische Monarch diesem freundlich entgegen. Aber er sah sich von dem General so kalt empfangen, daß er sich gekränkt und niedergeschlagen bald wieder in seine Gemächer zurückzog. Als die Merikaner nach mehreren Tagen noch keine Unterwerfung zeigten und der Armee noch immer die Lebensmittel entzogen, wuchs Cortez' Unmuth immer mehr. In diesem Gemüthszustande ließ er sich zu einer höchst unüberlegten Handlungsweise hinreißen, indem er Montezuma, der ihn um eine Unterredung anging, abwies, geringschätzig ausrufend: „Was habe ich mit diesem Hund von König zu schaffen, der uns vor seinen Augen Hungers sterben läßt?" —

Trotz der Schwierigkeit seiner Lage hoffte Cortez dennoch derselben Herr zu werden. Er befand sich an der Spitze einer Streitmacht von beinahe anderthalb tausend Spaniern und 8000 kriegstüchtigen indianischen Hülfstruppen.

Vielleicht war dieses Gefühl hinreichender Stärke mit Ursache, daß er sich zu einer versöhnlichen Handlung herbeiließ, die sich gar bald als arger

Fehler erwies. Er hatte, auf Montezuma's Verwendung, dessen Bruder Cuitlahua, den Fürsten von Iztapalapan, der an dem beabsichtigten Aufstande des Cacama betheiligt und seitdem in Gewahrsam gehalten worden war, in Freiheit setzen lassen, in der Hoffnung, daß derselbe mit dahin wirken werde, den Aufruhr zu ersticken und dem Volke friedliche Gesinnungen beizubringen. Aber der Prinz, der muthmaßliche Thronfolger, war ein ehrgeiziger, kühner Mann und die ihm zugefügten Beleidigungen nagten tief an seinem Herzen. Das Volk sympathisirte mit seinen Empfindungen. Es begrüßte ihn freudig als Stellvertreter des Landesherrn und man erkannte in ihm den Mann, der den Monarchen während seiner Gefangenschaft zu ersetzen vermöchte. Cuitlahua schreckte vor dem gefahrvollen Posten, wohin ihn Ehre, Geburt und Wahl seines Volkes beriefen, nicht zurück. Als erfahrener Krieger wußte er bald die in letzter Zeit vernachlässigten Aushebungen wieder in Gang zu bringen und was von ihm unter Beistand der nach Rache schnaubenden Priester zu erwarten war, das zeigte sich gar bald.

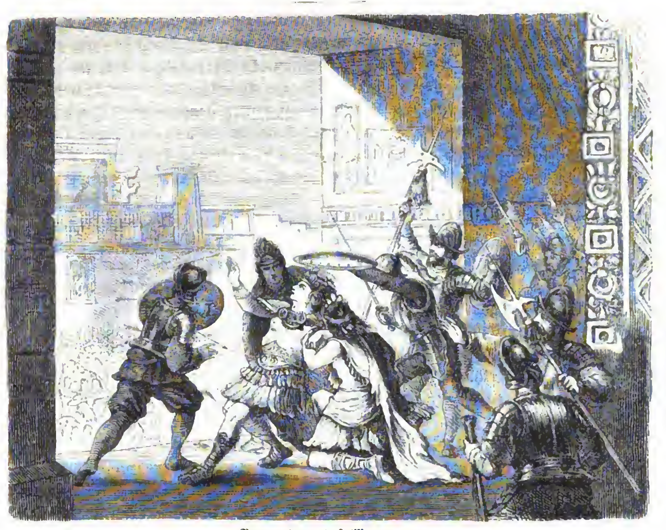
Cortez hatte an dem Tage, als er seinem kaiserlichen Gefangenen so schnöde begegnet war, einen Boten nach Veracruz abgesendet mit der Nachricht von seiner Ankunft in Mexiko. Er war nicht zurückgekehrt. Vor einer halben Stunde war ein Ueberbringer neuer Botschaften abgegangen — jetzt kam dieser unverrichteter Dinge zu Cortez zurück, mit Wunden bedeckt und zum Tode erschrocken.

„Die ganze Hauptstadt," berichtete er, „hat zu den Waffen gegriffen. Die Zugbrücken sind aufgezogen, und bald wird der Feind vor den Quartieren stehen."

Er sprach die Wahrheit. Es dauerte nicht lange, so ließen sich Geheul und wilde Töne hören, gleich dem Brausen des herantobenden Orkans. Lauter und immer lauter, näher und näher drang das wüthende Geschrei, bis man eine schwarze Masse, Volk und Krieger, sich gegen die Mauern wälzen sah. Alle Dächer waren mit Kampflustigen bedeckt, die ihre Waffen drohend schwangen und wie auf ein Zauberwort erschienen: wahrlich ein Schauspiel, das Herz des Muthigsten erbeben zu machen. Aber die Schilderung des Unheil verkündenden Gewittersturms, der sich dichter und dichter um die Spanier zusammenzog, verdient den Inhalt eines besonderen Abschnittes zu bilden.

Vierter Abschnitt.

Vertreibung der Spanier aus der Hauptstadt.



Verwundung des Montezuma.

Erstes Kapitel.

Tod des Montezuma.

Ganz Mexiko unter Waffen. Kampfwuth der Mexikaner. — Ausfall der Spanier. — Montezuma will den Streit beilegen. Er redet das Volk an. Gefährliche Verwundung des Kaisers. — Erstürmung des großen Tempels. Unerschütterlicher Muth der Azteken. Steigende Bedrängniß der Spanier. — Heftige Straßenkämpfe. Abbruch der Brücken. Steigender Unmuth in den Reihen der Spanier. — Tod Montezuma's.

(1520.)

Der Palast des Axayacatl, in welchem die Spanier einquartiert waren, bestand aus einer Reihe unregelmäßiger steinerner Gebäude von Einem Stockwerke. Ein weiter, von einer mittelhohen Mauer eingefaßter Hofraum umgab ihn und thurmartige Bollwerke erhoben sich auf den Umfassungsmauern in verschiedenen Zwischenräumen. Die durch die Spanier verstärkten Befestigungen waren mit größeren Schießscharten für die Kanonen (es waren

deren dreizehn) und mit kleineren für die Musketiere versehen worden. Das spanische Kriegsvolk wohnte in den großen Gebäuden; für die zahlreichen tlascaltekischen Hülfstruppen dagegen fand sich kein anderes Obdach, als eilig im Hofe errichtete Baraken. Der größte Theil derselben lagerte aber meist unter freiem Himmel. Infolge der Beschaffenheit der eng beisammen liegenden Quartiere vermochte sich jedoch die ganze Armee in einem Nu zu sammeln. Kaum war der Ruf der Allarmtrompete erschollen, so befand sich auch schon jeder Kriegsmann auf seinem Posten — die Reiter auf ihren Pferden, die Geschützleute bei ihren Kanonen und die Musketiere in der Stellung, dem Feinde einen heißen Empfang zu bereiten.

Die Mexikaner stürmten heran, ohne Ordnung, ohne Disciplin, mit wehenden Fahnen und in glänzendem Waffenschmuck. Als sie sich den Mauern näherten, erhoben sie ihr gellendes Kriegsgeheul, dem ein Regen von Steinen, Pfeilen und Wurfgeschossen folgte.

Die Spanier warteten, bis die Feinde in Schußweite gekommen waren, dann begann ein allgemeines Feuern auf die Belagerer, das Hunderte derselben niedermähte. Die Bewohner der Hauptstadt kannten zwar die Gewalt jener Feuerschlünde, aber noch nie hatten sie im Ernste deren mörderische Gewalt an sich erfahren. Sie standen im ersten Augenblicke von Grauen erfüllt wie erstarrt da; bald aber ermannten sie sich wieder und indem sie einen durchdringenden Schrei ausstießen, stürzten sie über die Leichen ihrer Gefährten hinweg wiederum vor. Eine zweite und dritte Geschützsalve fegte noch Hunderte ihrer Kameraden weg, doch sie stürmten weiter, unbekümmert um ihr Schicksal. Unterdessen schleuderten die auf den Dächern Befindlichen Steine auf die Krieger im Hofraum, wodurch viele leichtbekleidete Indianer schwer verletzt wurden. Die Uebermacht der Azteken war zu groß und ihre Kampfwuth, einmal geweckt, eine ausdauernde.

Als sie endlich dichter vor den Brustwehren standen, versuchten sie es, diese zu erklettern, was an und für sich wohl kein schweres Stück Arbeit war, aber sobald sich nur ihre Köpfe über dem Mauerwerk zeigten, wurden sie durch die Waffen der Schützen, oder durch einen Streich des tlascaltekischen „Maquahuitl" zu Boden gestreckt. So Viele es auch versuchen mochten, die Stellen ihrer gefallenen Kameraden zu ersetzen und die Schranken, welche sie von ihren Feinden trennten, zu übersteigen — Keinem gelang es. In ihrer Verzweiflung beschlossen sie endlich, die feindlichen Quartiere in Brand zu stecken, indem sie brennende Pfeile auf sie losschossen und Feuerbrände durch die Schießscharten zu werfen suchten. Allerdings war das Hauptgebäude des Palastes aus Stein aufgeführt; aber die in der Eile ausgeführten Befestigungswerke der tlascaltekischen Verbündeten, sowie andere Theile der Außenwerke bestanden aus Holz, dessen Beschaffenheit einen Brand leicht nähren konnte. Auf diesen Umstand waren die Belagerten völlig unvorbereitet. Sie hatten nur wenig Wasser — kaum hinreichend

zur Stillung ihres Durstes, deshalb suchten sie die Flamme durch aufgehäufte Erde zu ersticken, doch umsonst. Sie mußten zuletzt dem Feuer einen Ausweg verschaffen und entschlossen sich daher, eine Mauer niederzureißen. Die dadurch verursachten Breschen füllte man rasch durch eine Batterie von Feldstücken aus und stellte sie durch eine Anzahl Schützen sicher.

Fort und fort wüthete die heiße Schlacht. Dampf und Rauch hüllte die Kämpfenden ein; das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden verlor sich in dem grauenhaften Wüthen der Streitenden, dem Donner der Geschütze und Musketen, sowie in den schrillen Tönen der aztekischen Wurfgeschosse. Dort bei den Angreifern die unverhältnißmäßigste Uebermacht, bei den Belagerten die unerschütterlichste Disciplin europäischer Kriegskunst. Die todesmuthigste Tapferkeit war auf beiden Seiten gleich bewundernswerth.

Endlich brach die Nacht herein und breitete ihren schattigen Mantel über den Kampfplatz aus. Selten focht der Azteke im Dunkel; diesmal brachte jedoch jener Umstand den Spaniern nur geringe Erleichterung, denn sie hatten mit der Ausbesserung ihrer Festungswerke und ihrer Waffen hinlänglich zu thun. Als die Morgensonne die Umgegend immer mehr erhellte, zeigte es sich, daß sich ihre Lage über Nacht keineswegs verbessert hatte, denn der Feind erschien nicht etwa in verminderter, sondern in vermehrter Anzahl. Statt des wirren Durcheinanders hatte die Armee der Belagerer jetzt das Ansehen einer geordneten Kriegsmacht gewonnen; die mexikanische Fahne mit ihrem wohlbekannten Zeichen flatterte hoch in der Mitte der aztekischen Streiter, stets in der Nähe eines im reichsten Schmucke des Kriegers prangenden Häuptlings, an dessen gebieterischem Gebahren und vornehmer Haltung Cortez sofort den freigelassenen Cuitlahua erkannte. Priester, die Haare über ihre schwarzen Gewänder herunter flatternd, wandten sich dort an Lanzen-, und Wurfspießträger, hier an Schleuderer und Schwertkämpfer, alle unter wilden Geberden auffordernd, ihre beleidigten Götter zu rächen. Ehe noch die Sonne ihre Strahlen in die castilianischen Quartiere gesendet hatte, war der Feind in voller Bewegung und augenscheinlich mit Vorbereitungen zur Wiederholung des gestrigen Angriffs beschäftigt. Der spanische General beschloß jedoch, ihm durch einen muthigen Ausfall zuvorzukommen und seinen Feinden durch eine ganz empfindliche Züchtigung darzuthun, daß er noch immer Herr der Hauptstadt sei. Die Thore wurden plötzlich geöffnet und Cortez galoppirte an der Spitze seiner Kavallerie — von einer Colonne Fußvolk und einigen tausend Tlascalteken gefolgt — gegen die Mexikaner, die in ihrer Ueberraschung nur wenig Widerstand leisteten. Die Vordersten, welche Stand hielten, wurden von den Pferden zerstampft, zusammengehauen oder durchbohrt.

Bald befand sich die ganze aztekische Macht auf der Flucht. Aber sie faßte sich bald wieder und sammelte sich hinter einer Barrikade, um dem Feinde desto besser Stand halten zu können, ihn von da aus mit einem Pfeil-

hagel überschüttend. Die Kanäle wimmelten von Booten, deren Mannschaften vermittelst wirksamer Wurfgeschosse die Rüstungen der Spanier, sowie die unbeschützten Körper der Tlascalteken übel genug zurichteten. Am meisten jedoch litten sie durch die Steine, die von den Dächern aus auf sie herabgeschleudert wurden, und welche oft mit solcher Gewalt trafen, daß ein Wurf den tüchtigsten Reiter aus dem Sattel zu heben vermochte. Cortez wurde über die Verheerung, welche diese Angriffsweise unter seinen Leuten anrichtete, so erbittert, daß er befahl, die nächsten Gebäude in Brand zu stecken und obgleich dies den Spaniern bei der Entfernung der Wohnungen von einander schwer genug ward, ruhte er nicht, bis einige hundert Häuser niedergebrannt waren. Jetzt gesellten sich die Jammerrufe der geängstigten Bewohner zu dem grausigen Schlachtgeschrei und vollendeten das Bild eines Kampfes, der von beiden Seiten mit gleicher Unerbittlichkeit fortgesetzt ward.

Unter mannichfachen Schreckensscenen verstrich der zweite Tag, dessen Ergebniß für die Spanier im Ganzen ein günstiges genannt werden durfte, obgleich der Feind noch immer das Feld standhaft behauptete. Gewiß war der Verlust bei den Mexikanern ein zehnmal größerer, als bei ihren Gegnern; aber die Azteken konnten eher hundert Leben einbüßen, als die Spanier ein einziges; während die Armee der letzteren hier und dort gelichtete Reihen zeigte, schien die der ersteren durch frisch herbeiströmende Krieger vielmehr anzuwachsen, als schwächer zu werden. Gegen Abend ließ daher Cortez, des grausen Blutbades müde, seine durch Hunger und Anstrengungen erschöpften Krieger den Rückmarsch nach ihren Quartieren antreten.

Auf dem Wege nach denselben erblickte der Feldherr den Duero, wie er sich zu Fuße aufs Tapferste mit einem Dolch gegen einen ganzen Trupp Mexikaner vertheidigte. Cortez eilte ihm mit seinen Begleitern zu Hülfe, zerstreute die Angreifenden, und half seinem Freunde wieder auf's Pferd.

Dergleichen heldenmüthige Züge waren in jener Zeit nicht selten.

Die Azteken verfolgten ihre Feinde mit einem Steinhagel, bis diese ihre Kaserne erreicht hatten. Obgleich sich die Mexikaner, ihrer Gewohnheit gemäß, während der Nacht unthätig verhielten, ward doch zeitweilig die Stille derselben durch laute Zurufe und Drohungen unterbrochen, welche das Ohr der Belagerten erreichten und ihnen kund gaben, daß ihre Feinde auf der Hut waren. „Die Götter haben Euch in unsere Hände geliefert,“ riefen sie, „Huitzilopochtli hat schon lange nach seinen Opfern verlangt. Der Opferstein ist bereit, die Messer sind gewetzt. Die wilden Thiere im Palaste brüllen nach ihrer Beute und die Käfige“ — hier spielten sie auf die mageren Tlascalteken an — „warten auf die falschen Söhne von Anahuac, die für das Fest gemästet werden sollen.“ Diese schrecklichen Reden waren mit jämmerlichen Klagen um ihren Herrscher vermischt.

Cortez litt sehr an einer Wunde, die er während des letzten Gefechtes an der Hand erhalten hatte. Aber die Angst seiner Seele muß größer

gewesen sein, als alle Schmerzen, wenn er über seine verzweiflungsvolle Lage nachdachte. Lange sann er hin und her — endlich kam ihm der Gedanke, sich desselben Mittels zu bedienen, das Alvarado bei ähnlicher Veranlassung mit gutem Erfolge angewendet hatte. Er gedachte Montezuma auf das Volk einwirken zu lassen und wurde in seinem Vorsatze um so mehr bestärkt, als es am folgenden Morgen der Uebermacht seiner Feinde gelungen war, die Mauern an einer Stelle zu erstürmen und bis in's Innere der Festungswerke einzudringen. Er ließ nunmehr seinem kaiserlichen Gefangenen seinen Wunsch vortragen. Dieser befand sich indessen nicht in der Stimmung, so ohne Weiteres der Bitte des Generals nachzukommen. In tiefster Niedergeschlagenheit hatte er von den Fenstern seiner Wohnung aus den Verzweiflungskampf seines Volkes wahrgenommen und einen Anderen an dessen Spitze geschaut, dort, wo er sich selbst hätte befinden sollen. Kalt antwortete der beleidigte Monarch: „Was habe ich mit Malintzin zu schaffen? Ich will nichts mehr von ihm wissen; ich will nur sterben. In welche Lage hat mich nicht der Wunsch, ihm wohl zu gefallen, versetzt?!"

Als man weiter in ihn drang, erwiderte er: „Es würde auch nichts nützen. Sie würden weder mir, noch den falschen Worten und Versprechungen Malintzin's trauen. Ihr werdet diese Mauern nicht lebendig verlassen!" Da man ihm jedoch versicherte, die Spanier seien bereit, die Stadt zu verlassen, wenn man ihnen nur den Weg offen lasse, verstand er sich dazu, die Beilegung des Streites zu vermitteln — wahrscheinlich mehr vom Wunsche beseelt, das Blut seiner Unterthanen, als das der Christen zu schonen.

Um mit größerer Aussicht auf Erfolg aufzutreten, legte der unglückliche Fürst seine kaiserlichen Gewänder an. Der „Tilmatli", sein weiß und blauer Mantel hing über seinen Schultern und war durch eine reiche Agraffe von Chalchivitl, dem schon erwähnten, grün schimmernden Edelstein zusammengehalten, während ein gleich kostbarer Stein, nebst in Gold gefaßten Smaragden von ungewöhnlicher Größe weitere Theile seiner Kleidung zierten. Seine Füße waren von goldenen Sandalen umschlossen und auf seinem Haupte prangte der „Copilli" — die Kaiserkrone — nicht unähnlich der päpstlichen Tiara. So geschmückt und von einer spanischen Wache begleitet, trat der Monarch auf das flache Dach des Palastes. Bei seinem Erscheinen veränderte sich die Scene draußen, wie von einem Zauberstabe berührt. Eine Todtenstille trat an die Stelle des eben noch tobenden Kriegsgeschreis. Ganze Reihen warfen sich zur Erde; Andere beugten die Kniee. Alle aber wandten ihr Ohr mit gespannter Erwartung dem Fürsten zu, dem sie nur unter dem Zeichen sklavischer Ehrfurcht zu nahen gewohnt waren. Montezuma gewahrte diese Kundgebung von Anhänglichkeit und Unterwerfung und damit schien er sein ehemaliges Selbstvertrauen wieder erlangt zu haben. Mit milder, fester Stimme sprach er:

„Warum sehe ich mein Volk in Waffen gegen den Palast meiner Väter?

Haltet Ihr Euern Monarchen für einen Gefangenen und wünscht ihr ihn zu befreien? Das wäre gut und lobenswerth, wenn ihr Euch nicht irrtet. Ich bin kein Gefangener und die weißen Männer sind meine Freunde. Nur weil ich will, bleibe ich in ihrer Mitte, aber ich kann sie verlassen, sobald es mir beliebt. Seid Ihr gekommen, unsere Gäste aus der Stadt zu treiben? Das ist unnöthig, denn sie werden aus freien Stücken abreisen, sobald Ihr ihnen den Weg offen laßt. Kehrt also nach Hause zurück, legt Eure Waffen nieder, nehmt Eure Beschäftigungen wieder auf. Zeigt mir Euern Gehorsam, auf den ich ein Recht habe. Die weißen Männer gehen wieder in ihr Land zurück und Alles wird wieder gut werden in Tenochtitlan."

Als Montezuma sich einen Freund der verhaßten Fremden nannte, durchlief die Volksmenge ein unwilliges Gemurmel — Zeichen der Geringschätzung für einen Fürsten, der schwach genug war, widerfahrene Beleidigungen auf solche Weise aufzunehmen. Die lang verhaltene Unzufriedenheit entlud sich mit einem Male über dem Haupte des Unglücklichen. „Feiger Azteke!" schrieen tausend Stimmen, während ein Beherzterer ihm zurief: „Weib! Schwächling! die weißen Männer haben Dich zu einem Weibe gemacht, das nur zu weben und zu spinnen weiß!" Diesen bittern Hohnreden folgten bald noch feindseligere Aeußerungen. Ein hoher Würdenträger (einige wollen in ihm den Thronfolger erkannt haben) schwang drohend die Waffe gegen seinen Monarchen und in wenigen Augenblicken ergoß sich ein Regen von Pfeilen und Steinen nach der Stelle, wohin Montezuma sich zurückzuziehen im Begriffe war. Kaum blieb den Wachen noch so viel Zeit, ihn mit ihren Schilden zu bedecken; doch der Unglückliche war schon verwundet, ehe sie herbeizuspringen vermochten — jetzt stürzte er, von einem Steine an der Schläfe getroffen, besinnungslos zusammen.

Die Mexikaner waren bei diesem kläglichen Anblicke von plötzlicher Reue über ihre Frevelthat ergriffen: ein schriller Angstschrei ertönte — und sie flohen, wie von Furien gepeitscht, nach allen Richtungen.

Montezuma hatten unterdessen seine Begleiter in die unteren Gemächer des Palastes gebracht. Als er hier aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, begriff er die Größe des ungeheuren Elends, das über ihn gekommen. Jetzt hatte er die letzten Tropfen seines Leidenskelches genossen, sein eigenes Volk hatte sich gegen ihn erhoben, man hatte sich an seiner geheiligten Person vergriffen. Das war mehr, als er ertragen konnte. Er wollte nicht länger leben. Umsonst suchte Cortez ihm Trost zuzusprechen; er würdigte ihn keiner Antwort. Stumm und regungslos saß er da und nur wenn man seine Wunden verbinden wollte, erhob er sich heftig und riß den Verband wieder von der Stirne. Er hatte seine Ehre überlebt; seine Schande wollte er nicht überleben.

Von dieser peinlichen Scene wurde der General durch neue Gewitterstürme hinweggerufen, die, noch größeres Unheil verkündend, heranzogen.



Der Kampf auf der Platform.

Die Erstürmung des großen Tempels.

Nur einige hundert Schritte von den spanischen Quartieren erhob sich, über dieselben emporragend und sie beherrschend der große Tempel des Huitzilopochtli. Hier hatten sich fünf- bis sechshundert der vornehmsten aztekischen Krieger vereinigt und von da aus eine solche Flut von Pfeilen und Steinen auf die verhaßten Eindringlinge sich ergießen lassen, daß keiner mehr die Mauern verlassen konnte, ohne sich der äußersten Gefahr auszusetzen, während die Thürme der Heiligthümer den Mexikanern hinreichenden Schutz gegen die vernichtende Gewalt der europäischen Feuerwaffen boten. Wenn die Spanier ihre Standquartiere behaupten wollten, war es durchaus nöthig, den Feind aus dem großen Tempel zu vertreiben.

Cortez ertheilte diesen Auftrag seinem Kämmerer Escobar, dem er hundert Mann mit dem Befehle übergab, den Teocalli zu erstürmen und

die Sanctuarien in Brand zu stecken. Aber jener Offizier sah sich trotz dreimaligen Anstürmens gezwungen, nach beträchtlichem Verluste zurückzukehren. Nun entschloß sich Cortez selbst, den Tempelsturm zu unternehmen, obgleich ihm eine schmerzhafte Wunde an der linken Hand nicht verstattete, den Schild zu halten. Diesen ließ er sich jedoch am Arme festbinden und so zog er an der Spitze von 300 Kerntruppen, Reitern und Musketieren sowie gefolgt von einigen Tausenden seiner Hülfstruppen zum Angriffe aus.

In dem Tempelhofe stieß man auf eine starke Feindesschar, die den Aufgang zum Tempel vertheidigte. Cortez hieß seine Reiter zum Angriffe vorsprengen, aber die glatten Pflastersteine waren so schlüpfrig, daß die Pferde darauf ausglitten, und viele derselben zu Boden stürzten. Man schickte die Thiere deshalb rasch nach den Quartieren zurück, und erneuerte den Angriff zu Fuß. Rasch zerstreuten die Spanier die Vertheidiger des Eingangs: der Aufgang zu dem Pyramidenbau war frei. Eine steinerne Treppenflucht führte von einer Ecke des Baues zu einem Stufengange, der um das Gebäude sich herumzog, bis er eine ähnliche Stufenreihe gerade über der vorigen erreichte, die in derselben Weise wie die letzte verlief. Da es fünf solcher Ruhepunkte gab, so braucht man nicht viel weniger als eine halbe Stunde, um viermal den Teocalli zu umwandern und zu dem Gipfel zu gelangen.

Allen voran sprang Cortez die Stufen hinauf. Ihm folgten auf dem Fuße Alvarado, Sandoval, Ordaz und andere muthige Ritter. Eine Anzahl Scharfschützen und ein starkes Corps indianischer Verbündeter verblieben, weiterer Befehle harrend, am Fuße des Gebäudes zurück.

Nach mancherlei Verlusten, welche die herabgeschleuderten Wurfgeschosse, Steine, Balken und brennende Dachsparren in den Reihen der Spanier anrichteten, erklommen diese entschlossen die Platform und standen nun ihren erbitterten Feinden gegenüber. Die ganze Einwohnerschaft blickte von unten mit Entsetzen und Bangen auf den Verlauf des mörderischen Schauspiels, welches nunmehr begann. Es war für tausend Krieger Raum genug zum Kampfe. Von beiden Seiten focht man mit der Wuth der Verzweiflung, die nur an Sieg oder Tod denkt. Gnade wurde weder verlangt, noch gewährt; Flucht war unmöglich. Die Seiten der Platform waren ohne Geländer; ein Ausgleiten brachte daher sicheren Untergang und in der That sah man mehr als Einmal die, welche im Zweikampfe zu nahe an den Rand gerathen waren, in der Hitze des Gefechtes in die Tiefe hinabstürzen. Cortez selbst entkam nur mit Noth diesem grauenvollen Schicksale. Zwei aztekische Krieger — kräftige, muskulöse Kämpfer — wagten sich an den Gefürchteten heran, indem sie sich mit aller Gewalt auf ihn warfen und ihn nach dem Rande der Platform hindrängten. Der General, der zu seiner Vertheidigung nur eine Hand gebrauchen konnte, wehrte sich so gut er es vermochte. Sobald er aber ihre wahre Absicht errathen, erhob er sich mit einem Male, und wie ein verwundeter Löwe die Angreifer von sich losschüttelnd, gelang es seinem jähen

Anprallen, ehe sie noch ihren Zweck erreichen konnten, einen seiner Gegner an den Rand zu drängen und in die Tiefe zu schleudern.

Der Kampf dauerte schon drei Stunden mit ununterbrochener Heftigkeit. Die Zahl der Mexikaner war derjenigen der Christen um das Doppelte überlegen; aber das Schwert der letzteren und ihr Geschick in dessen Handhabung trug den Sieg über die Uebermacht davon. Immer schwächer und schwächer ward der Widerstand der Azteken; einer nach dem andern dieser muthigen und bis zum Tode ausharrenden Kämpfer sank zu Boden, zuletzt waren nur noch etliche Priester übrig, die gefangen davongeführt wurden. Doch auch der Verlust der Spanier war empfindlich; er belief sich auf 45 ihrer besten Männer, und fast alle Ueberlebende waren übel zugerichtet.

Von der blutigen Platform eilten die Sieger nach ihrer Kapelle, wo sie zu ihrem Leidwesen das Bild der heiligen Jungfrau und das Kreuz nicht mehr vorfanden, das sie dort aufgerichtet hatten. Wohl aber erblickten sie im Heiligthum der Mexikaner die häßliche Figur des Huitzilopochtli hinter seinem Altare voll rauchender Herzen — wahrscheinlich denen ihrer eigenen Landsleute! Unter Triumphgeschrei rissen die Christen das Götzenbild aus seiner Nische und stießen es, angesichts der vor Schrecken wie gelähmten Azteken, in die Tiefe. Hierauf zündeten sie den „Tempel des Fluches“ an. Die Flammen griffen rasch um sich, und der Feuerschein warf sein unheimliches Licht weit über Stadt, See und Thal bis zu den entfernten Gebirgszügen. Es war die Todtenfackel für das sinkende Heidenthum, womit die blutige Religion zu Grabe geleitet ward, deren dunkle Schatten die sonnigen Regionen Anahuac's schon so lange umlagert hatten.

Nachdem die Spanier das große Tage- und Rachewerk vollendet, kehrten sie, ohne auf weitere Hindernisse zu stoßen, mit gehobenem Haupte in ihre Quartiere zurück. Ruhe vergönnten sie sich indeß nur wenige Stunden. Denn noch in derselben Nacht unternahmen sie einen Ausfall, wobei sie dreihundert Häuser niederbrannten.

In der Erwartung, daß durch diese Unfälle der Trotz der Eingeborenen gebrochen, beschloß Cortez mit seiner gewöhnlichen Klugheit, aus dem muthmaßlichen Gemüthszustande seiner Feinde den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Er bestieg die Platform eines der Gebäude, deren Complex den Spaniern zum Aufenthalt diente und gab ein Zeichen, daß er zu dem Volke sprechen wolle. Marina, seine Dolmetscherin, befand sich an seiner Seite. Die versammelte Menge blickte mit ernster Neugierde zu dem Indianermädchen empor, dessen Einfluß auf die Spanier man wohl kannte, und horchte gespannt auf den Sinn der Rede, deren Inhalt die Freundin des Generals in seinem Namen wiedergab. „Ihr habt“, das war der Sinn der Ansprache, „Eure Götter in den Staub stürzen, Eure Altäre zerstören, Eure Wohnungen niederbrennen, Eure Krieger fallen sehen. Dies sind die Folgen Eures Aufstandes gewesen. Dennoch werde ich, Eurem Herrscher zur Liebe, meine Hand zum

Frieden bieten, wenn Ihr zum Gehorsam zurückkehren wollt. Fahrt Ihr aber fort, die Waffen gegen mich zu erheben, so verwandle ich Eure Stadt in einen Schutthaufen, und lasse keine Seele übrig, um Euren Untergang zu beweinen!"

Aber der spanische Befehlshaber verstand den Charakter der Azteken schlecht, wenn er glaubte, sie durch Drohungen einschüchtern zu können. Je langsamer sie in Bewegung zu bringen waren, um so größer war ihre Ausdauer, nachdem der Sturm sie aus ihrer Ruhe aufgerüttelt hatte.

Es sei wahr, erwiderten sie, er habe ihre Tempel und Götter zerstört, ihre Landsleute gemordet, und wahrscheinlich würden noch Viele durch sein schreckliches Schwert dahinsinken und doch seien sie glücklich, wenn sie das Blut von tausend Mexikanern durch das eines einzigen weißen Mannes rächen könnten. „Blicke", fuhren sie weiter fort, „blicke auf unsere Terrassen und Straßen; siehe, sie sind mit Kriegern bedeckt, so weit dein Auge reicht. Unsere Reihen erscheinen durch den erlittenen Verlust nicht gelichtet, wohl aber vermindert sich eure Zahl mit jeder Stunde. Ihr werdet schließlich durch Hunger und Krankheit dahingerafft; es mangelt euch jetzt schon an Nahrung und Trank. Ihr werdet, ihr müßt in unsere Hände fallen. Die Zugbrücken sind abgebrochen, und ihr könnt uns nicht entfliehen! Euer Blut wird auf den Altären unserer Götter als Opfer fließen!" Am Schluß dieser Rede führten sie eine noch eindringlichere Sprache, indem sie die Spanier mit einem solchen Pfeilhagel überschütteten, daß diese sich genöthigt sahen, sich hinter ihre Mauern zurückzuziehen.

Die Benachrichtigung vom Abbruch der Brücken hatte Cortez und seine Gefährten wie ein Donnerschlag berührt. Was ihnen schon als Gerücht zu Ohren gekommen, es war nur allzusehr begründet! Was sollte unter diesen Verhältnissen aus ihnen werden? Aller Rangunterschied ging in einem überwältigenden Gefühle, einem Augenblicke der äußersten Aufregung unter, und aus dem stillen, verzweiflungsvollen Hinbrüten erhob sich der Geist der Empörung. Am meisten murrten die ehemaligen Truppen des Narvaez. Bitter beklagten sie die Stunde, in welcher sie die sonnigen Gefilde Cuba's verlassen; unter lauten Schmähungen verwünschten sie die eigene Thorheit, welche sie unter Cortez' Banner geführt und selbst die erprobten Veteranen des gebeugten Feldherrn stimmten eine Zeit lang dem Klageliede der jüngeren Kampfgenossen zu; doch leuchtete ihnen nach kurzem Nachdenken ein, daß nur Einigkeit und Gehorsam Aussichten auf Rettung darböten. In diesem Sinne beschwichtigten sie nicht ohne Mühe die muthlosen Gefährten.

So von Feinden außerhalb und von Zwistigkeiten innerhalb des Lagers schwer bedrängt, blieb sich unser Held doch stets selbst getreu. Er erhielt sich seine volle Klarheit, Ruhe und Kaltblütigkeit. Soviel war gewiß, die einzige Möglichkeit einer Rettung lag in der Räumung der Stadt. Ehe er den Tag des Rückzugs jedoch festsetzte, beschloß er, zuvor noch einen Ausfall zu wagen, um die Aufmerksamkeit des Feindes von seinem wirklichen Vor-

haben abzulenken, sowie um auszukundschaften, welche Schwierigkeiten sich einem Rückzuge über den großen Dammweg, der nach Tlacopan (Tacuba) führte, entgegenstellen dürften. Es schien ihm dies der kürzeste Weg nach dem Festlande.

Während der letzten Tage waren drei neue, nach seinen Angaben erbaute Kriegsmaschinen, „manta“ genannt, vollendet worden. Mittels derselben konnten sich die Spanier vor den Steinwürfen, die von den Azoteas beständig herabflogen, besser schützen! Sie waren den in den Kriegen des Mittelalters oft gebrauchten Deckungsthürmen sehr ähnlich. Als die drei Kolosse, auf Walzen durch die kräftigen Arme der Tlascalaner vorwärtsgeschoben, in den Straßen erschienen, blickten die Azteken mit Erstaunen auf diese hölzernen Bollwerke, aus deren Innerem Feuer und Tod auf sie herabgeschleudert ward. Die Spanier rückten mit ihren hölzernen Festungen vor die Häuser, von deren Dächern ihnen der größte Schaden zugefügt ward und bald befanden sie sich mit ihren Feinden im Handgemenge. Doch vermochte man von den Zinnen der mantas nicht auf die Dächer der höheren Gebäude zu gelangen und die von dort herabgeschleuderten Steinblöcke und Balken erschütterten den Bretterbau gewaltig und drohten über Alle darin Befindlichen ein sicheres Verderben herbeizuführen. Konnte unter solchen Umständen die neue Schutzwehr bei den beschwerlichen, täglichen Straßenkämpfen die Lage der Eingeschlossenen wirklich günstiger gestalten? Eines war indessen erreicht worden: die Spanier fanden die Versicherungen ihrer Feinde vom Abbruch der Brücken nur zu sehr bestätigt. Schon dadurch war die unbehinderte Fortbewegung der Maschinen unmöglich geworden, ebenso der Gebrauch der Reiterei. Dem Entschluß, die mantas aufzugeben, folgte der Befehl, mit ihnen sowie mit dem Schutte der zerstörten Häuser die Oeffnungen auszufüllen, welche durch Wegnahme der Brücken entstanden waren. Es läßt sich denken, daß die Azteken ihre Feinde bei dieser Arbeit nicht unbehelligt ließen; Schleuderer und Bogenschützen hinderten den raschen Fortgang derselben. Nach empfindlichen Verlusten war endlich nach zwei Tagen ein Uebergang über nicht weniger als sieben der Gräben, welche die Straße noch Tlacopan durchschnitten, hergestellt. An alle wichtigen Punkte der neugeschaffenen Uebergänge beorderte Cortez starke Abtheilungen, um sich die gewonnene Rückzugslinie zu sichern.

Während eines der blutigen Kämpfe zur Herstellung derselben wurde ihm mitgetheilt, die Mexikaner, durch ihr fortwährendes Mißgeschick entmuthigt, seien zu Unterhandlungen mit ihm erbötig und mehrere ihrer Häuptlinge erwarteten zu diesem Behufe seine Rückkehr nach der Festung. Ueber diese Nachricht hocherfreut, ritt der General, von Alvarado, Sandoval und sechzig Reitern begleitet, augenblicklich zu dem Stelldichein. Die Mexikaner schlugen nun vor, sie durch die beiden gefangen gehaltenen Priester von seinen Bedingungen unterrichten zu lassen. Cortez willigte ein und versah die auserkorenen Vermittler mit den gewünschten Vollmachten. Doch Keiner der Beiden kehrte wieder. Das Ganze war nur ein Kunstgriff gewesen, den geistlichen

Beiständen zur Freiheit zu verhelfen. Besonders war es ihnen darum zu thun, den einen derselben, der ihr Teoteuctli oder Hoherpriester war, zur Hand zu haben für die wahrscheinlich nahe bevorstehende Kaiserkrönung.

Cortez gerieth über diese Täuschung in unbeschreibliche Wuth und unternahm in diesem Zustande einige außerordentlich gewagte Angriffe, die sowol ihn als seine Begleiter in die höchste Gefahr brachten. Mehrere der spanischen Chroniken- und Geschichtsschreiber sprechen alles Ernstes davon, daß die Erhaltung von Cortez und seinem Häuflein nur der Dazwischenkunft ihres Schutzheiligen, des heiligen Jakob, zu danken gewesen sei. Den verklärten Helfer während jenes Kampfes wollen Einige ganz deutlich wahrgenommen haben. Der Heilige auf milchweißem Rosse habe sich mit leuchtendem Schwerte an die Spitze der christlichen Streiter gestellt, während die Mutter Gottes an seiner Seite schwebte und Staub in die Augen der Heiden warf. So viel ist gewiß, daß die Spanier des Beistands ihres Schutzheiligen niemals mehr benöthigt waren.

Der Anbruch der Nacht zerstreute die indianischen Krieger, und ließ die Spanier im Besitze der blutig erstrittenen Dammstraße; aber nicht als glückliche, triumphirende Sieger — nein! langsamen Schrittes und gebrochenen Geistes, mit verstümmelten Waffen, durch Blutverlust, Hunger und Müdigkeit zum Tode erschöpft, erreichten sie ihre Citadelle. Hier traf sie eine neue Unglücksbotschaft, die vom Hinscheiden Montezuma's.

Die Körperkräfte des Monarchen, dessen Dulden unser ganzes Mitgefühl erregt, hatten seit der erlittenen letzten Mißhandlung sichtlich abgenommen, denn nicht nur leiblicher Schmerz, sondern die höchste Seelenpein zernagten seinen Lebensfaden. Er beharrte jedoch in der schon erwähnten Unempfindlichkeit, war taub gegen alle Trostesgründe, sprach kaum ein Wort, weigerte sich, seine Wunden heilen zu lassen, ja die nöthigste Nahrung anzunehmen.

Sein Ende nahte heran. Vor seinem Tode wollten einige ihm besonders ergebene Cavaliere die Seele des Sterbenden vom ewigen Verderben erretten, und baten ihn auf das dringendste, die Taufe anzunehmen. Aber Montezuma blieb der Religion seiner Väter treu, und als Pater Olmedo, mit erhobenem Crucifixe neben seinem Lager knieend, ihn beschwor, das Zeichen der göttlichen Erlösung zu verehren, stieß er den Priester kalt zurück, indem er heftig ausrief: „Ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, und will am wenigsten in dieser feierlichen Stunde meinen Glauben verlassen!“ Doch ein Anliegen schien schwer auf seiner Seele zu lasten — das Schicksal seiner Kinder, vornehmlich das seiner drei Lieblingstöchter. Er bat daher Cortez, sich derselben anzunehmen, und vertraute sie seiner Großmuth an als „die köstlichsten Juwelen, die er hinterlassen könne“. Dann beauftragte er den General, bei dem Kaiser Interesse für sie zu erwecken, damit sie in den Besitz ihres rechtmäßigen Erbes gelangten. „Dein Herr wird meine Bitte erfüllen“, schloß er, „schon wegen der Dienste und der Liebe,

die ich euch erwiesen habe — — und weil ich nur dadurch in diese trostlose Lage gerathen bin. Dennoch zürne ich euch nicht!" Dies waren die letzten wahrhaft christlichen Worte eines heidnischen Fürsten. Kurz nachher hauchte er, am 30. Juni 1520, in den Armen weniger Getreuen seine Seele aus.

„Die Nachricht von seinem Tode", sagt Bernal Diaz, „erfüllte jeden Soldaten mit aufrichtigem Schmerze, denn wir Alle liebten ihn wie einen Vater. Kein Wunder! er war ja so gut!" — Abbé Brasseur behauptet, Montezuma sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern von den Spaniern erdrosselt worden. Was sie damit bezweckt haben sollten, will uns nicht recht einleuchten. Wir glauben an eine solche Abscheulichkeit nicht und halten uns lieber an die Berichte der spanischen Chronisten.

Montezuma war erst 41 Jahre alt, als er starb, und hatte achtzehn Jahre lang das Scepter geführt. Er hinterließ zahlreiche Nachkommen, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, sich zum Christenthum bekehrten, und die Gründer vornehmer spanischer Häuser wurden. Abbé Brasseur will sogar glauben lassen, daß Napoleon's III. Gemahlin von Montezuma abstamme. Er sagt: „In Spanien befindet sich noch eine große Anzahl von Montezuma's Nachkommen: die einen repräsentirt durch die Familie Oca y Montezuma, die andern von Doña Maria und Doña Leonor de Montezuma abstammend, Töchter Montezuma's, die sich an spanische Edelleute verheiratheten. Sie verbanden sich mit den vornehmsten Familien der Halbinsel. Auch in den Adern des alten Hauses Guzmann, von welchem die Kaiserin der Franzosen abstammt, fließt das Blut des unglücklichen Monarchen von Mexiko".

Cortez erwies dem Andenken des verblichenen Kaisers alle Ehre. Seine Leiche wurde in köstliche Gewänder gehüllt, auf eine Bahre gelegt und auf den Schultern seiner Edeln in die Stadt gebracht. Das Volk jedoch war zu sehr von den aufregenden Kriegsscenen der letzten Tage erfüllt, um trauernd eines Herrschers zu gedenken, welcher, obgleich in seiner Jugend ein vielgepriesener Held und wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit sogar ein Mitglied des Kriegerordens Quachictin, doch in der letzten Zeit so geringe Theilnahme an der patriotischen Erhebung seiner Unterthanen kund gegeben hatte. Es darf uns mithin keineswegs Wunder nehmen, daß selbst die Erinnerung an die Grabstätte des Fürsten während der schrecklichen Katastrophe, welche die Hauptstadt später ereilte, im Herzen der Mexikaner erlosch. Wurde seine Asche unter die Schatten der Cypressen von Chapoltepek oder Copalco oder an einem andern Begräbnißplatze zur Ruhe gebracht, — wir wollen glauben, daß diese Feierlichkeit ohne unwürdige Schmähungen von Seiten des mexikanischen Pöbels vor sich gegangen.

Montezuma's Tod war ein Unglück für die Spanier. Mit ihm war das letzte Glied der Kette gerissen, die sie bis dahin noch mit den Bewohnern Tenochtitlan's in Verbindung gehalten.



Kampf und Rückzug über den Damm.

Zweites Kapitel.

Abzug der Spanier aus Mexiko in der „Nacht der Trübsal".

Zusammenberufung des Kriegsrathes. Die Spanier räumen die Hauptstadt. — Die „Nacht der Trübsal". Schreckliches Blutbad. Halt während der Nacht. Größe der Verluste. Steigende Noth der Armee. — Bei den Pyramiden von Teotihuacan. Große, lang unentschiedene Schlacht von Otumba.

(1520.)

Ueber die Nothwendigkeit, die Stadt zu räumen, waren Alle einig. Es fragte sich nur noch, wann und wie der Abzug stattfinden solle. Der spanische Befehlshaber ließ daher seine Offiziere zu einem Rathe versammeln, um die Sache mit ihnen zu überlegen. Er selbst machte den Vorschlag, nach Tlascala zurückzukehren und in jener Hauptstadt auf weitere Maßregeln zu sinnen. Nach einigem Hin- und Herreden entschied man sich, auf dem großen Damme von Tlacopan, von dem man annahm, daß er am wenigsten scharf bewacht werde, den Rückzug vor sich gehen zu lassen.

Jedoch über die Zeit des Abmarsches konnte man nicht so rasch einig werden.

Einige wollten während der Tageszeit die Stadt verlassen, Andere hielten die Nacht für günstiger. Mit Schnelligkeit und Vorsicht, meinten sie, werde es gelingen, die Rückzugsstraße zu erreichen, bevor noch ihre Feinde den Abzug gemerkt und ständen sie nur erst wieder auf dem Festlande, so dürften sie sich für geborgen ansehen. Letztere Meinung trug auch endlich den Sieg davon, besonders als sie durch einen Kriegsmann, Namens Botello, einen Astrologen, unterstützt ward. Dieser verkündete, daß ihnen die Stunden der Dunkelheit Glück bringen, ihn selbst aber in's Verderben stürzen werden. Die Folge zeigte, daß Botello sein eigenes Horoskop besser zu stellen verstand, als das seiner Waffenbrüder.

Des Generals erste Sorge galt der sicheren Fortschaffung des Schatzes. Er übergab den Kronantheil den vornehmsten Beamten des Königs und überließ es den Soldaten, so viel von den Reichthümern an sich zu nehmen, als sie nur tragen konnten. Dennoch blieb eine Menge dieses Metalls wegen mangelnder Tragkräfte zurück. Cortez kränkte sich darüber nicht, vielmehr rieth er seinen Kriegern, sich so leicht als möglich zu bepacken. „Wer am leichtesten reist," sagte er, „reist in der dunkeln Nacht am sichersten."

Hierauf stellte er die Marschordnung fest. Den aus zweihundert spanischen Fußgängern bestehenden Vortrab übergab er dem Oberbefehl des zuverlässigen Gonzalo de Sandoval. Der Nachtrab, welcher aus den streitbarsten Kräften der Infanterie bestand, wurde Pedro de Alvarado und Velasquez de Leon anvertraut. Der General selbst übernahm die Führung des Centrum, bestehend aus hundert der bewährtesten Krieger, darunter seine Freunde Olid, Avila, Morla und andere auserlesene Ritter. Hier befand sich auch das Gepäck, einige der schwersten Geschütze (deren größere Anzahl der Nachhut zuertheilt worden war), sowie außer den Töchtern und einem Sohne Montezuma's, Cacama, der entthronte König von Tezcuco, und eine Anzahl vornehmer Merikaner, deren Gefangenhaltung Cortez nothwendig dünkte, weil er diese Geiseln zum Zwecke späterer Wiederanknüpfung von Unterhandlungen für wichtig erachtete. Die Tlascalteken wurden ziemlich gleichmäßig unter die drei Divisionen vertheilt.

Ueber eine tragbare oder sogenannte fliegende Brücke, welche Cortez hatte bauen lassen, gedachte man das Ueberschreiten der drei offenen Gräben, welche den Damm durchschnitten, zu bewerkstelligen. Sie sollte, nachdem eine der Oeffnungen überschritten, von dieser zur nächstfolgenden transportirt werden. Diese Brücke wurde einem Offizier, Namens Magarino, nebst vierzig Soldaten anvertraut, die Alle geloben mußten, den Uebergang auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Um Mitternacht waren die Truppen zum Abmarsch bereit. Pater Olmedo las die Messe und flehte den Allmächtigen um Schutz bei den bevorstehenden Gefahren an. Dann wurden die Thore geöffnet und am 1. Juli 1520 verließen die Spanier die Mauern ihrer befestigten Quartiere, den Schauplatz so vieler Leiden, aber auch eines unbezwingbaren Muthes.

Der Himmel war bewölkt und ein feiner Regen rieselte zur Erde nieder. So geräuschlos wie nur möglich schlich sich die Armee durch die langen Straßen, in welchen wenige Stunden zuvor noch das Schlachtgeschrei Tausender widerhallte. Jetzt war Alles still und nur hie und da erinnerte ein einzelner Leichnam oder ein dunkler Haufen Erschlagener an den Greuel der vergangenen Tage. Endlich zeigte sich ein heller Fleck — es war die Spitze der Dammstraße. Schon wollten die Spanier sich Glück wünschen, der Hauptgefahr entronnen zu sein und ein Gefühl unnennbarer Freude erfüllte sie bereits .... aber zu früh frohlockten sie! Nicht alle Mexikaner schliefen.

Als man dem Dammweg ziemlich nahe gekommen und eben die fliegende Brücke über den einen der Kanäle schlagen wollte, wurden die Heranziehenden von einigen mexikanischen Schildwachen bemerkt, welche Lärm schlugen. Dieser drang bis zu den Ohren der auf der Spitze der Teocallis Wache haltenden Priester. Sofort griffen diese zu ihren Lärmtrompeten, während im zerstörten Tempel des Kriegsgottes der großen Trommel, der sogenannten „Höllenpauke", jene weithin schallenden feierlichen Töne entlockt wurden, die man nur in Zeiten höchster Noth vernahm. Jetzt sahen die Spanier, daß für sie kein Augenblick mehr zu verlieren sei. Sie suchten so schnell wie möglich über ihre künstliche Brücke zu kommen; aber ehe ihnen dies gelang, hörten sie bereits hinter und um sich die Verfolger. Der Lärm ward immer lauter und bald konnten sie die Nähe des Feindes nicht nur hören, sondern auch fühlen; denn ein Stein nach dem andern flog unter die vorwärts drängenden Truppen. In wenigen Minuten wimmelte es auf der Straße und den Kanälen von Verfolgern, welche die Flüchtigen von allen Seiten anfielen.

Cortez und seine Gefährten setzten sich nur da zur Wehr, wo es die Pflicht der Selbsterhaltung erforderte, denn vor Allem kam es darauf an, sich dem Bereiche des Feindes zu entziehen. Wenn mehrere tausend Menschen nur in Reihen von höchstens 20 Mann marschiren, so können sie freilich nur sehr langsam vorwärts kommen; schon hatte die Vorhut den zweiten Kanaldurchschnitt erreicht, während die letzten Spanier noch vor dem ersten Damme standen. Jetzt mußte Halt gemacht werden. Man konnte nicht weiter, ehe durch die fliegende Brücke ein neuer Uebergang hergestellt worden war. Aber, o Jammer! die Endpunkte des schweren Gerüstes steckten so fest in dem Erdboden, daß Magarino und seine Soldaten umsonst ihre Kräfte anstrengten, die Brücke dem Boden zu entreißen. Unverdrossen setzten sie indessen unter dem heftigsten Steinregen ihre Bemühungen fort. Als aber ein Mann nach dem andern todt nieder stürzte, als zuletzt Alle verwundet waren — da blieb nichts übrig, als das aussichtslose Bemühen aufzugeben und Cortez von dem schlimmen Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen.

Die unerwartete Schreckensnachricht verbreitete sich gleich einem Lauffeuer von Mann zu Mann und ein Schrei der Verzweiflung, der für den Augenblick jedes andere Geräusch erstickte, scholl aus Aller Brust.

Die Mittel zum Rückzug waren ihnen nun abgeschnitten, kaum daß eine Hoffnung blieb. Ordnung und Subordination hörten auf, Jeder dachte nur an sein eigenes Leben. Während die Nachmänner die Vorderen drängten und vorwärts stießen, warfen die Stärkeren die Schwächeren oder die Verwundeten über den Haufen, unbekümmert ob Freund ob Feind. Sandoval, Ordaz und andere Hauptleute sprangen in's Wasser; Einigen gelang es, das entgegengesetzte Ufer durch Schwimmen zu erreichen; Anderen mißglückte dieses und noch Andere stürzten beim Erklettern des Gestades kopfüber mit ihren Rossen in die Tiefe. In diesem grenzenlosen Wirrwar verließ das Fußvolk seine Reihen und vermehrte durch seine Ungeduld noch das wilde Durcheinander, während mancher Verunglückte von den Azteken aufgefischt, gerettet und in ihre Kähne gezogen wurde, — doch nur um für einen noch schrecklicheren Tod aufbewahrt zu werden.

Dazwischen herein wogten die Schrecken des Kampfes und zwar eines ebenso erbitterten, wie blutigen. Grauenerregendes Rachegeschrei vermischte sich mit dem Todesröcheln der Verwundeten, Anrufungen der Heiligen mit klagenden Weiberstimmen; denn auch Frauen, Eingeborene wie Spanierinnen, befanden sich beim Troß der Spanier. Diese Weiber waren ihren Männern von Cuba aus gefolgt, und um so weniger von Narvaez zurückgewiesen worden, als es ja galt, Kolonien in dem zu gewinnenden Lande zu gründen. Wir erinnern uns auch, daß infolge von Velasquez' Bemühungen des Guten zu viel geschehen und halb Cuba nach dem neuen Dorado übergesetzt war. Besonders eine jener Frauen, Maria de Estrada, zeichnete sich durch ihren Muth aus; sie kämpfte, mit Schwert und Schild bewaffnet, gleich dem ältesten Krieger.

Die Lücken waren unterdeß mit den Trümmern des Gepäcks, mit schweren Kanonen, Pulverkarren, Ballen werthvoller Stoffe, Kisten mit Goldwaaren und anderen Kostbarkeiten, Haufen todter Menschen und Pferde nach und nach ausgefüllt worden, über welche hinweg die arg mitgenommene Nachhut nach der anderen Seite des Dammes hinüberzukommen suchte. Ihr eilte Cortez mit einigen Rittern zu Hülfe, als er von der immer wachsenden Noth jener nur langsam vorwärts schreitenden letzten Heeresabtheilung Kenntniß erlangte und er führte selbst den schwachen Ueberrest derselben auf dem unseligen Wege weiter, so gut es eben gehen wollte.

Das erste Grauen der Morgendämmerung gestattete, eine Verwirrung zu überblicken, die nicht zu beschreiben ist. Die dunkeln Massen der braunen Kämpfer waren in der Hitze des Gefechtes so ineinander gerathen, daß sich kaum Freund vom Feind unterscheiden ließ. Unter dem Gewoge der Angreifer und Vertheidiger erbebte der Boden. Ein Blick auf den See ließ zahllose Nachen mit Bewaffneten erkennen, während auf den Straßen tausend und abertausend Speere im Zwielichte funkelten.

Alvarado, einer der Letzten der Nachhut, vertheidigte sich mit einer Handvoll Soldaten auf's tapferste gegen einen auf ihn eindringenden Feindesschwarm. Sein Roß, das ihn durch so manches heiße Gefecht getragen,

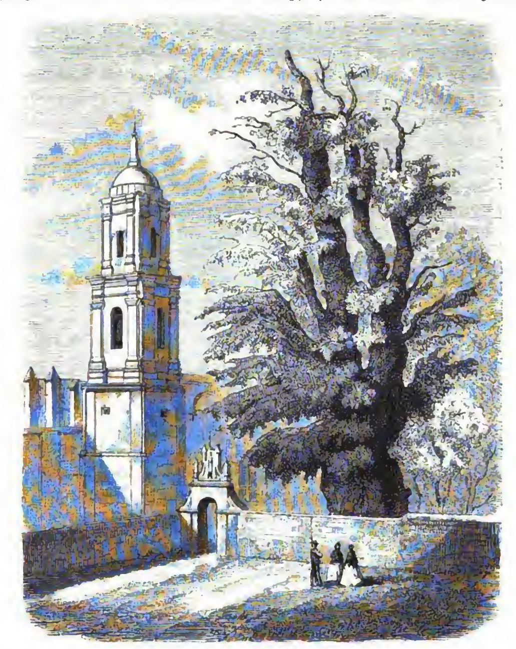
war unter ihm zusammengestürzt und er selbst blutete aus mehreren Wunden. Jetzt stand er vor der letzten Lücke, welche durch Trümmer und Leichname noch nicht ausgefüllt worden war. Unschlüssig, was er thun sollte, verharrte er einen Augenblick am Rande. Es verblieben ihm nur wenige Secunden zur Rettung; aber die Verzweiflung verlieh ihm eine ganz übernatürliche Energie. Man erzählt, er habe seine lange Lanze fest auf den Boden gestemmt und vermittelst eines kühnen Schwunges den jenseitigen Dammweg erreicht. Azteken und Tlascalteken nahmen diesen Luftsprung mit stummer Verwunderung wahr; dann riefen sie: „Seht nur! Er ist wirklich Tonatiuh — das Kind der Sonne.“ Die Breite der Kanalstraße ist nicht angegeben; aber sie muß ansehnlich genug gewesen sein, denn Bernal Diaz behauptet, der Sprung werde von keinem Menschen jemals nachgemacht werden können. Bis zum heutigen Tage ist diese denkwürdige Stelle jedem Einwohner der Hauptstadt wohl bekannt und der ihr beigelegte Name: „Salto de Alvarado“ (Alvarado's Sprung) erinnert gegenwärtig noch an jenes außerordentliche, aber keineswegs unvergleichliche Wagniß.

Wenn die spanischen Geschichtsschreiber in dem Kraftstücke ihres Landsmannes allein einen Beweggrund gefunden hätten, ihren „sprunghaften“ Helden mit den Heroen und Halbgöttern des Alterthums in Verbindung zu bringen, so sollte uns dies ganz recht sein. Weit entfernt, den Ruhm des spanischen Ritters schmälern zu wollen, könnten wir dann mit weit größerer Genugthuung des Wagnisses unseres thüringer Landgrafen Ludwig gedenken, dessen nicht minder denkwürdiger Luftsprung ihm verdientermaßen den Beinamen „Der Springer“ eingebracht hat. Wir glauben, es hat zu keiner Zeit an ganz gehörigen Luftspringern gefehlt.

Wir unterbrachen absichtlich die Schilderung der entsetzlichen Scenen des Rückzugs und kehren nun zu unsern bedrängten spanischen Kämpfern zurück.

Die Darstellung des Grausenerregenden hat ihre Grenzen. Deswegen genüge es, wenn wir unsern Lesern sagen, daß erst einige Stunden nach den geschilderten Auftritten die Flüchtlinge dahin gelangten, sich in Popotla, einem Dorfe unweit der Hauptstadt, zu sammeln und etwas zur Ruhe zu kommen. Hier stieg der spanische Befehlshaber von seinem abgerittenen Hengste, ließ sich auf den Stufen eines Indianertempels nieder und blickte traurig auf die an ihm vorbeiziehenden gelichteten Reihen seiner niedergeschlagenen Landsleute. Welch' ein Schauspiel bot sich ihm dar! Die Kavalleristen waren ohne Pferde und unter das Fußvolk gemischt; Alle schleppten ihre todmüden Glieder mühsam dahin, von ihren zerfetzten Kleidern und Rüstungen tropfte das Salzwasser und der Anblick gar mancher klaffenden Wunde zerriß das Herz des Generals. Die sonst so glänzenden Waffen seiner unglücklichen Gefährten waren heute beschmutzt und beschädigt; ihre stolzen Helmbüsche und Fahnen verschwunden, das reiche Gepäck verloren. Als Cortez die Reihen seiner Tapferen überflog, suchte er vergeblich nach

vielen bekannten, ihm liebgewordenen Gesichtern. Ach! wie mancher treu befundene Waffengefährte fehlte unter den Vorbeiziehenden. Obgleich gewohnt, seine Aufregung zu bemeistern, oder doch wenigstens zu verbergen, war dieser Anblick doch mehr, als sein Herz ertragen konnte. Der Feldherr bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und die Thränen, welche ihm durch die Finger rieselten, bekundeten die Angst seiner Seele nur allzudeutlich.



Die Cypresse der „Nacht der Trübsal“.

Den Ort, wo Cortez die bangste Stunde seines Lebens zugebracht, bezeichnet heute noch eine Cypresse, bekannt als die der „noche triste“.

Einigen Trost gewährte ihm, daß diejenigen seiner Hauptleute, welche sein Vertrauen in hohem Grade genossen, daß Alvarado, Sandoval, Olid, Ordaz, Avila noch unter den Lebenden weilten. Zu seiner unbeschreiblichen Freude erfuhr er auch, daß Marina, die seinem Herzen so

theure und der ganzen Armee so unentbehrliche Dolmetscherin, sicher und wohlerhalten dem Gewirre entronnen sei. Aguilar war ebenfalls glücklich davongekommen, ebenso der Schiffbauer Martin Lopez.

Unterdessen hatte die vorderste Colonne der Truppen die nächstgelegene Stadt Tlacopan (Tacuba) erreicht. Hier machten sie in der Hauptstraße Halt, um sich von Neuem zu ordnen; Cortez aber, der rasch wieder zu Pferde gestiegen und ihnen nachgeritten war, erkannte sofort die Gefahr, welche darin lag, wenn sie länger in diesem Zustand der Zerrüttung in einem bevölkerten Orte hätten verweilen wollen. Er trieb deshalb die Soldaten zur Eile an, führte sie alsbald vor die Mauern der Stadt und weiter auf die Landstraße, auf der sie sich in leidlicher Ordnung fortbewegten, vorüber am Fuße des Hügels von Otoncalpolco, der zu ihrer Linken sich erhob. Die Spitze dieser Anhöhe war mit einem Teocalli gekrönt. Dieser Tempel schien dem Generale eine passende einstweilige Zufluchtsstätte für die abgematteten Truppen. Die wenigen bewaffneten Eingeborenen, die das „Gotteshaus" bewachten, überließen es den Spaniern nach kurzem, nicht ernstlich gemeinten Widerstande. Hier quartierten sich die todmüden Flüchtigen ein, verbanden sich gegenseitig die Wunden und genossen dann, auf dem harten Boden ausgestreckt, die Wohlthat eines erquickenden Schlafes, welche die Natur ihrem ärmsten Kinde nicht versagt.

Nur das Auge eines Einzigen schloß sich nicht. Wie wirr mußte das Spiel seiner Gedanken sein, wie groß die Pein, welche den Geist des spanischen Feldherrn beim Anblicke des zusammengeschmolzenen Häufleins seiner Getreuen erfüllte! Dies war also der Ueberrest jener stolzen Armee, an deren Spitze der Held noch vor wenigen Wochen in Mexiko eingezogen war! Verflogen waren jetzt seine stolzen Träume von Sieg und Eroberung, — war er jetzt mehr, als ein unglücklicher Abenteurer, ein Wahnsinniger fast, wenn er an seine hochfliegenden früheren Pläne dachte? Wohin er sich auch wandte — überall waren seine Aussichten düster und umwölkt. Welches Empfangs durfte er, nun der Zauber seiner Unbesieglichkeit zerronnen, in Tlascala gewärtig sein, im Lande seiner alten Feinde, über das er, zuerst als Sieger, sodann als Freund so großes Unglück gebracht hatte? Aber ohne Zweifel verwarf sein heldenmüthiger Geist auch in dieser trüben Stunde nicht völlig jene Entwürfe, die zu erreichen er so nahe gestanden und welche er später so unerschrocken und beharrlich ausführte. —

Der von den Spaniern erlittene Verlust wird sehr verschieden angegeben. Wenn wir Cortez' eigenem Berichte Glauben schenken, übertraf er nicht 150 Spanier und 2000 Indianer, während Thoan Cano, einer der bei der Schlacht gegenwärtigen Ritter, die Erschlagenen auf über 1000 Spanier und 8000 Verbündete schätzt. Aber diese Zahl ist größer, als sich der Bestand der ganzen Armee des Cortez jemals belaufen hat. Wir kommen der Wahrheit wol am nächsten, wenn wir uns an die Aussage des Gomara

halten, der von 450 getödteten Christen und 4000 erschlagenen Tlascalteken spricht. Der größte Theil des Schatzes, das Gepäck, die Papiere des Generals — Alles war von den Fluten des Sees verschlungen worden. Die Kriegsvorräthe, der werthvolle kleine Artilleriepark, mit dem Cortez in die Hauptstadt eingezogen war und womit er dieselbe in Unterwürfigkeit erhalten: Alles, Alles war verloren. Kaum war eine Muskete übrig geblieben, denn die Soldaten hatten ihre Waffen weggeworfen, um ihre Flucht mehr beschleunigen zu können. Nur ihre Schwerter und einige beschädigte Armbruste hatten sie gerettet. Die Kavallerie beklagte die stärksten Verluste, denn 46 Reiter wurden vermißt, so daß von dieser Waffengattung nur noch 23 Mann übrig blieben und diese befanden sich in ganz kläglichem Zustande.

Die vornehmen Kriegsgefangenen waren durch die Hand ihrer eigenen Landsleute umgekommen. Auch einige angesehene spanische Offiziere hatten den Tod erlitten, unter Anderen Francisco de Morla, der an der Seite des Cortez fiel, sowie Juan Velasquez de Leon, der empfindlichste Verlust während dieses Rückzuges. Als Verwandter des Gouverneurs von Cuba, war er anfänglich kein Anhänger des Cortez, aber die erlangte Ueberzeugung, daß es keinen Würdigeren als ihn gäbe, das unternommene große Werk durchzuführen, machte ihn zu einem entschiedenen Anhänger des Generals, der großes Vertrauen in seine Fähigkeiten setzte. Sicher gab es keinen Tapferen in der Armee, dessen Tod der Feldherr schmerzlicher betrauert hätte.

Die Nacht, in welcher sich alle diese Unglücksfälle ereigneten, wird in den spanischen Annalen „noche triste“, „die Nacht der Trübsal“, genannt!

Schlacht von Otumba.

Die Bewohner von Tenochtitlan verhielten sich am Tage nach dem Rückzuge der Spanier ruhig, da sie genug mit dem Wegräumen der Todten von den Straßen und Dämmen zu thun hatten. Vielleicht haben sie auch ein Fest zu Ehren ihrer gefallenen Krieger gefeiert und dabei die in ihre Hände gerathenen Feinde ihren Göttern zum Opfer gebracht — genug, es ließ sich außerhalb der Mauern Tenochtitlan's weit und breit kein Mexikaner blicken. Den Flüchtigen war diese kurze Ruhezeit höchst willkommen; indessen Cortez, welcher einsah, wie wichtig es sei, bald völlig aus dem Bereiche seiner wachsamen Verfolger zu gelangen, befahl seinen Truppen, ihren Weitermarsch schon um Mitternacht anzutreten. Man ließ ein mächtiges Feuer auflodern, um den Feind besser zu täuschen, gleich nachher verließ die kleine Armee ohne Trompetenklang, jedoch mit wiedergewonnenem Muthe die Pforten des Teocalli, der ihnen so willkommenen Schutz geboten hatte. Die Stelle, wo er stand, ist jetzt einer christlichen Kirche geweiht.

Die Kranken und Verwundeten wurden auf Bahren oder auf den Rücken von Lastträgern weitergeschafft. Sie befanden sich in der Mitte der

Truppen, während die kräftigsten Soldaten den Vor- und Nachtrab bildeten, sowie die Flanken beschützten.

Das flüchtige Heer setzte unter dem Schutze der Dunkelheit seinen Weg ungestört fort; als jedoch der Morgen anbrach, wurden bereits bewaffnete Eingeborene auf den entfernten Höhen sichtbar. Es waren nicht Bewohner der Stadt, sondern Landleute aus der Umgegend, wohin die Nachricht von der Flucht der Spanier schon gedrungen war. Der Zauber, welcher bisher die Weißen umgeben hatte, war von ihnen gewichen; die gefürchteten „Teules" oder Götter, wie die Mexikaner in den ersten Zeiten die Weißen nannten, waren nicht länger unüberwindlich.

Die Spanier schlugen unter ihren tlascaltekischen Führern einen Umweg ein, indem sie sich, in angemessener Entfernung von der Hauptstadt, etwas mehr nordwärts hielten. Sie zogen durch Quauhtitlan und um den See von Tzompanco (Zumpango) und kamen infolge dieses Umweges allerdings nur langsam vorwärts. Bald mehrten sich auf den Höhen, an denen sie vorüber schritten, die Schwärme feindlich gesinnter Eingeborener, welche Steine und Wurfgeschosse auf sie herabschleuderten, ja bisweilen selbst über den Nachtrab herfielen. Stets genügte indessen ein Angriff der Berittenen, um die Zudringlichen wieder in ihre Berge zu verscheuchen. Auch während der Nacht kamen die Spanier wenig zur Ruhe; sie fanden zwar das nöthige Obdach in kleineren Städtchen oder Marktflecken, aber die Bewohner hatten vorher alle Nahrungsmittel weggeschafft. Kein Wunder, wenn der Mangel binnen wenigen Tagen sich bis zur Hungersnoth steigerte. Zuletzt bestand ihr Lebensunterhalt nur noch aus wilden Kirschen, welche in den Wäldern und an der Landstraße wuchsen; wenn sie einige nahrhafte Fruchtschoten oder Kornähren fanden, waren sie überglücklich. Freilich entdeckten sie häufig nichts als leere Halme und mit ihnen waren sie nicht im Stande, den nagenden Hunger zu stillen. Ereignete es sich einmal, daß ein Pferd fiel, so lieferte dieses ein außergewöhnlich üppiges Gastmahl; Cortez selbst erzählt, daß er einst an einem solchen Mahle Theil genommen und mit seinen unglücklichen Gefährten das Thier bis auf Fell und Knochen verzehrt habe.

Einige der armen Soldaten sanken aus Hunger und Erschöpfung auf der Landstraße um. Gar mancher brave Mann mußte zurückbleiben und fiel dann in die Hände unbarmherziger Feinde, welche die Armee gleich einer Schar blutdürstiger Geier umschwärmten. Bei solch' unaufhörlichen Trübsalen hörten die Soldaten auf, Werth auf Dinge zu legen, für die sie einst gern ihr Leben gewagt hätten. Mehr als Einer, der seinen goldenen Schatz entschlossen durch die Gefahren der „Noche triste" geschleppt hatte, ließ ihn jetzt wie eine unerträgliche Bürde fallen und der verwunderte indianische Landmann hob mit Entzücken die glänzenden Ueberreste der reichen Beute aus der Hauptstadt auf.

Während dieser Unglückszeit entfaltete Held Cortez die ganze Heiter-

keit seines starken Charakters. Er war stets auf dem gefahrvollsten Posten, lebte nicht besser als der ärmste seiner Gefährten und suchte durch aufmunternde Worte die Verzagten zu trösten, indem er zuversichtlich aussprach, daß bei ihrer baldigen Ankunft im gastfreien „Brodlande" (Tlascala) ihre Leiden ein Ende erreichen werden. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich; denn der Gleichmuth seiner Seele erhob mehr noch die Herzen der Seinen, als die Zusprache der Priester, so daß ein alter Chronist sagt, „es gebe kein Volk auf der Welt, das den Hunger so ertragen könne, wie die Spanier und kein einziges, das je härter geprüft worden sei, als die Soldaten des Cortez."

Gleiche Geistesstärke zeigten die Tlascalteken, die in einer rauhen Schule aufgewachsen waren. Obgleich sie sich in ihrem nagenden Hunger manchmal auf die Erde warfen und ihre Götter anflehten, sie nicht zu verlassen, thaten sie unverdrossen ihre Pflicht als Krieger, und weit entfernt, Kälte oder Abneigung gegen die Spanier, als gegen die Ursache ihrer Trübsal, zu zeigen, schien das Band eines gemeinsamen Leidens sie nur um so fester mit ihnen zu verknüpfen.

Am siebenten Morgen nach der verhängnißvollen Nacht hatte die Armee den Bergwall, der auf die Ebenen von Otompan herabblickt, erreicht. Von hier aus ist die Hauptstadt kaum neun Meilen weit entfernt; aber die Spanier kamen so langsam vorwärts und schlugen so viele Umwege ein, daß sie erst nach dem Verlaufe einer Woche, am 7. Juli, die Höhen und Pässe erstiegen, welche nach dem Staat Tlascala führen. Schon während des vorhergehenden Tages hatten sie überall Feinde bemerkt, welche ihre Waffen schwangen und in unheilverkündendem Tone riefen: „Eilt! Bald werdet Ihr eine Stelle erreichen, wo Euch die Flucht unmöglich ist!" — geheimnißvolle Worte, deren Sinn der folgende Tag in trauriger Weise klar machen sollte!

Vor ihnen lagen die altersgrauen Pyramiden von Teotihuacan, die „Wohnungen der Götter", welche nächst dem Tempel von Cholula wol die ältesten Bauten auf mexikanischem Boden sind, denn sie waren schon lange vorhanden, als die Azteken das Land betraten. Die zwei Hauptpyramiden waren Tonatiuh, der Sonne, und Metzli, dem Monde, geweiht. Die erstere, die größere, nimmt einen Flächeninhalt von 682 Fuß ein, und erhob sich in vier Terassen 180 Fuß hoch. Sie war also nicht viel kleiner, als die ägyptischen Monumente dieser Art. Nach der Tradition sind diese Spitzsäulen im Innern hohl gewesen, aber bis jetzt war es unmöglich, in die der Sonne geweihte einzudringen, während man allerdings in der kleineren (auf der südlichen Seite) einen Gang gefunden hat, welcher nach zwei Brunnen oder Wasserbehältern führt. Zu welchem Zwecke diese Pyramiden dienten, wird uns durch Nichts angedeutet, — wahrscheinlich um die Asche eines mächtigen

Fürsten aufzubewahren, ähnlich den Grabkammern im Lande Kemi. Wir gehen kaum irre, wenn wir annehmen, diese Denkmäler seien gleichzeitig Tempel und Todtenstätten gewesen.

Die Hand der Zeit hat diese interessanten Bauwerke hart genug berührt und die Vegetation der Wendekreise durch ihren grünen Mantel, womit sie das Verderben, das sie anrichtet, umhüllt, dazu beigetragen, daß man heute glaubt, natürliche Hügel vor sich zu haben, welche Menschenhände in regelmäßige Form gebracht.

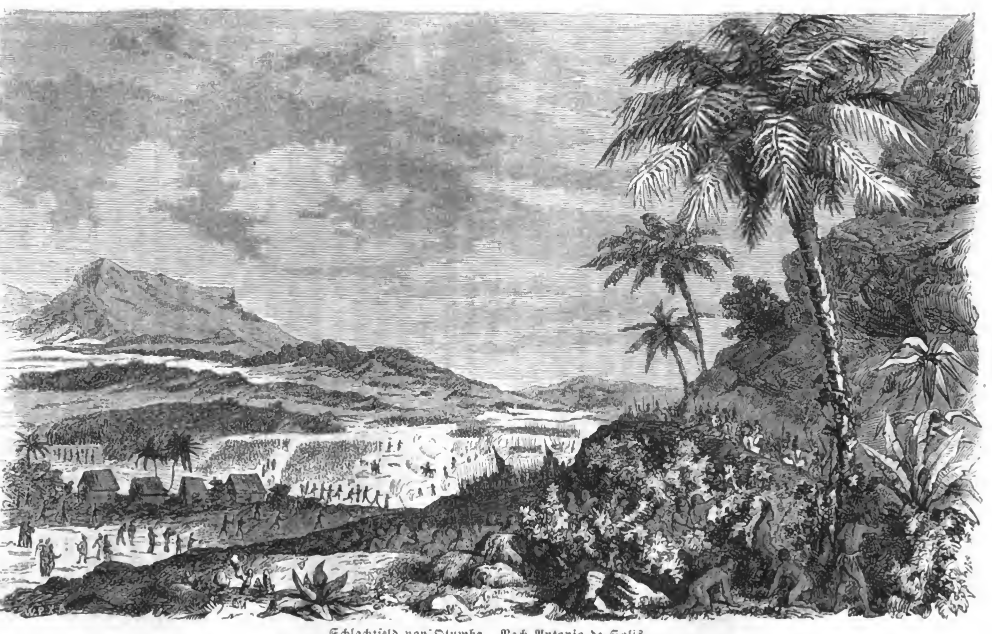
Der Gipfel der Sonnenpyramide war mit einem Tempel gekrönt, in welchem sich eine kolossale Statue Tonatiuh's, aus einem einzigen großen Steinblock bestehend und mit dem Gesichte nach Osten gewendet, befand. Die Brust des Götzenbildes war mit einer polirten Goldplatte geschmückt, auf welche die ersten Strahlen der Morgensonne fielen. Diese Statue stand noch zur Zeit der spanischen Eroberung und wurde erst durch den unermüdlichen Glaubenseifer des Bischofs Zumarraga zerstört, dessen fanatische Hand größere Verheerungen unter den aztekischen Monumenten angerichtet hat, als selbst die unerbittliche Zeit.

Um die Hauptpyramiden standen ebenmäßig eine Anzahl kleinerer, welche selten die Höhe von 30 Fuß überschritten. Sie waren nach der Sage den Sternen geweiht, und dienten den großen Männern des Volks, welches vor tausend Jahren diese Denkmäler errichtet hatte, als Grabstätten. Die Ebene, worauf sie sich befanden, wurde Micoatl oder „der Pfad des Todes" genannt.

Welche Gedanken müssen auf den Wanderer einstürmen, der jetzt diese Denkmäler der Vergangenheit betrachtet! Wer waren ihre Gründer? Man nimmt an, die Olmeken, deren Geschichte sich allerdings im Nebelreiche der Sage verliert. Oder waren es doch die friedlichen, betriebsamen Tolteken? Und was ist aus diesen Stämmen geworden? Haben sie sich mit den stolzen Azteken, ihren Nachfolgern, vermischt, oder sind sie weiter nach Süden gezogen, wo sie ein weiteres Feld für ihre Rührigkeit fanden?

Solche Betrachtungen erweckte der großartige Anblick jedoch nicht im Geiste der Eroberer des Landes, die zu sehr von den Leiden der Gegenwart niedergedrückt waren, um lange bei der Vergangenheit zu weilen.

Als die Armee die Berge erstieg, welche das Thal von Otompan oder Otumba, wie die Spanier es genannt, einschließen, kamen ihr die Reiter des Vortrabs und der Flankentruppen mit der Nachricht entgegen, daß sich ein ansehnliches Heer auf der anderen Seite der Anhöhe gelagert habe, augenscheinlich auf die Ankunft der Spanier harrend. Diese Kundschaft bestätigte sich, als die Spitze der Sierra erklommen war, und man Tausende und aber Tausende feindlicher Krieger im Thale auf- und niederwogen sah. So weit man die Gegend nur überschauen konnte, bedeckten die weißen Baumwollkleider der Indianer die weiten Flächen.



Schlachtfeld von Otumba. Nach Antonio de Solis.

Das Heer bestand aus der ausgehobenen Mannschaft der umliegenden Landschaften, besonders aus Tezcucanern, und hatte sich auf Anordnung des Cuitlahua, Montezuma's Nachfolger, hier versammelt, um den Spaniern den Weitermarsch zu wehren. Ueberall stieß das Auge auf glänzendes Rüstzeug, blinkende Speere und Schilde, wehende Fahnen und prächtigen Federschmuck, auf phantastisch aufgeputzte Helme, kurz den kriegerischen Prunk indianischer Häuptlinge, mit ihren Mannen und Lehnsleuten in ihren groben baumwollenen Rüstungen — Alles in buntem Durcheinander, hin- und herwogend wie die Wellen des stürmischen Ozeans. Es war ein Anblick, der die muthigsten Herzen mit banger Furcht erfüllen konnte, und die erschöpften, ausgehungerten Spanier erschraken um so mehr, da sie sich bereits der Hoffnung hingegeben hatten, recht bald schon das Ziel ihrer mühevollen Wanderschaft zu erreichen. Selbst der unerschütterliche Cortez glaubte seine letzte Stunde gekommen.

Aber sein ehernes Herz verzagte nicht. Er sammelte alle seine Kraft. Zu langer Ueberlegung war keine Zeit — Flucht unmöglich; er konnte nicht nach der Hauptstadt zurück, aus der er schmachvoll vertrieben war, er mußte die feindliche Heeresmacht durchbrechen, es hieß also die Parole: vorwärts! vorwärts!!

Rasch traf er die Vorbereitungen zum Kampf auf Leben und Tod. Er empfahl seinen Soldaten besonders auf die feindlichen Anführer loszugehen, weil erst, wenn mehrere derselben gefallen und der Mangel an Kriegszucht Verwirrung in den Reihen dieser Wilden hervorgerufen — zumal sie nur gewohnt waren, auf den Befehl desjenigen zu achten, dessen Lehnsleute sie waren — dann vielleicht noch endlich der Sieg möglich schien.

Hierauf richtete er einige kräftige Worte der Ermuthigung an seine Truppen. Er erinnerte sie an die Siege, welche sie unter ähnlichen mißlichen Umständen schon errungen, und wiederholte ihnen, wie hoch Kriegskunst und Disciplin über der bloßen Ueberlegenheit durch die Anzahl der Krieger stehe. Endlich sprach er mit Zuversicht die Hoffnung aus: der Allmächtige, der sie bis dahin geführt, sei auf ihrer Seite, und er habe sie sicherlich nicht aus so vielen Drangsalen errettet, um sie hier elendiglich unter den Händen der Ungläubigen umkommen zu lassen. — Aber die gefahrvolle Lage selbst sprach noch viel beredter zu den Herzen der Soldaten, als die höchste Begeisterung es nur vermocht hätte. Die Größe der Gefahr erfüllte sie Alle mit dem Muthe der Verzweiflung, welche den Schwachen stark und den Feigling zu einem Helden macht.

Nachdem sie sich inbrünstig dem Schutze Gottes, der heiligen Jungfrau und St. Jacob's von Compostella befohlen, führte der General seine Scharen in breiten Reihen gerade auf den Feind los.

Es war ein von den Zeugen dieses Schlachttages nie vergessener Augenblick, als das kleine Heer der Spanier auf die Ebene niederstieg und

festen Schrittes auf die Eingeborenen losstürzte. Ein blutig-heißer Zusammenstoß erfolgte, wobei Mann gegen Mann kämpfte. Die Tlascalaner schienen in der Nähe ihres Heimatlandes von doppeltem Muthe beseelt, und den Christen verlieh der Gedanke an das schreckliche Loos, das der Gefangenen harrte, immer wieder neue Begeisterung. Die dichten Reihen der Indianer zu durchbrechen hielt allerdings schwer, wo sie aber einmal in Verwirrung gebracht waren, da wurde dieselbe in Folge des Nachdrängens der hinteren Reihen immer verderblicher für die schwer beweglichen wilden Massen. Dann mähete das Schwert der Spanier nieder, was es erreichen konnte; bald gab es keine Lanze in der Armee mehr, die nicht vom Blute der Heiden rauchte. Besonders zeichnete sich Gonzalo de Sandoval durch Kühnheit aus. Sein feuriges Schlachtroß mit gewandter Hand tummelnd, erschien er immer auf der gefährdetsten Stelle, die standhaftesten braunen Krieger niederwerfend und stets die größten Gefahren aufsuchend, als befinde er sich nur dann in seinem eigentlichen Elemente.

Aber alle Heldenthaten dienten nur dazu, die Spanier immer tiefer und tiefer in die Massen eines übermächtigen Feindes zu verwickeln, dessen Stärke verschieden, bald auf 100,000 Mann, bald auf die doppelte Höhe angegeben wird. Bereits war eine große Anzahl der streitbarsten Tlascalaner und auch mehrere Spanier gefallen, Alle waren bereits verwundet.

Cortez selbst hatte schon den zweiten Streich auf den Kopf empfangen, sein Roß war so schwer verletzt, daß er sich gezwungen sah, ein starkknochiges Zugpferd von einem der wenigen geretteten Gepäckwagen ausspannen zu lassen.

Der hartnäckige Kampf währte schon mehrere Stunden lang, die Sonne stand hoch am Himmel und verbreitete eine unerträgliche Glut über die Ebene. Durch die Leiden der letzten Tage noch mehr geschwächt, begannen die Christen in ihren verzweifelten Anstrengungen nachzulassen, während die Feinde noch immer guten Muthes waren und neue kampfbegierige Scharen derselben mit verdoppeltem Eifer auf die erschütterten Reihen ihrer Gegner eindrangen. So schien das Geschick der Europäer entschieden. Aber je mehr ihre Hoffnung auf Sieg dahinschwand, um so entschlossener waren die verbündeten weißen und braunen Krieger gewillt, ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

In diesem bangen Augenblicke erblickte Cortez in der Mitte eines feindlichen Haufens einen Häuptling, der, nach seinem Aeußeren zu schließen, der Oberbefehlshaber des feindlichen Heeres sein mußte. Er trug ein prächtiges Federkleid, ein mächtiger Helmbusch fiel auf seinen bunt schimmernden Mantel nieder; über diesem zwischen den Schultern befestigt, erhob sich als höchst eigenthümliches Kennzeichen der obersten kriegerischen Würde ein kurzer Stab mit einem goldenen Netze. Kaum hatte ihn das Adlerauge unseres Helden entdeckt, als er sich schnell an seine ritterlichen Begleiter wandte, und auf den

Kaziken hinweisend ausrief: „Auf Kameraden! Folgt mir! Dort ist unser Mann!"

Nach diesen Worten ließ er seinen ermüdeten Gaul die eiserne Ferse fühlen und stürzte sich in's dichteste feindliche Gewühl. Ihm folgten nach auf dem Fuße: Sandoval, Alvarado, Olid, Avila und Andere seines Gefolges. Alles wich scheu dem unwiderstehlichen Manne und dem ungestümen Angriff seiner Ritter aus. Wer Stand hielt, ward durchbohrt oder von den Hufen der Rosse zertreten. In wenigen Minuten befand sich der General angesichts des indianischen, von seiner Leibwache im Stiche gelassenen Befehlshabers, den sein Heldenarm mit einem einzigen Stoße seiner Lanze durchbohrte. Ein junger Ritter, Juan de Salamanca, entriß dem Gefallenen das Zeichen der höchsten militärischen Gewalt und überreichte es demjenigen, der, wie Gomara sagt, in dieser Schlacht durch seinen Arm allein die ganze Armee vom Verderben errettet hatte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes.

Die Nachricht von dem Falle des obersten Anführers verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die zusammengeballten Reihen der feindlichen Indianer und verursachte aller Orten Bestürzung und Schrecken. Sie wandten ihren aufjubelnden Gegnern, die sofort die erlangten Vortheile wahrgenommen, den Rücken und ergossen sich in wilder Flucht über die weite Ebene. In ihrem blinden Entsetzen vermehrte die übergroße Anzahl der Krieger die ungeheure, wie mit einem Zauberschlage eingetretene Verwirrung und in wilder Hast schlug Einer den Andern nieder.

Die Spanier und ihre Verbündeten vergaßen Hunger, Durst, Müdigkeit und brennende Wunden und vergalten in ihrem Trieb nach Rache Alles, was sie seit der „Nacht der Trübsal" erlitten. So lange sich ihre Glieder noch rühren konnten, verfolgten sie, Tausende niederschmetternd, den flüchtigen Feind, bis ihr Feldherr ihnen Halt gebot. Nun kehrten sie auf den mit 20,000 todten und verwundeten Indianern bedeckten Schlachtplan zurück, um die reiche Beute einzusammeln, welche sie einigermaßen für die erlittenen Verluste entschädigte. Nach einem Dankgebete zum Herrn der Heerscharen, der ihnen so gnädig beigestanden, traten sie in wunderbar gehobener Stimmung den Weitermarsch an. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, aber ehe die Abendschatten auf der Gegend lagerten, hatten die Spanier einen Götzentempel erreicht, der ihnen eine willkommene Ruhestätte für die einbrechende Nacht bot.

Cortez' Glücksstern war wieder im Steigen.



Cortez' Veteranen schwören, bei ihm auszuharren.

Drittes Kapitel.

Erneuertes Bündniß mit Tlascala.

Ankunft in Tlascala. — Unzufriedenheit in der Armee. — Unfreundlichkeit der Tlascaltekeu. — Botschaft von Mexiko. — Krieg mit den Tepeacanern und anderen Stämmen der Umgebung. — Neue Erfolge der spanischen Waffen. — Tod des Maxixca. — Eintreffen von Verstärkungen. — Siegreiche Rückkehr nach Tlascala.

(1520.)

Am folgenden Morgen brach die Armee frühzeitig auf. Der Feind schien keinen Versuch zu machen, sich wieder zu sammeln; doch umschwärmten fortwährend ansehnliche Trupps die spanischen Colonnen. Aber sie hielten sich aus guten Gründen meist in ehrfurchtsvoller Entfernung, wenn auch von Zeit zu Zeit mehr als ein wohlgezielter feindlicher Steinwurf in die Reihen der Verbündeten einschlug.

Auf einer mäßigen Höhe angelangt, entdeckte man eine frische Quelle, deren hellsprudelndes Wasser den Erschöpften die willkommenste Labung gewährte. Etwas weiter vorgeschritten, bemerkten sie den rohen Steinwall, welcher dem tlascaltekischen Staate zum Grenzschutz diente. Bei diesem Anblicke brachen die Verbündeten in laute Freudenrufe aus, in welche die

Spanier von Herzen einstimmten. Indessen der Gedanke an den Empfang, der ihrer vielleicht harrte, stimmte ihre freudige Erregung gar bald herab. Mit bangen Gefühlen überschritt die kleine Armee die Grenze, um wiederholt den Boden der Republik zu betreten, über deren Bürger sie bereits so viel Trauer und Leid gebracht.

Der erste Ort, wo sie Halt machten, war Huejotlipan, eine Stadt von 12—15000 Einwohnern. Hier wurden sie freundlich aufgenommen und etliche Tage der Ruhe thaten Allen sehr wohl. Schon ließen ihre Befürchtungen nach, als die plötzliche Ankunft des alten Kaziken Maxirca und des jugendlichen Helden Xicotencatl mit einem großen Gefolge vornehmer Tlascalteken neue Besorgnisse in ihnen aufleben ließ. Doch der Erstere umarmte Cortez au'fs Herzlichste und drückte ihm seine Theilnahme über die vielen Mißgeschicke aus, die er und die Seinen erduldet hatten. „Unsere Sache ist eine gemeinsame," sagte der Würdenträger von Tlascala, „und so haben wir nun noch mehr gemeinsame Beleidigungen zu rächen; in Freud' und Leid wollen wir als gute Freunde treu ausharren, bis der Tod uns scheidet."

Diese herzliche Versicherung des einflußreichen Greises entfernte jede Sorge aus der Seele des Generals. Er traf daher schnell alle Vorbereitungen zum Zuge nach Tlascala, wo seine Armee eine bessere Verpflegung finden konnte, als in dem unansehnlichen Grenzstädtchen. Die Kranken und Verwundeten wurden auf den Schultern der freundlichen Eingeborenen weiter geschafft und als sich die Verbündeten der Hauptstadt näherten, zogen ihnen die freudejauchzenden Einwohner scharenweise entgegen. Aber zwischen dem Jubel tönte nur zu vernehmbar hindurch so mancher Jammerruf und die Wehklagen unglücklicher Väter, Brüder, Freunde, die vergeblich mit den Augen nach ihren Angehörigen späheten und jetzt ihrem Schmerze über die erlittenen Verluste in Tönen Luft machten, die das Herz des härtesten Kriegers rühren mußten. Begleitet von diesen vermischten Ausbrüchen von Freud' und Leid, erreichte das müde Heer endlich seine Quartiere. Dem General und seinem Gefolge wurde der geräumige Palast Maxirca's zur Wohnung angewiesen, während der Rest der Armee im benachbarten Distrikt der Stadt untergebracht wurde. Unter diesen gastfreien Menschen verweilten die Spanier mehrere Wochen, bis ihre Wunden geheilt und ihre matten Glieder wieder gekräftigt waren. Cortez gehörte zu denjenigen, die am meisten gelitten. Er verlor den Gebrauch von zwei Fingern der linken Hand und hatte außerdem zwei schwere Verletzungen am Kopfe davongetragen, von denen eine so gefährlich war, daß ein Theil des Knochens entfernt werden mußte. Die Operation hatte ein Fieber zur Folge und mehrere Tage lang lag der Held, der schon so vielen Gefahren entronnen, hülflos wie ein Kind auf seinem Schmerzenslager. Doch seine eisenfeste Natur ging als Siegerin aus dieser schweren Krisis hervor und die wiederkehrenden Kräfte

setzten ihn endlich in Stand, seine gewohnte, Alles beherrschende Thätigkeit wieder aufzunehmen. Bewundernswürdig bleibt es immer, wie dieser Kernmensch, dessen Körper seit Wochen gefährlich verwundet und dessen Inneres stündlich von neuen Sorgen zerrissen ward, aller Heilmittel für die Leiden des Leibes und der Seele entbehrend, sich dennoch aller immer von Neuem auf ihn einstürmenden Angriffe hat erwehren können. Aber mit solchen Widerstandsgaben rüstet die Vorsehung alle ihre bevorzugten Sendboten aus, die wir in einem solchen Falle „Helden“ nennen!

Die Spanier bezeigten ihren freundlichen Wirthen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie die Beute ihres letzten Sieges großmüthig mit ihnen theilten. Cortez besonders bereitete Marirca eine außerordentliche Freude durch Ueberlassung des Netz-Banners, das er in dem harten Kampfe bei Otumba dem erschlagenen aztekischen Befehlshaber abgerungen.

Aber während die Castilianer bei ihren gastfreien Wirthen wieder zu Gesundheit und Zuversicht gelangten, trafen von Zeit zu Zeit Nachrichten ein, die ihnen genug zu denken gaben. Ein Trupp von fünf Reitern und vierzig Fußgängern befand sich auf dem Wege von Veracruz nach Meriko, ohne Kunde von dem siegreichen dortigen Aufstande erlangt zu haben. Alle wurden von den feindlichen Eingeborenen unterwegs niedergemetzelt; zwölf andere Soldaten, die in der nämlichen Richtung marschirten, waren in der benachbarten Provinz Tepeaca ermordet worden und fast täglich liefen in Tlascala Nachrichten ein, daß einzelne unglückliche Spanier, die von den Ereignissen in der Hauptstadt nichts ahnten, der Wuth des Feindes zum Opfer gefallen seien.

Diese Unglücksberichte ließen in der Seele unsers Helden düstere Gedanken aufsteigen. Er fing an, wegen des Schicksals der Ansiedlung von Villa Rica, seinem letzten Hoffnungsanker, ernstlich besorgt zu werden. Deshalb sandte er einen zuverlässigen Boten nach jener Stadt. Dieser langte dort glücklich an und brachte zur großen Freude des Generals vom Commandanten der Besatzung einen Brief zurück, worin Letzterer ihn über die Lage der Kolonie beruhigte und die Fortdauer der freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Totonaken bestätigte.

Nachdem diese Sorge geschwunden, zogen andere trübe Wolken heran. Immer größeren Verdruß bereitete dem Feldherrn die seit mehreren Tagen lauter sich kundgebende Unzufriedenheit unter seiner kleinen Armee. Insbesondre hatten die durch Narvaez ins Land gebrachten Krieger alle Hoffnung aufgegeben, daß es möglich sein werde, das Unternehmen noch zu einem glücklichen Ende zu führen. Und dennoch schien es, als ob ihr Führer ernstlicher mit neuen hochfliegenden Ideen sich herum trage. Die Mehrzahl verzweifelte an dem Glücke und Berufe eines Mannes, der sie hatte zu Reichthümern führen wollen, während er bis dahin nur ihre Kameraden zur Schlachtbank geliefert. Deswegen hatten sie nicht die sonnigen Gefilde

von Cuba verlassen, ebensowenig war es die Aussicht auf Ehre und Ruhm, welche sie entschädigen konnte für die großen Enttäuschungen, die sie erfahren.

In Einem hatten sie recht. Cortez hatte auf seinen Schmerzenslager hinlänglich Muße gehabt, neue Pläne zu ersinnen, wodurch er das Reich, das er nur durch die Unklugheit eines Andern verloren, wieder zu gewinnen dachte. Sobald er wieder hergestellt war, traf er dahin abzielende Anordnungen und ließ sich vor Allem von Veracruz Verstärkungen zuschicken.

Als die ohnehin schon unzufriedenen Kriegsleute dies erfuhren und bemerkten, daß ihr Murren nichts fruchtete, erwachte nur noch lebhafter in ihnen die Sehnsucht nach den verlassenen und gesicherten Besitzthümern. Bitter verwünschten sie den Tag, an welchem sie dem Generale gefolgt waren. Sie ließen ihm nunmehr eine Schrift vorlegen, worin sie ihm ihre Beschwerden vortrugen und ihm vorstellten, wie vermessen es sei, bei der Geringfügigkeit ihrer Hülfsmittel ein mächtiges Reich mit einer Hand voll Menschen erobern zu wollen. Der nächste Versuch würde sie gewiß Alle auf den Opferstein bringen. Das Beste sei, nach Veracruz zurückzukehren.

Eine neue harte Prüfung für die Unerschütterlichkeit des hochherzigen Mannes! Was denselben jedoch am meisten schmerzte, das war die Unterschrift seines Freundes Duero, die er an der Spitze der Namens-Liste fand. Doch keine Minute lang war er unentschlossen, stand ja sein Vorhaben fest und während alle äußeren Hülfsmittel schwanden, ja sogar seine Freunde ihn verließen, blieb er das, was er war: ein ganzer Held in jeglicher Noth und Gefahr. In einem der berühmt gewordenen Briefe an Karl V. sagt er im Hinblicke auf seine damalige schwierige Lage:

„Das Glück begünstigt den Muthigen. Die Spanier sind heute die Sendboten des Kreuzes und im Vertrauen auf die unendliche Güte und Gnade Gottes glaube ich nicht, daß Er von den Heiden uns und Seine gute Sache zu Grunde richten läßt. Ich bin deshalb entschlossen, nicht nach der Küste zu ziehen, sondern meine Schritte nach der Hauptstadt zurückzulenken und dem Feinde von Neuem Trotz zu bieten."

In demselben entschlossenen Tone antwortete er seinen unzufriedenen Gefährten. Er suchte auf jede Weise ihren Stolz aufzustacheln. So sprach er unter andern: „Wann hat man jemals gehört, daß ein Castilianer vor einem Feinde gezittert hätte? Was wird die Welt sagen, wenn sie erfährt, Ihr hättet ein Reich, das Ihr erobertet und wieder erobern könnt, Anderen, Heldenmüthigeren überlassen? Ist nicht der erste Schritt nach Villa Rica zurück ein Zeugniß unserer Schwäche? Ich glaube es nicht, ich kann's nicht glauben," so schloß der Held, „daß Ihr vergängliches, äußerliches Wohlergehen dem ewigen Ruhme einer großen That vorzieht; doch will ich Keinem im Wege stehen. Wer seinen General in der Noth verlassen will, der gehe in Gottes Namen. Ich für meinen Theil fühle mich stärker in der Umgebung weniger Tapferen, als unter einer größeren Schar von Feiglingen."

Die Partei der Unzufriedenen fand ihren Hauptstützpunkt in dem unverbesserlichen Sauerteig der ehemaligen Armee des Narvaez. Als die Veteranen unseres Helden jene Worte hörten, errötheten sie vor Unwillen bei dem Gedanken, ihren Feldherrn in einem so bedeutungsvollen Augenblicke zu verlassen. Sie gelobten sich und ihm, bis zum letzten Athemzuge treu auszuharren und überredeten auch schließlich die Mißvergnügten, ihre Rückkehr zu verschieben.

Kaum war diese ernste Schwierigkeit beseitigt, so sah Cortez seine Pläne von einer anderen Seite durch das zunehmende Mißtrauen zwischen seinen Soldaten und den Tlascalteken bedroht. Trotz der Vorstellungen des Marirca und der anderen Oberhäupter fehlte es nicht an einflußreichen Personen, die das lange Verbleiben ihrer Gäste mit übelwollendem Auge betrachteten und spöttisch fragten, wie lange die weißen Männer nach allem Unglücke, das sie über ihr Volk gebracht, noch durch ihre Gegenwart und die Sorge für den Unterhalt so vieler Menschen, Stadt und Land zu belästigen gedächten? — Dergleichen Reden, vielleicht noch in schlimmerem Sinne, als sie gesprochen, den Spaniern verdolmetscht, erfüllten sie mit steigendem Unmuth. Mit Besorgniß bemerkte Cortez die zunehmende Kälte zwischen den Tlascalteken und seinen Kriegern. Er rief deshalb Letzteren bei jeder Gelegenheit in's Gedächtniß zurück, welche guten Dienste die braunen Verbündeten ihnen in der schlimmsten Zeit geleistet. Während er auf diese Weise bemüht war, sowol seine eigenen Befürchtungen als die seiner Krieger zu zerstreuen, ordnete ein Ereigniß die Verhältnisse, in welchen die beiden Parteien zu einander standen. Um uns klarer darüber zu werden, müssen wir auf die Vorfälle zurückkommen, die nach dem Rückzuge der Spanier aus Tenochtitlan dort stattfanden.

Nach Montezuma's Tode hatte man dessen Bruder Cuitlahua, den Herrscher von Iztapalapan, dem Gebrauch gemäß, zum Oberherrn des Reiches ausgerufen. Er zeigte sich als thätigen, charakterfesten Fürsten und ihm fehlten auch kriegerische Erfahrungen nicht. Solche Eigenschaften machten ihn zu dem geeigneten Manne, der dem wankenden Reiche noth that. Ungleich seinem Vorgänger, hegte er einen außerordentlichen Abscheu gegen die Weißen und hatte, wie wir wissen, an dem patriotischen Aufschwung seines Volkes den wärmsten Antheil genommen. Von ihm selbst war der Angriff in den Straßen der Hauptstadt und während der „Nacht der Trübsal" geleitet worden und auf seinen Antrieb hatte sich die gewaltige Kriegsmacht im Thale von Otumba versammelt. Seit der Räumung Meriko's war er unablässig beschäftigt, den Schaden, welchen die Stadt gelitten, nach Möglichkeit wieder auszubessern, indem er die Gebäude und Brücken neu herstellen und in Vertheidigungsstand setzen ließ. Dann suchte er die Disciplin und Bewaffnung des Heeres zu vervollkommnen und befahl seinen Vasallen in der Nähe und Ferne, sich in Bereitschaft zu halten, um der Stadt im Nothfalle zu Hülfe

eilen zu können. Aber jetzt inmitten dieser achtungswerthen Thätigkeit sollte er erfahren, auf welch' unsichern Grundlagen eine Regierung beruht, die nicht auf die Liebe ihrer Unterthanen, sondern auf Furcht und Haß gegründet ist. Die Vasallen in der nächsten Nachbarschaft des Thales von Mexiko blieben ihrem Oberherrn treu; die entfernteren aber, unschlüssig, welchen Weg sie einschlagen sollten, waren ebenso unzuverlässig als jene der entlegensten Provinzen, die den Gehorsam geradezu verweigerten. Letztere warteten nur auf den günstigen Augenblick, um das Joch der Azteken, das sie schon lange drückte, abzuschütteln.


Der „Majestätische" in seinem Kaiserornate.
Nach einem mexikanischen Gemälde.

In diesen Bedrängnissen beschloß der neue Kaiser einen außerordentlichen und höchst gewagten Schritt: er schickte eine Gesandtschaft von sechs aztekischen Edlen an den alten Reichsfeind, die Tlascalteken. Sie überbrachte Geschenke von Baumwollstoffen, Salz sowie andere während der letzten Jahre in Tlascala selten gesehene Gegenstände und ihr Benehmen zeigte nichts von dem Hochmuth früherer Sendboten. Die Regenten, höchlichst erstaunt über die unerhörte Herablassung ihrer alten Feinde, beriefen eine große Rathsversammlung, welcher die Gesandten von Mexiko ihre Aufträge darlegen sollten. Hier erschienen die Azteken und erklärten, der Zweck ihrer Mission sei, ihre tapferen Nachbarn aufzufordern, allen früheren Groll zu vergessen und ein enges Bündniß mit den Azteken einzugehen. Sie kamen in ihrer Darlegung immer von Neuem darauf zurück, wie nothwendig es sei, daß alle Nationen von Anahuac sich zur Vertheidigung des Landes gegen die fremden

Eindringlinge vereinigten. „Die Tlascalteken", so schlossen sie, „würden den Zorn ihrer Götter auf sich laden, wenn sie die Weißen, welche die Landestempel zerstörten, noch länger in ihren Mauern beherbergten."

Die Vorschläge der Gesandten brachten auf die Zuhörer einen verschiedenartigen Eindruck hervor. Der junge Xicotencatl, rieth die gebotene Hand anzunehmen; denn, meinte er, es sei besser, mit blutsverwandten Nachbarn sich zu vereinigen, als in die Arme von Fremden sich zu werfen, die — was sie auch immer von ihrem allmächtigen Gotte sagen möchten — im Grunde doch nichts anderes anbeteten, als das Gold. Dieser Meinung stimmten, hingerissen von der begeisternden Sprache ihres Waffengefährten, alle jüngeren Krieger bei. Aber die besonnenen älteren Häuptlinge und darunter auch Xicotencatl's hochbejahrter, blinder Vater, wiesen unter Zeichen größten Widerwillens die vorgeschlagene Verbindung mit ihren Todfeinden von der Hand und es ward schließlich der hierdurch aufgeregte „Held von Tlascala" aus der Rathsversammlung verwiesen. Nun hielten es die aztekischen Gesandten für gerathen, sich auf den Heimweg zu begeben, und sie thaten dies in aller Stille während der Dunkelheit der Nacht.

Der Ausgang der Verhandlungen war für Cortez von höchster Wichtigkeit. Bei der Dürftigkeit der eigenen Hülfsmittel konnte er nur in Gemeinschaft mit den Tlascalteken auf einen günstigen Erfolg seiner ferneren Unternehmungen hoffen, nur dadurch sich im Lande behaupten, wenn ein Theil der Eingeborenen gegen den andern in Waffen stand.

Die Stimmung der Mehrzahl der vornehmen Rathsherren wohl benutzend, beschloß Cortez nun, seine Armee wieder in Bewegung zu setzen. Er glaubte hierdurch den Geist der Unzufriedenheit am sichersten zu verscheuchen, der bei Fortdauer der bisherigen Unthätigkeit leicht wiederum die Oberhand unter den Kriegern gewinnen konnte. Zuerst schickte er sich an, gegen die Tepeacaner zu Feld zu ziehen, einen Stamm, der mit den Tlascalteken meist auf schlechtem Fuße stand. Diesem mächtigen, gar nicht zu verachtenden Volke wollte er in's Gedächtniß zurückrufen, daß man nicht ungestraft sich an dem geringsten Spanier vergreife: es galt, die (S. 259) erwähnte Ermordung von zwölf Landsleuten zu rächen. Eingeschüchtert durch die Siege der Weißen über die Tlascalteken, hatten sie es anfänglich nicht gewagt dem Durchmarsche der Spanier Widerstand entgegenzusetzen. Nach den traurigen Vorfällen in Meriko jedoch faßten sie wieder frischen Muth und sie leisteten den von den Azteken geforderten neuen Huldigungseid ohne Weigerung. Ihre Hauptstadt, jetzt ein kleines Dorf, war zur Zeit der Eroberung eine blühende, große Stadt. Außer ihr umfaßte der kleine Staat noch mehrere nicht unansehnliche Orte und seine Einwohner standen in dem Rufe kriegerischer Tüchtigkeit.

Da diese Eingeborenen sich früher Cortez unterworfen und die Oberherrlichkeit der Krone von Spanien anerkannt hatten, so betrachtete dieser

ihr widerspenstiges Benehmen als Auflehnung, und verlangte von den Tepeacanern, solle er seine Ansichten ändern, daß sämmtliche am Morde der Spanier Betheiligte ohne Unterschied zur Sklaverei verurtheilt würden. Hierauf, sowie auf die vorausgegangene Aufforderung zur Unterwerfung ward den Spaniern die verächtliche Antwort zu theil: sie möchten nur kommen und sich mit ihnen einlassen, ihnen wäre es recht, da es ohnehin ihren Festen an Opfern fehle.

Sogleich trat Cortez den Marsch an. Sein kleines spanisches Armeecorps verstärkten eine große Anzahl tlascaltekischer Hülfstruppen unter dem Befehle des tapfern, jüngeren Xicotencatl. Dieser schien geneigt die alte Feindschaft zu vergessen, um unter dem Feldherrn, der ihn einst geschlagen, neue Kriegserfahrungen einzusammeln.

Die Tepeacaner empfingen die Verbündeten an den Grenzen ihres Staates. Es erfolgte nun eine blutige Schlacht, während welcher die spanische Reiterei durch die ausgedehnten Maisfelder, die einen Theil der Ebene bedeckten, sich in ihren Bewegungen nicht wenig gehindert sah. Dennoch wurden schließlich die Tepeacaner in die Flucht getrieben. Ein zweites Treffen, das einige Tage später stattfand, hatte den gleichen Erfolg, und triumphirend zogen die Spanier mit ihren Verbündeten wenige Tage nach Beginn des Feldzugs in die Hauptstadt Tepeaca ein. Um weiterem Blutvergießen vorzubeugen, ergab sich hierauf das ganze Land. Cortez rächte nun grausam den Mord seiner Waffenbrüder. Die Bewohner der betheiligten Ortschaften wurden mit heißen Eisen gebrandmarkt, und als Sklaven der spanischen Krone seinen Kriegsgefährten und den verbündeten Tlascalteken zuertheilt. Es war das erste Mal, daß Cortez in Neuspanien die Sklaverei als Strafe über Besiegte verhängte. Leider fehlte es ihm nicht an zahlreichen Nachfolgern, die sich das gegebene Beispiel nicht umsonst empfohlen sein ließen. Das Urtheil ward indessen von der heimischen Regierung nicht gut geheißen, welche nicht selten, wie dies die Entwickelung der Gesetzgebung für die Kolonien darthut, der Begehrlichkeit der Ansiedler widerstand.

Zufrieden mit dem raschen und wirksamen Erfolge, schlug Cortez nunmehr sein Hauptquartier in Tepeaca auf, das wegen der günstigen Lage inmitten eines wohlangebauten Landes die Mittel zum Unterhalt der Armee zureichend darbot, während die Nähe der mexikanischen Grenze es als geeigneten Stützpunkt für künftige Kriegsoperationen erscheinen ließ.

Nachdem der neue Kaiser den Ausgang der Verhandlungen mit Tlascala erfahren, beeilte er sich, seine Grenzstädte in Vertheidigungszustand zu versetzen, und ließ unter andern auch dieselbe Weisung dem Kaziken von Quauhquechollan, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, ungefähr 12 englische (etwa 3 deutsche) Meilen südwestlich vom spanischen Hauptquartier, zugehen. Doch war man hier längst schon der mexikanischen Herrschaft

müde und so hielt der Häuptling, welcher in jenem befestigten Posten gebot, die Zeit für gekommen, das Joch abzuschütteln. Er wandte sich also an Cortez um Beistand. Der General besann sich nicht lange und sandte Cristoval de Olid mit 200 Spaniern und einer starken Abtheilung Tlascalteken dem Kaziken zu Hülfe. Unterwegs gesellten sich noch eine Menge Freiwillige aus den benachbarten Städten sowie aus dem „heiligen" Cholula, den „Befreiern" zu und boten diesen eifrig ihre Beihülfe an. Indeß die große Anzahl der Dienstwilligen erweckte Argwohn im Herzen Olid's. Er bemächtigte sich, ohne viele Umstände zu machen, der verdächtigsten Häuptlinge und schickte sie wohlbewacht an Cortez. Der General hatte sich, nach einer sorgfältigen Untersuchung, bald von der Unschuld der eingebrachten Kaziken überzeugt, und, indem er ihnen sein Bedauern über die gewordene Behandlung ausdrückte, suchte er sie durch reiche Geschenke zu versöhnen. Dann stellte er sich selbst an die Spitze seiner übrigen Truppen und traf mit seinem Unterbefehlshaber in Cholula zusammen.

Hierauf folgten mehrere größere und kleinere Treffen, in denen die Spanier jedoch meistens Sieger blieben und reiche Beute davontrugen. Befriedigt durch die Rückkehr der wankelmüthigen Glücksgöttin, die so empfindlich ihm ihre Mißgunst gezeigt, kehrte Cortez in sein Hauptquartier zurück, von wo aus er seine Hauptleute nach verschiedenen Richtungen Expeditionen unternehmen ließ, die guten Ausgang nahmen und reiche Beute verschafften. Sandoval's Streifzug bewirkte außerdem noch die Wiederherstellung der unterbrochenen Verbindung zwischen dem Lager und Veracruz.

Das leutselige und kluge Benehmen des Generals gegen seine Verbündeten hatte ihn in den Ruf großer Uneigennützigkeit und Mäßigung gebracht. Eine Anzahl benachbarter Städte unterwarf sich freiwillig der spanischen Herrschaft, und mehrere entferntere Orte aus der entlegenen Provinz Oaxaca baten um seinen Schutz. Auch wandten sich die Eingeborenen bei ihren Streitigkeiten gern an ihn. Hatte er als Schiedsrichter sein Wort gesprochen, so wurden ihm schwierigere Fälle vorgelegt, bei welchen man nach seinem Rathe verlangte. Willig öffnete er sein Ohr all' diesen verschiedenartigen Anliegen und sein Einfluß ward hierdurch größer und Ausschlag gebender. Jeder Tag erweiterte seine Macht und brachte seine Pläne der Erfüllung näher. Bald hatte er sich ein neues Reich im Innern des Landes geschaffen und nun war die Zeit gekommen, an die Wiedereroberung Meriko's zu denken.

Die gewonnene genauere Kenntniß des mittleren Landes ließ ihn glauben, daß es leichter und vortheilhafter für ihn sei, die Hauptstadt vom See, als von der großen Straße aus anzugreifen. Er schickte daher den Schiffbaumeister Lopez nach Tlascala, um dort dreizehn Brigantinen herzustellen, die in Stücke zerlegt, auf den Schultern von Indianern nach dem See Tezcuco geschafft werden sollten. Das Segel und Tauwerk, nebst den zum Bau nothwendigen eisernen Werkzeugen lieferten die abgetakelten Schiffe, welche sich

in Veracruz befanden. Gewiß stimmt jeder unserer Leser bei, wenn wir den Gedanken, eine Flotte bauen zu lassen, die durch Wälder und über Berge an den Ort ihrer Bestimmung getragen werden mußte, kühn, groß und genial nennen.

Nicht ohne inniges Beileid nahm der General damals die Nachricht vom Tode Maxixca's entgegen, der in der Stunde der Noth sich als getreuer Freund erwiesen. Er war als Opfer einer schrecklichen Epidemie gefallen. Die Pocken, eingebracht durch einen Schwarzen der Narvaez'schen Expedition, herrschten nämlich im Lande und verschonten weder Fürst noch Bauer. In Cempoalla begannen sie ihren Umlauf. Die armen Eingeborenen, die nicht wußten, wie sie dem Uebel begegnen sollten, suchten es durch häufiges Baden im kalten Wasser zu ersticken, was jedoch ihre Leiden nur noch vermehrte. Von Cempoalla aus verbreitete sich die Seuche über das ganze Land und erreichte endlich die aztekische Hauptstadt, wo Montezuma's Nachfolger, der tüchtige Cuitlahua, als eines ihrer ersten Opfer fiel. Doch schien das Uebel den Spaniern weniger gefährlich zu werden, indem die Meisten schon die Blattern gehabt hatten, oder wenigstens doch die richtige Behandlung derselben kannten.

Maxixca's Tod wurde von den Spaniern herzlich betrauert. Sie hatten einen aufrichtigen und wichtigen Verbündeten in ihm verloren. Noch mit seinem letzten Athemzuge empfahl er die Weißen seinem Sohne und Nachfolger als diejenigen Wesen, deren Ankunft das Orakel längst vorausverkündigt hätte. Der Greis starb als Christ in den Armen des Paters Olmedo, welcher von Cortez abgesendet worden war, um ihm in seinen letzten Augenblicken zur Seite zu stehen. So eindringlich als er es vermochte, legte der Priester dem Sterbenden die Verheißungen des Stifters unserer Religion dar und nahm ihn hierauf in die christliche Gemeinschaft auf. Die Spanier hatten die Genugthuung zu glauben, daß der Geist ihres Wohlthäters in die Regionen der ewige Seligkeit eingegangen sei.

Die letzten glänzenden Erfolge hatten die meisten der unzufriedenen Soldaten mit der Weiterführung des Krieges ausgesöhnt. Immerhin gab es aber doch noch etliche unter ihnen, z. B. den Geheimschreiber Duero, den Schatzmeister Bermudez sowie einige andere höhere Offiziere und reiche Ritter, die einem weiteren Feldzuge mit Widerwillen entgegensahen, und ihren Wunsch, nach Cuba zurückzukehren. immer lauter wiederholten. Cortez sparte sich weitere Einwendungen und nachdem er einmal seine Erlaubniß ertheilt, that er Alles, was in seiner Macht stand, um ihre Abreise zu beschleunigen und für ihre Ausrüstung bestens zu sorgen. Der Verlust dieser Wenigen wurde durch das unerwartete Eintreffen einer Verstärkung wieder ersetzt.

Der Gouverneur Velasquez hatte nämlich ein kleines Schiff mit Vorräthen für die Kolonie nach Veracruz abgesendet; denn er wußte noch nichts von den letzten Vorfällen im Lande und von der Gefangennehmung seines Bevollmächtigten. Wie es heißt, brachte das Schiff außerdem Depeschen vom Bischof Fonseca, dem Präsidenten der Commission für die „beiden Indien“,

mit dem Befehle, Cortez zur Untersuchung nach Spanien zurückzuschicken. Der Kapitän des Schiffes, sowie dessen Mannschaft, 13 Mann nebst 2 Pferden, wurden laut den von Cortez gegebenen Verhaltungsbefehlen ergriffen, als sie kaum den Fuß an's Land gesetzt hatten. Dann wurde das Fahrzeug in Beschlag genommen, und der Commandant sowie seine Leute ließen sich, nachdem sie das Schicksal ihrer Vorgänger erfahren hatten, leicht überreden, dem Heere in Tlascala sich anzuschließen.

Ein zweites von Velasquez ausgesandtes Schiff mit 8 Mann Soldaten, 6 Armbrustschützen, einiger Munition, nebst einer Stute, verfiel dem nämlichen Schicksale. Auch seine Mannschaft stellte sich unter Cortez' Banner. Ungefähr zu derselben Zeit hatte Garay, der Gouverneur von Jamaica, drei Schiffe auslaufen lassen, um eine Kolonie an dem Panuco, einige Grade nördlich von Villa Rica, zu gründen. Aber die Seeleute wurden von den Eingeborenen beim Landen so übel empfangen und büßten dabei so viele Leute ein, daß sie sich beeilten, wieder abzusegeln. Eines der Schiffe wurde vom Sturm zerstört; die anderen erreichten den Hafen von Veracruz. Hier sahen sich die Nothleidenden freundlich aufgenommen und gut verpflegt. Die Verwundeten wurden geheilt und nach ihrer Wiederherstellung überredet, unter Cortez' Fahnen sich einreihen zu lassen, welcher dadurch zu 150 Mann Verstärkung mit 20 Pferden gelangte, die ihm höchst willkommen waren.

Sein Stern stieg immer höher. Ein Schiff von den canarischen Inseln landete in Cuba, wo man nur von den neuen Entdeckungen in Mexiko sprach. In Folge dessen steuerte der Commandant nach Veracruz. Hier kaufte ihm der Stadtvorstand nicht nur seine Ladung ab, sondern es wußte dieser auch die neuangekommenen Matrosen durch Erzählung der wunderbaren Thaten des Cortez so zu begeistern, daß Letztere sich zu dessen Armee begaben. Wiederum ging von Cortez Namen ein Zauber aus, der alle Ruhm- und Beutegierigen mit magischer Gewalt unter seine Banner zog.

Nachdem der General alle Vorkehrungen zur Sicherung der gemachten Eroberungen getroffen, stand seinem Abmarsche nach Tlascala kein Hinderniß mehr im Wege. Er ließ zum Schutze der Bürger von Tepeaca eine Garnison in dieser Stadt zurück und beschloß gleichzeitig, in der Nähe eine Kolonie zu gründen. Zu diesem Zwecke wählte er 60 seiner Soldaten aus, von denen die meisten durch Wunden oder Gebrechen dienstunfähig geworden waren. Den Ort, wo die Ansiedlung stattfinden sollte, nannte er „Segura de la Frontera“, oder „Sicherung der Grenze.“ Während seines Aufenthaltes daselbst schrieb er wiederum an den Kaiser und ersuchte ihn, die neuentdeckten Länder „Neuspanien“ nennen zu dürfen. Mit diesem Briefe ging ein zweiter an Karl V. ab, welchen beinahe alle Offiziere und Soldaten im Lager unterzeichnet hatten. Der Kaiser wurde darin wiederholt gebeten, die Autorität ihres Generals zu bekräftigen und keinem Anderen zu erlauben, dem vielbewährten Manne hindernd in den Weg zu treten.

Diese Zuschriften erregte am Hofe, sowie in Europa überhaupt, ein außerordentliches Aufsehen. Bisher waren alle Entdecker nur auf wilde Völkerschaften gestoßen: jetzt empfing man Kenntniß von einem großen Reiche, dessen Bewohner bereits auf einer hohen Stufe der Kultur standen. Der Mann, der die Entdeckung, ja fast die Eroberung dieses Wunderlandes zu Stande gebracht, stieg von Tag zu Tag mehr in der öffentlichen Meinung. Aber die Regierung ließ seine Thaten unbeachtet, es schien als habe man ihn vergessen.

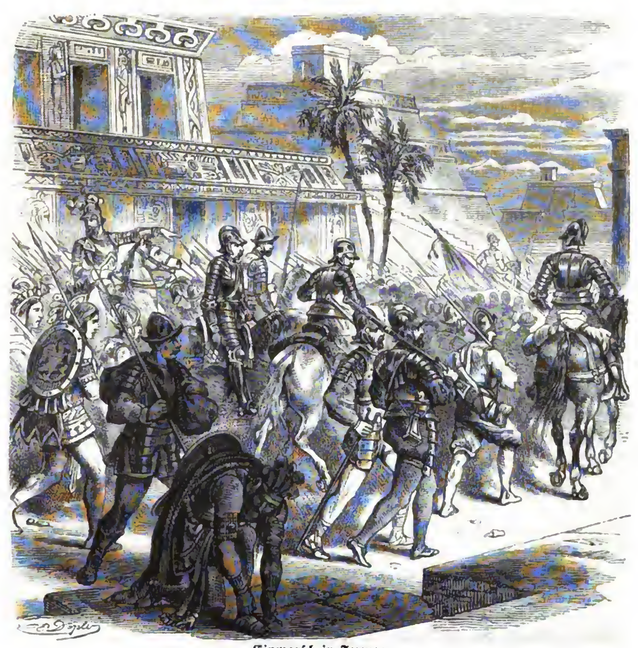
Dies trug nicht wenig zur Beunruhigung von Cortez bei. Wußte er doch noch immer nicht, welche Aufnahme seine früheren Berichte bei seinem Monarchen und dessen Ministern gefunden. Er fürchtete, die sauer erworbenen Lorbern könnten ihm schließlich doch noch entrissen werden, er wollte deshalb keine weitere Zeit zur Einnahme der Hauptstadt verlieren; denn erst nach Wiedergewinnung derselben durfte er sich für geborgen halten.

Es war Mitte December, als er nach dem etwa 10—12 engl. Meilen entfernten Tlascala aufbrach. Wie verschieden war seine jetzige Lage von der, in welcher er die Republik vor kaum fünf Monaten verlassen hatte!

Sein Marsch war ein wahrer Triumphzug, und als die Armee die bekannten Städte und Ortschaften durchwanderte, strömten ihr Scharen jubelnder Einwohner entgegen. In der Nähe von Tlascala wurde sie von der ganzen Bevölkerung, Männern, Frauen und Kindern, willkommen geheißen, die ihre Rückkehr mit Gesängen, Tänzen und Spielen feierte. Blumenbogen zierten die Straßen und ein tlascaltekischer Volksredner pries den General laut als „den Rächer der Nation!“ — Von dem Empfangsfeierlichkeiten hinweg eilten Cortez und seine vornehmsten Offiziere in tiefer Trauer zu dem Leichnam ihres treuen Verbündeten Marirca. Die dem verstorbenen Regenten erwiesenen Ehren machten einen tieferen Eindruck, als aller militärischer Prunk, den die siegreiche Armee entfaltet hatte.

Dem Beispiele des Hingeschiedenen folgend, nahmen noch mehrere andere angesehene Einwohner der Hauptstadt die christliche Religion an, unter Anderen auch der greise Xicotencatl, eine Herzensfreude für unsern Helden!

Während seines kurzen Aufenthaltes in Tlascala war dieser bemüht, seinen indianischen Verbündeten einige Begriffe von europäischer Kriegskunst beizubringen und sie in der Mannszucht zu üben. Er ließ neue Waffen anfertigen, sowie die alten in guten Stand setzen. Einige seiner Ritter erstiegen noch einmal den riesigen Popocatepetl und brachten eine Ausbeute von Schwefel heim, den man zur Herstellung von Munition sehr nöthig hatte. Auch die Herstellung der Brigantinen schritt voran. So sah der General die letzten Vorbereitungen zum bevorstehenden Feldzuge reifen und zu Weihnachten des Jahres 1520 war Alles so wohl vorbereitet, daß der Marsch gen Mexico jeden Tag angetreten werden konnte.



Einmarsch in Tezcuco.

Viertes Kapitel.

Einzug in Tezcuco.

Guatemozin, Kaiser der Azteken. — Vorbereitungen zum Marsch nach der Hauptstadt. Die neuen Kriegsartikel. — Die Spanier überschreiten wiederum die Sierra. — Einzug in Tezcuco. — Flucht des Königs Coanaco. Ausrufung eines neuen Königs. Dessen Tod. Sein Nachfolger. Fürst Ixtlilxochitl und dessen Vergangenheit.

(1520.)

Wir wissen bereits, daß Montezuma's Bruder und Nachfolger, der thätige Cuitlahua, plötzlich an den Pocken gestorben. Nach seinem Tode versammelten sich die Würdenträger und Großwähler, wie gewöhnlich, wenn auf den verwaisten Thron ein neuer Monarch zu berufen war. Der Teoteuctli oder Hohepriester flehte vor Beginn der feierlichen Handlung das höchste Wesen an.

„O Herr!", sprach er, „Du weißt, daß die Tage unseres Herrschers ihr Ende erreicht haben; er hat den Pfad betreten, den wir Alle wandeln müssen; er ist in das Haus eingezogen, wohin wir ihm Alle folgen werden, in das Haus der ewigen Dunkelheit, in welches kein Licht dringt. Er hat sich zur Ruhe begeben und Keiner wird ihn dort stören. . . . Er weilte nur kurze Zeit in seinem Reiche; nach wenigen Tagen schon riefest Du ihn hinüber zu denen, welche das Land vor ihm regiert haben. Und er hat Ursache, Dir zu danken, daß Du ihn von einer schweren Last befreit und ihn in den Zustand ewiger Ruhe versetzt hast. . . .

„Aber wer soll jetzt für das Beste des Volkes und des Reiches sorgen? Wer soll die Richter Gerechtigkeit lehren, wer die Krieger und die Mächtigen zur Schlacht versammeln? O Herr, unser Hort! willst Du in Deiner Weisheit Einen erwählen, der würdig ist, auf dem Throne zu sitzen; Einen, der die schwere Bürde der Regierung auf sich nimmt, der Dein armes Volk tröstet und liebt, wie die Mutter ihr Kind liebt? — O gnädiger Herr! Verbreite Dein Licht und Deinen Glanz über dieses Dein Land!" — —

Ob der Gott der Azteken das Gebet der Priester erhört und die Meinung der Wähler auf den Würdigsten gelenkt, werden wir bald erfahren.

Die Wahl war auf Quauhtemotzin oder Guatemozin, wie ihn die Spanier nannten, gefallen. Neffe der beiden letzten Monarchen und mit seiner Base, der schönen Prinzessin Tecuichpo, Montezuma's Tochter, vermählt, stand er in seinem 25. Lebensalter, als er den wankenden Thron bestieg. Trotz seiner Jugend war seine Haltung außerordentlich ehrfurchtgebietend, nicht minder seine Umgangsweise gewinnend. Er hatte für einen Azteken ungewöhnlich feine Sitten und sein kühnes Herz erschrak nicht vor der gefahrvollen Aufgabe, die er sich gestellt sah. Er schickte sich vielmehr an, dem Sturme wie ein Mann zu begegnen und seine Tüchtigkeit bewährte sich glänzend im Verlaufe der blutigen Kämpfe in den Straßen der Hauptstadt, wobei er sich vor allen Anderen hervorthat. Gegen die Fremden hegte er eine Art religiösen Hasses, ähnlich jenem, welchen Hannibal seinen römischen Feinden geschworen hatte.

Mittelst seiner Spione ward Guatemozin von den Bewegungen der Spanier und ihrer Absicht unterrichtet, sich wiederum in den Besitz der Hauptstadt zu setzen. Er entfernte deshalb den zur Vertheidigung unverwendbaren Theil der Bevölkerung aus Mexiko und gebot den Großen seines Reiches, aus Nah und Fern wohlgerüstet herbeizueilen. Dann befestigte er die Stadt nach allen Seiten, übte seine Armee ein und sprach seinen Streitern Muth zu. Nicht minder ermahnte er seine Vasallen, die Fremden zu beunruhigen und anzufallen, wo sie es nur vermöchten, indem er einen Preis auf die Einbringung derer setzte, die man lebendig nach Mexiko führte. Es wäre der junge Monarch, der auf den aztekischen Thron berufen worden, würdig gewesen, zur Zeit des höchsten Glückes das Scepter zu führen, er zeigte sich

aber auch fähig, in den Tagen der größten Noth das Scepter des Reiches zu führen, — bereit, für sein Vaterland zu kämpfen, ja mit ihm unterzugehen.

Wir kehren nun zu den Spaniern nach Tlascala zurück. Ihr Befehlshaber hatte die Genugthuung, seine Truppen, den Verhältnissen gemäß, gut vorbereitet und sicher in besseren Umständen zu sehen, als sich die Armee befand, mit welcher er die Hauptstadt das erstemal eingenommen und behauptet hatte. Seine ganze Kriegsmacht belief sich allerdings nur auf 600 Spanier, worunter 40 Reiter sowie auf 80 Büchsen- und Bogenschützen. Die Meisten waren mit Schwert, Schild und der mit Kupfer beschlagenen Chinantla-Pike bewaffnet. Auch besaß das Heer neun Kanonen von mittlerem Kaliber und seine Munition erschien ausreichend.

Als sich die Truppen zum Abmarsch in Bereitschaft gesetzt, ritt Cortez durch ihre Reihen und sprach zu seinen Soldaten auf eine so herzerhebende Weise, daß hierdurch alle Gefühle der Andacht, Ehre und Ruhmbegierde in ihren Herzen erweckt wurden. Er berührte außerdem die Triebfeder für das Thun so Vieler, ihre Habsucht und Goldgier: kurz, er verstand es, jede Saite im Innern seiner rauhen Gefährten erklingen zu lassen. Alle antworteten dem außerordentlichen Manne, der sie so zu begeistern wußte, mit dem Gelöbniß, für ihren Glauben zu sterben und ihre Sache zum Siege zu führen oder mit ihr unterzugehen!

Hierauf hielt der General eine Heerschau über die Armee der verbündeten Eingeborenen, die, wahrscheinlich sehr übertrieben, auf mehr als hunderttausend Mann angegeben, gewiß kaum mehr als 50,000 Mann zählte. Diese Hülfstruppen bestanden aus der Blüte der tlascaltekischen Kriegsmannschaft, aus streitbaren Cholulanern, Tepeacanern und andern eingeborenen Stämmen, welche sich den Spaniern unterworfen hatten. Sie waren auf ihre eigenthümliche Art mit Bogen und Pfeilen, dem indianischen Schwert oder Mahaquitl, sowie mit der langen Pike bewaffnet und in Heerhaufen getheilt, von denen jeder eine Fahne mit bestimmtem Wahrzeichen führte. Die bedeutendsten Häuptlinge, gefolgt von ihren Ehrenwachen und Edelknaben, befanden sich beim Vortrab. Als die Verbündeten an Cortez vorbeizogen, begrüßten sie ihn durch Schwenkungen ihrer Banner und ihre Kehlen stießen einen gellenden Ton aus, in welchen die Kriegsinstrumente einfielen. Cortez dankte ihnen, indem er sein Barett abnahm.

Unter Marina's Beistand hielt er nun eine kurze Rede an seine indianischen Bundesgenossen, worin er sie besonders darauf aufmerksam machte, daß der Zug ihren alten Feinden gelte. Die Eingeborenen antworteten durch lauten, trotzigen Zuruf, der die Freude anzeigen sollte, welche sie in der Aussicht auf endliche Rache empfanden.

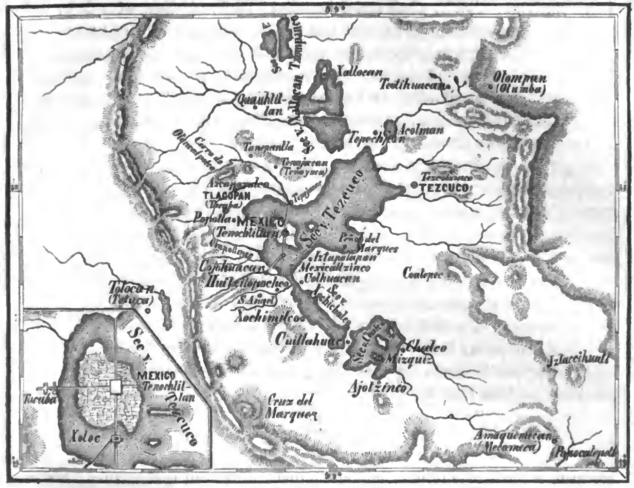
Ehe Cortez das Signal zum Abmarsche gab, veröffentlichte er eine Reihe von Gesetzen oder Kriegsartikeln, wie wir sie heute nennen würden. In der Einleitung zu denselben geht der Befehlshaber von dem richtigen

Gedanken aus, daß Ordnung das große Gesetz aller göttlichen und menschlichen Einrichtungen sei; er betheuert wiederholt und feierlich, sein Hauptzweck gehe dahin, die Heiden aus ihrer traurigen Abgötterei zu erlösen und ihnen die Lehre einer reinen Religion mitzutheilen; als seine nächste Aufgabe bezeichnete er die Pflicht, seinem Kaiser und König, die, wie wir wissen, Kraft des Ausspruchs des Papstes, jenem rechtmäßig (?) angehörenden Länder wieder zu erobern.

Der Codex selbst verbietet alles Schwören und Lästern. Ein Paragraph beschränkt das Spiel, welchem die Spanier zu allen Zeiten leidenschaftlich ergeben waren. Hierauf folgen Regeln zur Aufrechterhaltung der Mannszucht, sowie zur Unterdrückung des Zweikampfes und Haders. Unter Anderem wird z. B. ein jeder Hauptmann bei Todesstrafe verpflichtet, ohne besonderen Befehl nicht den Feind angreifen zu lassen. Zum Schlusse ist Jedem auf's Strengste untersagt, die dem Feinde abgenommene Beute für sich zu behalten. Die Uebertretung dieses Gesetzes ward mit dem Tode und der Confiscation des Besitzthums bedroht, eine Strenge, die vermuthen läßt, daß, so sehr der Eroberer sich auch von religiösen Eifer getrieben gefühlt haben mag, er denn doch für zeitliche Vortheile keineswegs unempfindlich war.

Die Ordonnanzen, vom 22. December datirt, wurden der versammelten Armee am 26. desselben Monats vorgelesen. Zwei Tage später befand sich das Heer auf dem Marsche, begleitet von allen Männern, Frauen und Kindern der Stadt, die herzlichen Abschied von den Kriegern nahmen, und ihre Götter anflehten, die Waffen der Abziehenden mit Sieg zu krönen. Die große Armee der Bundesgenossen entließ Cortez vorerst und gestattete nur einem Theile, etwa 20,000 bis 30,000 Mann, ihn zu begleiten. Die Hauptmacht sollte ihm nachfolgen, wenn die im Bau begriffenen Schiffe vollendet seien. Ihre nächste Aufgabe sollte darin bestehen, jene in sein künftiges Hauptquartier zu schaffen; daher erwartete er ihre volle Mitwirkung bei den nahe bevorstehenden Kriegsoperationen erst zu dieser Zeit. Inzwischen sollten sie bestrebt sein, ihre kriegerische Tüchtigkeit allseitig zu erhöhen.

Drei Wege lagen vor unserem Helden. Er wählte den schwierigsten über die Sierra, weil er ganz richtig schloß, auf diesem die geringste Belästigung von Seiten des Feindes zu erfahren. Die Ersteigung des Hochgebirges bot diesmal noch größere Schwierigkeiten dar, als früher. Der Pfad war steil, rauh, von abgerissenen Baumästen bedeckt und infolge der Winterströme von tiefen Furchen durchschnitten. Je höher sie kamen, um so mehr nahm die Kälte zu, was selbst die Spanier, die in der letzten Zeit sich an ein wärmeres Klima gewöhnt hatten, außerordentlich beschwerlich fanden. Es war Nacht, ehe die müden Krieger den kahlen Gipfel des Gebirgs erreicht hatten. Bald loderten die Feuerreihen empor, an welchen die Soldaten ihre erfrorenen Gliedmaßen wärmten und sich ihr einfaches Abendmahl bereiteten.



Karte des Thales von Meriko zur Zeit der Eroberung; links Lage von Meriko im See von Tezcuco.

Mit dem frühesten Tagesgrauen setzte sich die Armee wieder in Bewegung, vorüber an Baumstämmen, welche die Wege versperrten und von den Eingeborenen zu diesem Zwecke gefällt worden waren. Mit großer Vorsicht bewegten sich die Truppen vorwärts, immer auf der Hut vor feindlichem Ueberfall. Aber sie sahen außer den vierfüßigen Bewohnern des Hochgebirges und gefräßigen Aasgeiern kein lebendes Wesen weit und breit.

Beim Herabsteigen von den Bergeshöhen empfanden die Spanier die höchst wohlthuende Veränderung der Temperatur. Auch die Vegetation bot einen ganz anderen Anblick dar, statt der düsteren Fichte fanden sie die kräftige Eiche, untermischt mit Sykomoren, und tiefer unten den Pfefferstrauch, dessen roth-frische Beeren sich angenehm vom dunkeln Laubwerk des Waldes abhoben; noch weiter unten betraten sie das Reich der Schlingpflanzen, die ihre farbenreichen Blüten über die Zweige der nahen Bäume ausbreiteten und von einem milderen Klima zeugten.

Endlich erreichte die Armee das Thal von Meriko, das, gebadet in goldenem Sonnenschein, wie schlummernd in den Armen riesiger Bergkolosse lag. Die prachtvolle Aussicht erfüllte die Herzen der jungen Soldaten mit Entzücken, und selbst die wortkargen Veteranen, welche dieses Paradies schon geschaut, konnten ihre Bewunderung nicht unterdrücken. „Wir fühlten", sagt Cortez

in einem seiner Briefe, „daß uns keine Wahl blieb, als Sieg oder Tod; und da unser Sinn feststand, bewegten wir uns so leichten Schrittes und so empfänglichen Herzens vorwärts, als wären wir auf einer Vergnügungspartie begriffen.“ — Von nun an bemerkten die Spanier je weiter sie kamen, die Zunahme von Feuersignalen auf den benachbarten Bergspitzen, Beweis genug für sie, daß das Land schon in Allarm war. Bei jeder Wendung des Pfades erwarteten sie, auf den Feind zu stoßen, aber sie erreichten ohne erhebliche Hindernisse das Städtchen Coatepec, wo sie rasteten. Noch spät am Abend machte Cortez auch hier die Runde im Lager, um sich von der Wachsamkeit seiner Truppen zu überzeugen. Er hatte ein Auge, das nie schlummerte und sein Körper schien der Müdigkeit unzugänglich. Es war der unbezwingliche Geist in seinem Innern, der ihn befähigte, allen Beschwerden zu trotzen.

Doch mag er während jener Nacht von mancherlei Zweifeln und Bedenken gequält worden sein. Man befand sich nur noch wenige Stunden von Tezcuco, der weitberühmten Hauptstadt der Acolhuaner. Wie wird man ihn dort aufnehmen? Er hatte guten Grund, anzunehmen daß man ihn nicht mit offenen Armen empfangen werde, denn es waren daselbst seit der Vertreibung der Spanier aus Mexiko wichtige Veränderungen vorgegangen.

Der Leser wird sich erinnern, daß König Cacama wegen der eingeleiteten Verschwörung gegen die Spanier von Cortez abgesetzt, und daß seine Krone an einen jüngeren Bruder, Cuicuitzca, gelangt war. Der entthronte Fürst befand sich, wie wir wissen, unter den Gefangenen, die in der „Nacht der Trübsal“ um's Leben gekommen waren. Sein Nachfolger, der von Cortez ernannte König, mag Anstand genommen haben, in sein Land, das auf Seite der Azteken stand, die Fackel des Krieges zu schleudern. Er begleitete seine spanischen Freunde auf ihrem Rückzuge, und war so glücklich, Tlascala wohlbehalten zu erreichen.

Unterdessen machte Coanaco, ein zweiter Sohn Nezahualpilli's, Ansprüche auf die Herrschaft. Da er seinen Landsleuten und den Azteken in ihrem Hasse gegen die Weißen herzlich beistimmte, wurde seine Wahl zum König vom mexikanischen Kaiser unterstützt und er fand nach seiner Erhebung bald Gelegenheit, seinem Schutzherrn einen Beweis seiner Ergebenheit zu liefern, indem er 45 Spanier, die von den Unglücksfällen in Mexiko nichts wußten und eine große Menge Goldes dorthin bringen wollten, in Tezcuco angreifen, Viele auf der Stelle niedermetzeln, die Andern aber als Opfer für die blutigen Götzen nach Mexiko schaffen ließ.

Einige Monate nach diesem Ereignisse kehrte Cuicuitzca, seines Aufenthaltes in Tlascala müde, heimlich nach Tezcuco zurück, wie es scheint, in der Hoffnung, dort eine ihm günstige Partei zu finden. Aber in dieser Erwartung sah er sich gar sehr getäuscht; denn kaum hatte er seine ehemalige Residenz betreten, als er aufgespürt und als Landesverräther zum Tode verurtheilt wurde. Dies war der Stand der Dinge in Tezcuco, als Cortez

sich seinen Thoren näherte, und nicht ohne triftige Ursache Befürchtungen aller Art in ihm erwachten. Doch schwanden seine Sorgen am folgenden Tage beim Erscheinen einer tezcucanischen Gesandtschaft, die eine goldene Fahne als Friedenszeichen sich vorantragen ließ und im Namen ihres Gebieters den General einlud, seine Quartiere in der Hauptstadt aufzuschlagen. Außerdem gelobten sie in ihres Gebieters Namen, die Oberherrschaft des spanischen Monarchen anerkennen zu wollen.

Cortez verbarg die Freude, welche diese Eröffnungen in ihm hervorrief. Er gebot vielmehr den Gesandten in strengen Worten, vor Allem sich wegen der Ermordung seiner Landsleute zu verantworten, und die ihnen abgenommene Beute augenblicklich auszuliefern. Die tezcucanischen Edeln suchten sich zu rechtfertigen, indem sie die ganze Schuld auf den Kaiser schoben, der auch in den Besitz des Goldes gekommen sei. Dann baten sie den General inständig, für die bevorstehende Nacht sein Quartier in einer der Vorstädte aufzuschlagen, damit ihr König Zeit gewinne, ihn Tags darauf um so würdiger zu empfangen. Durch diese schönen Worte ließ sich Cortez jedoch nicht in seinem Marsche aufhalten, er zog vielmehr bereits am letzten Tage des Jahres 1520 an der Spitze seines Heeres in die ehrwürdige Metropole von Tezcuco, „den Ort der Ruhe", ein.

Gleich beim Betreten derselben fiel Allen die unheimliche Stille in den Straßen dieser volkreichen Stadt schwer auf's Herz. Den Palast des großen Nezahualpilli, eine unregelmäßige Reihe niedriger Gebäude, wies man den Angekommenen als Quartier an. Es war ein weitläufiger Bau, „so umfangreich", schreibt Cortez, „daß nicht allein die eine Armee, sondern noch eine zweite darin hätte Platz finden können." Der General befahl seinen Soldaten, den Einwohnern und ihrem Eigenthume Achtung zu bewahren und verbot ihnen bei Todesstrafe, ihren Standort zu verlassen.

Ueber die Todesstille in der Stadt beunruhigt, schickte Cortez einige seiner Hauptleute nach dem nahen Teocalli, um von dort aus die Straßen zu überschauen. Bald kamen diese mit der Nachricht zurück, fast alle Einwohner haben ihre Häuser verlassen und seien im Begriffe, über den See oder über die Berge davon zu ziehen. Jetzt ward dem General der eigentliche Grund klar, weshalb man gewünscht, daß er die Nacht in einer Vorstadt zubringen möge: die Tezcucaner und ihr Monarch wollten Zeit zur Räumung ihres Wohnsitzes gewinnen. Die Befürchtung, daß Coanaco bereits über alle Berge sei, bestätigten die den Flüchtigen nachgesandten Truppen.

Der Kazike war in der That bereits über den See entflohen.

Der staatskluge Cortez gedachte aus diesem Ereigniß sogleich Nutzen zu ziehen, indem er beschloß, einen andern Regenten auf den Thron zu berufen. Er sammelte einige der wenigen Vornehmen, die in der Stadt zurückgeblieben, um sich, und ließ einen Bruder des entflohenen Herrschers zum König ausrufen. Dieser schwache Prinz nahm die Taufe an und zeigte sich als

ein williges Werkzeug in den Händen der Spanier. Er regierte aber nur wenige Monate. Ihm folgte nach seinem Ableben ein anderes Glied des Königshauses, auf dessen Geschichte wir etwas näher eingehen wollen.

Ixtlilxochitl war auch ein Sohn des großen Nezahualpilli. Mehrere ungünstige Zeichen bei seiner Geburt veranlaßten die Astrologen, dem Könige, seinem Vater, zu rathen, er möge dem Neugeborenen das Leben nehmen, da er sonst mit den Feinden des Landes gemeinsame Sache machen werde. Aber der Monarch meinte, „die Zeit sei gekommen, in welcher die Söhne Quetzalcoatl's das Land in Besitz nehmen würden und wenn der Allmächtige sein Kind zum Mitarbeiter an diesem großen Werke auserkoren habe, so möge Sein Wille geschehen!"

Als der Prinz heranwuchs, entwickelte er eine merkwürdige Frühreife; kaum zwölf Jahre alt, hatte er sich ein kleines Regiment von Knaben seines Alters gebildet, mit denen er die kriegerischen Uebungen seiner Nation vornahm, mimische Gefechte aufführte, ja manchmal die friedlichen Bürger überfiel und sowol Stadt als Palast in Verwirrung versetzte. Einige von seines Vaters alten Räthen erblickten in diesen muthwilligen Streichen höchst bedenkliche Vorzeichen für die Zukunft, so daß sie Nezahualpilli an den Ausspruch der Astrologen erinnerten und ihn baten, den Prinzen unschädlich zu machen. Der jugendliche Tollkopf erfuhr diese Lieblosigkeit und gerieth dadurch so außer sich, daß er an der Spitze seiner kleinen Leibwache in das Haus der königlichen Räthe einbrach, sie aus ihren Verstecken trieb und ohne Gnade tödtete.

Man sieht, mit dem jungen Herrchen war nicht zu spaßen. Sein Herr Papa war über diesen neuen argen Streich gar sehr aufgebracht. Aber die Antwort des kecken Burschen, er habe seinen Feinden nur das angethan, was er von ihnen habe gewärtig sein müssen, sowie die Beweisführung, daß seine Liebe zum ehrenvollsten Berufe, dem des Kriegers, wahrlich nicht die Verfolgung seitens der Räthe des Königs rechtfertige, entwaffnete den alten Monarchen. Soviel ist gewiß, daß der jugendliche Sünder sich später lebhaft an den Kämpfen seines Landes betheiligte und schon mit 17 Jahren in dem Rufe eines tüchtigen Kriegshauptmanns stand. Wie er seinem Bruder Cacama beim Tode des Vaters entgegentrat, wissen wir aus früheren Abschnitten.

Bei der Ankunft der Spanier war der junge Fürstensohn zwanzig Jahre alt; längst den Fremdlingen freundlich gesinnt, vermochte er erst nach seiner Thronbesteigung mit seinem Wohlwollen Thaten zu verbinden, deren Bedeutung für die Spanier von den castilianischen Geschichtsschreibern vielfach gepriesen wird. Gewiß wird Niemand diesem Fürsten den traurigen Ruhm absprechen, mehr als jeder andere Mann in Anahuac den Weißen geholfen zu haben, ihre Ketten um den Nacken seiner Landsleute zu schlingen.

Fünfter Abschnitt.

Belagerung und Uebergabe der Hauptstadt.



Priester, welche die große Trommel schlagen und den Schall der Lärmtrompeten ertönen lassen.

Erstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Wiedereroberung von Meriko.

Einrichtungen in Tezcuco. — Erstürmung von Iztapalapan. Bruch der Dämme. — Erlangte Vortheile der Spanier. Weise Politik des Cortez. — Züge von Sandoval. Transport der Brigantinen. — Erste Recognoscirung der Hauptstadt. — Züchtigung von Xaltocan, Tacuba und anderen Orten. — Expedition des Sandoval nach Chalco. Der Held von Jacapichtla. — Ankunft von Verstärkungen.

(1521.)

Die Stadt Tezcuco hatte wohl die beste Lage, die man für ein Hauptquartier und als Stützpunkt für die Bewegungen eines Heeres wünschen konnte. Sie bot alle Bequemlichkeit in Bezug auf Unterbringung zahlreicher Truppen, sowie alle Mittel zur Herbeischaffung des nöthigen Lebensunterhaltes dar. Ferner lieferte sie eine Menge Handwerker und Arbeiter für die Bedürfnisse der Armee. Vermöge ihrer an Tlascala grenzenden Lage war die Verbindung mit dem Staate hergestellt, dessen Bewohner

Bundesgenossen der Spanier waren, während die geringe Entfernung der Stadt von Mexiko Cortez in Stand setzte, ohne Schwierigkeit die nöthigen Kundschaften in Bezug auf die in der Hauptstadt stattfindenden Veränderungen, ebenso zeitig genug Kenntniß von den Bewegungen zu erlangen, welche ihm galten und beziehendlich ihn bedrohten.

Die erste Sorge des Generals war, den von ihm bezogenen Palast zu befestigen und in Vertheidigungszustand, nicht nur gegen die Mexikaner, sondern auch gegen die Tezcucaner selbst zu setzen. Seit der Erwählung des neuen Regenten war ein großer Theil der Bevölkerung wieder in die Heimat zurückgekehrt; aber trotz einer geflissentlich zur Schau getragenen Ergebenheit konnte Cortez kein rechtes Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der Gesinnungen der Stadtbewohner fassen. Er wußte recht wohl, daß gar Viele derselben durch verwandtschaftliche, sowie andere Beziehungen in naher Verbindung mit den Azteken standen. Am meisten noch traute der General dem jungen Monarchen. Ihn von jedem ungünstigen Einflusse fern zu halten, stellte er den Fürsten unter die Aufsicht einer Art Leibwache, die den ausgesprochenen Zweck hatte, ihn die Sprache und die Religion der Spanier zu lehren.

Tezcuco lag kaum mehr als eine halbe Stunde vom See entfernt, und da den Spaniern viel daran gelegen war, mit demselben in direkter Verbindung zu stehen, so ließen sie durch 8000 indianische Arbeiter, unter der Aufsicht des jungen Ixtlilxochitl, einen Kanal graben, der von den Gärten Nezahualcoyotl's bis an das Gestade des Sees reichte.

Mittlerweile erhielt Cortez Botschaften aus verschiedenen Orten der Nachbarschaft, die ihren Wunsch zu erkennen gaben, Vasallen Spaniens zu werden und sich unter den Schutz seines Repräsentanten zu stellen. Dieser war bereit, ihnen solchen angedeihen zu lassen, aber er verlangte, daß jeder Mexikaner, der den Bereich seiner Schutzempfohlenen betrete, ihm ausgeliefert werde. Einige aztekische Edle geriethen auf diese Weise in seine Gewalt; er begnügte sich vorerst, sie mit dem Auftrage an ihren Kaiser zurückzusenden, ihn zu ermahnen, die fortdauernden Feindseligkeiten einzustellen. Er sei bereit, fügte er hinzu, das Vergangene zu vergessen. Die Mexikaner möchten durch alsbaldige Unterwerfung unter seine Herrschaft ihre Hauptstadt vor den Schrecknissen einer Belagerung retten. Aber die Einwohner von Tenochtitlan hatten zu jener Zeit nur einen Willen, die ganze Bevölkerung dachte an nichts anderes, als die Zumuthungen der Fremden durch den äußersten Widerstand zu beantworten.

Es lag im Plane des Generals, die umliegenden widerspenstigen Städte erst unter seine Botmäßigkeit zu bringen, bevor er die Hauptstadt angriffe. Seine dahin gerichteten Anstrengungen galten zuerst dem alten ehrwürdigen, ungefähr drei Stunden entfernten Iztapalapan, einem Orte von 50,000 Einwohnern. Die Bevölkerung hegte einen großen Haß gegen

die fremden Eindringlinge; denn sie bestand aus den zuverlässigsten Unterthanen des mexikanischen Monarchen.

Eine Woche nach seiner Ankunft in Tezcuco überließ Cortez das Commando der Garnison dem befähigten Sandoval; er selbst führte 200 Mann spanisches Fußvolk, achtzehn Reiter und etwa 3 bis 4000 Tlascalteken gegen Iztapalapan. Der Weg dahin ging den östlichen Ufern des Sees entlang. Gern verweilte das Auge der Dahinziehenden auf den größeren und kleineren Ortschaften, welche am Fuße des Sees lagen; guten Muths schritten sie auf der von Cypressen und Cedernwäldchen beschatteten Straße voran, während sie die „Königin des Thales," die sich stolz aus dem Wasser erhob, mehr und mehr aus dem Auge verloren. Noch warfen die spanischen Veteranen einen trüben Blick auf jenen Knäuel verhängnißvoller Wasser- und Landstraßen, die Mexiko mit dem festen Lande verbanden und die in ihnen so bittere Erinnerungen wieder aufleben ließen. Nun aber beflügelten sie ihre Schritte und waren bald nur noch eine Stunde von dem Orte ihrer Bestimmung entfernt, als sie auf eine ansehnliche aztekische Kriegsmacht stießen, welche ihnen den Weg verlegte. Unverweilt ging man auf die Feinde los, welche nicht lange Stand hielten, sondern nach kurzer Gegenwehr sich in die Stadt warfen. Ein schreckliches Wüthen und Morden begann. Die Azteken kämpften mit der Wildheit gereizter Tiger, aber all' ihr Mühen war umsonst. Die armen Bürger erreichte nun das Schicksal des Krieges, ob Krieger oder nicht, jeder Unglückliche, der den erzürnten Soldaten in die Hände fiel, ward niedergemetzelt. Vergeblich waren alle Zureden, an denen es Cortez nicht fehlen ließ, um der Rachgier der wüthenden Tlascalteken Einhalt zu thun. Mehr als sechstausend Azteken, Männer, Frauen und Kinder, verloren während dieser Schreckensstunden ihr Leben!

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, die von auflodernden Flammen brennender Häuser, welche die Truppen in verschiedenen Stadttheilen angezündet hatten, erhellt wurde. Als jeder Widerstand aufgehört hatte, machten sich die Sieger an's Plündern und dies ging fast noch rascher von Statten, als das Niederwerfen der Feinde. Bald waren die Häuser aller beweglichen Habe von Werth beraubt. Da ertönte von mehreren Orten ganz unversehens der Warnungsruf: „Haltet ein! die Dämme sind durchbrochen!" Und in der That es ward erst ein leises Plätschern, dann ein gewaltiges Rauschen, wie von herandringenden Wasserfluten, vernehmbar. Gleich einem Lauffeuer verbreitete sich unter dem Heere die Schreckensnachricht, daß bereits das Wasser die dem See zunächstliegenden Straßen der Stadt überströme. Voller Bestürzung zog der General seine Leute zusammen und befahl, sogleich die Stadt zu räumen. Wären sie nur drei Stunden länger darin verblieben — so meint Cortez — dann wäre keine Seele davon gekommen. Jetzt wußte der General, was er von einem Feinde erwarten

dürfe, der mit dem Muthe der alten Niederländer lieber sich im Wasser begrabe und seine Städte in Trümmer lege, als sich unterwerfe.

Scharen leichter Truppen beunruhigten den Rückzug der Spanier und ihrer Verbündeten. Mit großer Anstrengung arbeiteten diese sich durch die immer höher steigenden Fluten. Eine Strecke weit war ihr Pfad durch das grelle Licht der brennenden Stadttheile erhellt; aber immer mehr erlosch der Schein und die beladenen Krieger wateten nun unsichern Schrittes durch das Wasser, welches Einigen bis an die Kniee reichte und bald bis zur Brust hinanstieg. Eine Stunde später konnten sie sich nur noch durch Schwimmen retten. Wehe den indianischen Bundesgenossen, die in dieser Kunst nicht geübt waren! Sie mußten alle eines elenden Todes sterben, während die Anderen nach vieler Mühe endlich auf das trockene Land gelangten. Sämmtliche Beute war unterwegs verloren gegangen, das Pulver verdorben, die Waffen und Kleider der Soldaten tropften von Nässe und der kalte Nachtwind machte ihre müden Glieder so steif, daß sie dieselben kaum nachzuschleppen vermochten. Bei Tagesanbruch sahen sie, daß der ganze See von Indianerkähnen wimmelte. Die darin befindlichen Eingeborenen sandten ihnen Steinwürfe die Menge nach; aber die Spanier hatten durchaus keine Lust, sich in weitere Feindseligkeiten einzulassen; ihr einziger Wunsch war vielmehr, die behaglichen Quartiere in Tezcuco zu erreichen, wo sie am Frühmorgen matter und abgespannter, als nach mancher harten Schlacht, ankamen.

Diese Expedition hatte, trotz des Unfalls, der die Erinnerung an sie verewigte, Folgen, welche der Sache der Spanier Gewinn brachten. Das Schicksal Iztapalapan's verbreitete großen Schrecken durch das ganze Thal und es erschienen Abgeordnete aus mehreren Orten der Umgegend, die ihre Unterwerfung kundgaben. Unter Anderen bat auch die Bevölkerung von Otumba, wo die Spanier jenen glänzenden Sieg erfochten hatten, um den Schutz der übermächtigen Fremden; doch die weitaus wichtigste Stadt, welche sich unterwarf, war Chalco, am östlichen Ende des Sees gleichen Namens gelegen.

Der mexikanische Kaiser, der Aufrichtigkeit der Bevölkerung nicht trauend, hatte dorthin eine starke Besatzung gelegt. Die Stadtobersten, damit unzufrieden, ließen infolge dessen heimlich eine Botschaft an Cortez abgehen, mit der Bitte um seinen Beistand gelegentlich der beabsichtigten Vertreibung der ungeladenen Gäste.

Der General zögerte nicht lange und vertraute zu dem Zwecke Sandoval sogleich eine Heeresabtheilung an. Dem thätigen jungen Feldhauptmann gelang es, den Feind in mehreren blutigen Gefechten niederzuwerfen. Triumphirend hielt er in Chalco seinen Einzug. Nachdem er hier die nöthigen Maßregeln zur Sicherung des wichtigen Platzes getroffen, kehrte er — begleitet von den zwei jungen Söhnen des verstorbenen Kaziken — nach Tezcuco zurück.

Cortez empfing die beiden Fürsten sehr freundlich und erfuhr von ihnen, daß ihr Vater vor seinem Tode das lebhafteste Bedauern ausgedrückt habe, Malintzin nicht mehr gesehen zu haben. Der alte Herr war in dem Glauben gestorben, die Weißen seien die von den Orakeln verkündigten Wesen, welche aus dem Osten kommen und das Land in Besitz nehmen sollten und er hatte deshalb seinen Söhnen auf dem Sterbebette eingeschärft, den Fremden ihre Huldigung darzubringen. Die jungen Kaziken beeilten sich, dem letzten Willen ihres Vaters zu gehorchen; da sie aber befürchteten, hiedurch die Rache der Azteken heraufzubeschwören, so baten sie den General in eigener Person um seinen Schutz.

Aehnliche Bittgesuche empfing Cortez von mehreren anderen Städten und schmerzlicher als je fühlte er die Unzulänglichkeit seiner Mittel: „Ich kann Ew. Majestät versichern," schrieb er in einem Briefe an den Kaiser, „daß das drückendste Gefühl nach all' meinen Mühen und Anstrengungen von der Unmöglichkeit herrührt, unsere eingeborenen Freunde, Ew. Majestät ergebene Vasallen, zu unterstützen!" Und in der That, die Kriegsmacht der Spanier reichte kaum zu ihrer eigenen Sicherheit sowie zur Ausführung der nöthigsten Unternehmungen aus. Aber der erfinderische Geist jenes großen Mannes wußte zuletzt doch Rath zu schaffen.

Einige befreundete Stämme außerhalb des Thales, welche die vielen Feuersignale auf den Bergen bemerkten, fürchteten, die Mexikaner möchten zu einem übermächtigen Angriff vorschreiten und die Spanier in ihren neuen Quartieren in eine schlimme Lage versetzen. Sie schickten daher Boten nach Tezcuco und ließen Cortez beträchtliche Verstärkungen anbieten. Der General lehnte das Anerbieten für sich selbst ab; indem er aber zugleich zu verstehen gab, daß die angebotene Hülfe anderen Bundesgenossen wol höchst willkommen sein würde, hatte er die Freude, zu sehen, daß alte Widersacher nach mancherlei Anstrengungen von seiner Seite sich versöhnten. Auf diese Weise gelang es ihm, seinen Verbündeten die gewünschte Hülfe zuzuwenden. Diesem klugen Verfahren verdankte der spanische Befehlshaber später ebenso große Erfolge, als seinen Waffen.

So wankten die Grundfesten des mexikanischen Staatenverbandes mit jeder Stunde mehr. Die großen Vasallen fielen einer nach dem andern von ihrem Herrscher ab. Furcht war das Band gewesen, das die Glieder der Monarchie vereinigt hatte und dieses Band löste sich unter dem Einflusse einer mächtigeren Gewalt, als der der Azteken. Durch den günstigen Stand der Dinge ermuthigt, hielt Cortez den Augenblick zu Unterhandlungen mit der Hauptstadt für gekommen. Er bediente sich hiezu einiger vornehmen Mexikaner, die Sandoval in seinen letzten Gefechten gefangen genommen hatte, und sandte eine zweite Botschaft an Guatemozin ab, mit ungefähr dem nämlichen Auftrag, wie die erste. Aber er erhielt keine Antwort. Der Kaiser besaß einen Geist, so furchtlos, wie der des Cortez selbst. Er suchte weiterem Abfalle dadurch vorzubeugen, daß er Besatzungen in die

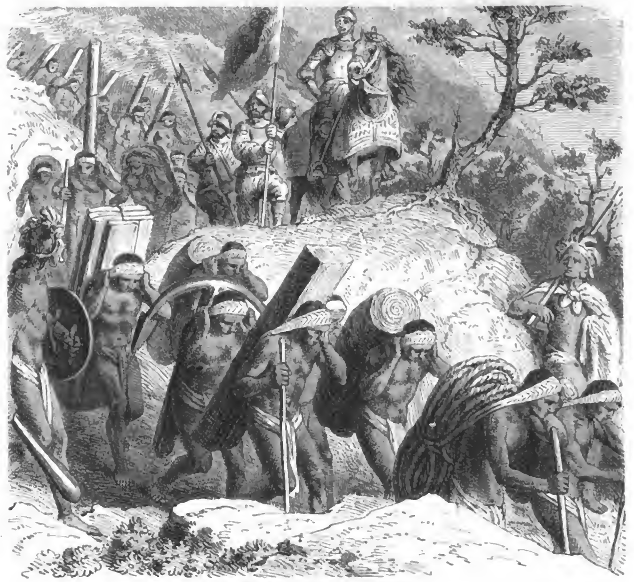
unzuverlässigsten Orte schickte; dann erließ er einigen Lehnsträgern die üblichen Abgaben, während er Ehrgeizige auf hohe Posten berief. So suchte er das sich zerbröckelnde Reich durch seine Energie zusammenzuhalten; zugleich gab er ohne Unterlaß die Unversöhnlichkeit seiner Gesinnungen den Christen kund, indem er befahl, jeden Europäer, dessen man habhaft werden könne, in die Hauptstadt zu schicken, damit er von den Priestern den Landesgöttern geopfert würde.

Unterdessen hatte Cortez die willkommene Nachricht erhalten, daß die Brigantinen vollendet seien und jederzeit ihr Transport nach Tezcuco erfolgen könne. Mit dem Geleite derselben nach dem Stapelplatz beauftragte er nunmehr Sandoval, welchem er 200 Mann spanisches Fußvolk sowie 15 Reiter mitgab. Dieser Liebling des Befehlshabers verband, wenn schon einer der jüngsten Offiziere, ruhigen Verstand und gereiftes Urtheil mit solcher Unerschrockenheit und Ausdauer, daß er für die mißlichsten und schwierigsten Unternehmungen der am meisten geeignete Mann war. Von Geburt ein Medelliner, also ein Landsmann des Cortez und seinem Befehlshaber aufrichtig zugethan, zeigte er sich des Vertrauens desselben in hohem Grade würdig. Viele Worte machte er nicht, vielmehr handelte er lieber, als daß er sprach. Nicht minder muthig als Alvarado hütete er sich dennoch vor jener Verwegenheit, welche den Erfolg oft zweifelhaft macht, sowie vor jener Leidenschaftlichkeit, die so oft den erworbenen Ruhm befleckt. Sein biederes Wesen machte ihn zum Abgott der Soldaten und sein Einfluß auf die Eingeborenen war nicht gering. Leider starb dieser ausgezeichnete Krieger, der das Zeug zu einem großen Feldherrn an sich trug, in der Blüte seiner Jahre.

Sandoval's Weg führte durch Zoltepec, jenes Städtchen, wo die Ermordung der 45 Spanier stattgefunden. Der junge Feldhauptmann hatte Befehl erhalten, die Schuldigen wo möglich herauszufinden, und streng zu bestrafen. An Ort und Stelle angekommen, fand man die Einwohner aus Furcht geflohen, nur in den verödeten Tempeln entdeckte Sandoval zahlreiche Spuren des blutigen Untergangs seiner Landsleute; außer ihren Waffen und Kleidern fand er auch noch die Köpfe mehrerer jener Unglücklichen als Kriegstrophäen aufgesteckt. In dem benachbarten Gefängnisse war folgende Inschrift in castilianischer Sprache mit Kohle an die Wand geschrieben: „Hier ward der arme Juan Juste mit vielen seiner Gefährten gefangen gehalten.“ Dieser Hidalgo gehörte zum Gefolge des Narvaez, und war des Goldes wegen in das Land gekommen, hatte aber statt dessen einen schmählichen Tod gefunden. Die Augen der Soldaten füllten sich mit Thränen, als sie das traurige Schicksal ihrer Waffenbrüder erfuhren. Wohl den Einwohnern, daß sie geflohen waren!

Sandoval trat nun den Marsch nach Tlascala an; kaum aber hatte er die Grenzen der Republik überschritten, so stieß er auf den Zug, welcher die Brigantinen fortbewegte. Zahlreiche Bewaffnete schützten den Transport der einzelnen Bestandtheile zu dreizehn Schiffen von verschiedener

Größe, welche unter der Leitung des erfahrenen Lopez von wenigen spanischen Zimmerleuten, unterstützt von bundesfreundlichen Eingeborenen, deren Anstelligkeit von nicht geringem Geschick zeugte, gebaut worden waren. Nicht weniger als zwanzigtausend Krieger beschützten die Tamanes, welche die auseinandergelegten Fahrzeuge auf den Schultern trugen und in der Mitte des Zuges marschirten. Die Tlascalaner, den Vortrab bildend, standen unter dem Commando eines Häuptlings, Namens Chichemecatl.



Der Transport der Brigantinen.

Aus irgend einem Grunde änderte Sandoval später die Marschordnung, und infolge dessen befand sich nun der Heerhaufen des genannten jungen Kriegshauptmanns beim Nachtrab, eine Aenderung, die dem ehrgeizigen Indianer überaus verletzend vorkam, denn er meinte, die Spitze des Heeres sei der Platz, der, als der gefährlichste Posten, ihm zukomme. Erst die Versicherung Sandoval's, gerade der Nachtrab werde am leichtesten vom Feinde angefallen, beruhigte ihn einigermaßen. Doch noch einmal erwachte seine Unzufriedenheit, als er sah, daß Sandoval längere Zeit ihm zur Seite ritt,

weil er fürchtete, dieser gehe damit um, ihm die künftigen Lorbern streitig zu machen. Wir erwähnen diesen Zug, um die ritterliche Denkweise jener kriegerischen Bergbewohner zu kennzeichnen. Langsam und unter außerordentlichen Anstrengungen erkletterten die Tamanes mit ihrer Bürde die steilen Höhen. Erst am vierten Tage langte die Expedition vor Tezcuco an. Ihr Kommen wurde von Cortez und den Soldaten auf das Freudigste begrüßt. Der General zog, von sämmtlichen Offizieren begleitet — Alle im reichsten Aufzuge — den Herannahenden entgegen, die unter Hörner- und Trompetenklang die Straßen der Hauptstadt betraten, und vom Volke mit dem Rufe empfangen wurden: „Castilien und Tlascala! Hoch lebe unser Herrscher, der Kaiser!"

Es war ein staunenswerthes Unternehmen, das Cortez hierdurch vollbracht sah: diese Fortschaffung von dreizehn Kriegsschiffen auf den Schultern von Menschen, 20 Meilen weit durch die Päſſe und über die Höhenzüge eines unwirthlichen Gebirges hinweg! Seines Gleichen erwähnen kaum noch einmal die Geschichtsbücher der alten und neuen Zeit. Es gehört der Geist eines Cortez dazu, solch ein Wagniß zu ersinnen und sein Muth, es glücklich zu Ende zu führen.

Erste große Recognoscirung.

Nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen gab der General den Tlascalanern Gelegenheit, ihre loyalen Gesinnungen wiederum darzuthun. Schon seit einiger Zeit hatte er einen Plan zur Auskundschaftung Mexiko's und seiner Umgebung entworfen, und zugleich beschlossen, bei dieser Gelegenheit mehrere Orte zu züchtigen, die ihm schimpfliche Botschaften gesandt, oder besonders auffallend eine feindselige Gesinnung kund gegeben.

In den ersten Tagen des Frühlings verließ er Tezcuco an der Spitze von 350 Spaniern und mit dem größten Theile der verbündeten Armee. Alvarado und Olid nahm er mit sich, den Befehl über die zurückgelassene Besatzung übergab er dagegen Sandoval, auf dessen Fähigkeiten er größeres Vertrauen setzte, als auf die des stürmischen Alvarado.

Aber trotz all' seiner Vorsicht waren die Pläne dem wachsamen Feinde nicht verborgen geblieben, der die Gedanken der Eroberer zu errathen schien. Cortez war noch nicht eine Meile weit marschirt, als ihm ein starker mexikanischer Heertheil den Weg versperrte. Es folgte nun ein heftiges Scharmützel, in welchem die Spanier ihre Gegner in die Flucht schlugen und das Feld behaupteten. Hierauf zogen sie weiter nordwärts, wo die Inselstadt Xaltocan (jetzt San Cristobal), am See gleichen Namens gelegen, ihr erstes Ziel war. Die Stadt war rings von Wasser umgeben, und stand mittels Dämmen mit dem festen Lande in Verbindung. Der General ritt an der Spitze seiner Reiterei auf einem solchen Damme vor, bis ihm ein Durchstich, durch welchen das Wasser mit aller Gewalt schoß, Halt gebot. Der See wimmelte

von feindlichen Fahrzeugen, von welchen aus ununterbrochen Steine und Wurfgeschosse auf die Spanier und ihre Verbündeten flogen, was endlich eine solche Verwirrung in deren Reihen anrichtete, daß Cortez den Rückzug anordnete. In diesem Augenblicke wurde er von einem mexikanischen Ueberläufer mit der Nachricht überrascht, daß sich in einer kleinen Entfernung eine gangbare Stelle befinde, durch welche die Armee in die Stadt dringen könne. Dahin ließ er nun sogleich den größten Theil seines Fußvolkes marschiren, während er selbst sich mit dem Reste desselben und mit der Reiterei an dem Zugang zur Passage aufstellte, um den Angriff zu decken.

Die Soldaten durchwateten unter der Leitung des indianischen Führers die seichte Stelle des Sees ohne große Schwierigkeit, obgleich ihnen oft das Wasser bis über den Gürtel stieg. Sobald sie das Festland erreicht hatten, wußten sie sich den Weg mit ihren Schwertern weiter zu bahnen. Der größte Theil der Feinde ergriff die Flucht, und die Stadt fiel der Plünderung anheim. Besonders fanden die Truppen viele Frauen, die ihrem traurigen Schicksal überlassen worden waren. Diese sammt einer Menge von Baumwollstoffen nebst Gold und Nahrungsmitteln fielen in die Hände der Sieger, welche, nachdem sie die Brandfackel in die ausgeraubten Häuser geworfen, im Triumph zu ihren Kameraden zurückkehrten.

Nun ließ sich Cortez nicht so leicht wieder durch Hindernisse abschrecken, er setzte vielmehr seinen Marsch fort, und langte in drei anderen Städten an, die sämmtlich von ihren Einwohnern verlassen worden waren. Die bemerkenswertheste derselben, Azcapozalco, einst die Hauptstadt eines unabhängigen Staates, war zur Zeit der Eroberung der große Sklavenmarkt der Azteken, sowie die Hauptniederlassung der Goldschmiede. Aber die Castilianer fanden nur einen kleinen Vorrath von kostbaren Metallen, denn die Einwohner hatten mitgenommen, was sie fortzuschleppen vermochten.

Während der Nächte bivouakirten die Soldaten auf offenem Felde. Vorsicht und strenge Wachsamkeit that noth, da das ganze Land zu den Waffen gegriffen und auf jeder Hügelspitze Feuersignale brannten, während überall feindliche Massen darauf lauerten, daß die Verbündeten ihnen irgendwo vielleicht eine Blöße zeigen möchten.

Nach Verlauf weniger Tage war man inmitten des üppigen Thales von Anahuac angelangt. Städte und Dörfer lagen über Hügel und Thal zerstreut, und aus ihrer Mitte ragte die stolze Hauptstadt der Azteken, weithin sich ausbreitend, hervor. Jedes Stückchen Land, auf das die Spanier ihren Fuß setzten, war ihnen bekannt — bekannt, wie die Scenen ihrer Kindheit, obgleich mit blutigen Buchstaben in ihre Erinnerung eingegraben.

Vor ihnen lag Tacuba, durch dessen ungastliche Straßen sie vor noch nicht langer Zeit in Furcht und Bestürzung geflohen waren. Hier beabsichtigte der spanische Feldherr sein Hauptquartier aufzuschlagen. Der Widerstand, welchen er vor den Thoren der Stadt fand, wurde niedergeworfen, muthig

und ohne Aufenthalt arbeitete er sich mit seinem Heere durch den feindlichen Streithaufen. In den Vorstädten Tacuba's schlug man die Nachtlager auf. Schon bei Tagesanbruch fanden sich die unermüdlichen Azteken von Neuem bereit, ihnen auf einem freien Platze vor der Stadt eine Schlacht zu liefern. Wiederum zog Cortez gegen sie aus. Nach heißem Gefechte mußten die Indianer die Flucht ergreifen. Nun vermochte der Feind die Stadt nicht länger zu halten. Sie ward von den Siegern nicht nur geplündert, sondern von den wilden Tlascalteken auch theilweise in Flammen gesteckt.

Da Cortez hier einige Tage verbleiben wollte, so bezog er den alten Palast der Herrscher von Tlacopan, eine Reihe niedriger Gebäulichkeiten, ähnlich den meisten Residenzschlössern des Landes. Während seines Aufenthaltes daselbst verging kein Tag ohne Scharmützel mit dem Feinde, die jedoch beinah' alle zu Gunsten der Spanier endeten.

Einer der Hauptzwecke bei dieser Expedition ging dahin, eine Unterredung mit dem aztekischen Kaiser oder einem Großwürdenträger des Reiches herbeizuführen. Eines Tages schien eine passende Gelegenheit zur Erfüllung dieses Wunsches gekommen zu sein. Cortez ritt gegen einen feindlichen Heerhaufen vor, gab das Zeichen des Friedens und fragte durch den Mund seiner schönen Dolmetscherin, ob sich ein großer Häuptling unter demselben befinde, mit dem er sprechen könne. Die Merikaner erwiderten höhnisch, sie Alle seien Häuptlinge, und forderten ihn auf, offen heraus zu sagen, was er wolle. Als der General keine Antwort gab, bemerkten sie lachend: „Malintzin macht der Hauptstadt keinen zweiten Besuch, weil er weiß, daß sich dort kein Montezuma mehr befindet." Damit endigte ohne irgend ein Ergebniß die Unterredung.

Cortez hielt sich nun bereits sechs Tage in Tacuba auf.

Er wollte nicht noch länger dort zubringen, da er den Zweck seiner Expedition erfüllt sah; er hatte die Städte, welche am hochfahrendsten gegen ihn aufgetreten waren, gedemüthigt, die castilianischen Waffen wieder zu Ansehen gebracht und sich mit der Lage der Hauptstadt bekannt gemacht. Von den Verheerungen, die seine Hand im vorigen Jahre angerichtet hatte, entdeckte sein scharfes Auge keine Spur mehr; die aztekischen Truppen, welche das Thal durchschwärmten, schienen wohl ausgerüstet und zeigten einen Muth, der bis zum letzten Augenblicke auszuharren versprach.

Die Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien wurden nicht allein durch die Heere auf blutigem Schlachtfelde ausgekämpft. Oefters ergingen auch gegenseitige Herausforderungen, welche die Hauptanführer einander zuschickten. Es wurden diese Kämpfe auf Leben und Tod auf besonderen, mit der Sorgsamkeit europäischer Turniere ausgesuchten Wahlplätzen durchgefochten. Der aztekische Adel entwickelte dabei eine Tapferkeit und Geschicklichkeit in der Handhabung seiner Waffen, welche oft die Bewunderung der Spanier erregte.

Die Letzteren kehrten auf demselben Wege zurück, auf welchem sie gekommen waren. Ihr Rückzug wurde von den Eingeborenen für Flucht gehalten und mit einem Pfeilhagel begrüßt. Cortez griff nun zu einer Kriegslist, um sich ihrer Belästigung zu entziehen. Er theilte seine Kavallerie in mehrere kleine Züge und verbarg diese im Dickicht, das die Landstraße einfaßte. Das Gros der Armee zog weiter, die Mexikaner folgten, ohne den Hinterhalt zu ahnen. Unversehens jagten nun aus diesem die Reiter hervor, fielen in die feindlichen Flanken ein, während ebenso rasch das Fußvolk Kehrt machte, und durch einen unerwarteten Angriff die Bestürzung der Azteken vollendete, die, von einem panischen Schrecken befallen, keinen Widerstand versuchten, sondern in großer Verwirrung über die Ebene entflohen. Ihnen folgte die Reiterei auf dem Fuße, Alles niederwerfend oder durchbohrend, was sie nur erreichen konnte. Nach dieser derben Lektion ließ der Feind die Verbündeten unbehelligt ihres Weges ziehen.

Bei ihrer Ankunft in Tezcuco wurden die Krieger von ihren Kameraden mit Freuden begrüßt, denn diese hatten während der 14 Tage, welche seit dem Ausmarsch verstrichen waren, nichts von ihnen gehört.

Zwei Tage nach seinem Eintreffen im Hauptquartier erschien wiederum eine Gesandtschaft von Chalco vor unserm Helden, die auf's dringendste seinen Schutz gegen die Uebergriffe der Mexikaner erflehte. Doch die Soldaten waren durch Nachtwachen, angestrengte Märsche, Schlachten und Wunden so abgemattet, daß Cortez ihnen eine kurze Erholung gönnen wollte, ehe er sich zu weiteren Expeditionen anschickte. Er forderte daher die verbündeten Städte zur Unterstützung der Bedrängten auf. Obgleich zu erwarten stand, diese Städte würden ohne Säumen dem Wunsche des Generals nachkommen, so glaubten die Chalcaner doch Gefahr im Verzuge und baten ihren Schutzherrn, selbst zu erscheinen. Nun bedachte sich Cortez nicht länger. Er fühlte die Wichtigkeit Chalco's für sein beabsichtigtes Unternehmen, und detaschirte zum Schutze der bedrohten Stadt, ohne weiteren Zeitverlust, einen Heertheil von 300 spanischen Fußsoldaten und 20 Reitern unter Sandoval's Befehl.

Der energische Feldhauptmann befand sich bald vor Chalco. Von hier aus ging er zu einem Angriff auf Huaxtepec über, einer ansehnlichen Stadt, die zwei Meilen südlich in den Bergen lag und von einer starken mexikanischen Kriegsmacht besetzt war. Die Spanier fanden den Feind schlachtbereit. Wegen des unebenen, mit Gebüsch bedeckten Bodens schickte Sandoval die Reiter zurück und ließ die Musketiere und Armbrustschützen deren Stelle einnehmen. Die Ladungen und Geschosse derselben richteten große Verheerungen in den feindlichen Colonnen an, während der Rest des Fußvolks mit Schwert und Lanze die Flanken des Feindes erschütterte. Nach einem blutigen Handgemenge behaupteten die Spanier das Feld.

Der Sieger beschloß, auf demselben zu übernachten. Man war eben im Begriffe das Abendbrod zu bereiten, als das Lager durch den Schrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" aufgeschreckt wurde. Der Feind mußte sich wieder gesammelt haben. In einem Nu hatten jedoch die Spanier ihre Musketen, Schwerter und Lanzen in der Hand und die Schlacht wurde mit größerer Wuth als zuvor erneuert. Aber trotz der herangezogenen Verstärkungen, trotz der großen Uebermacht war der Erfolg kein besserer. Die siegreichen Spanier trieben ihre Gegner vor sich her, drangen in die Stadt, die von den Einwohnern schon verlassen war, und schlugen nun hier ihre Quartiere auf. Sandoval suchte sich die von den prachtvollsten Gärten umgebene Wohnung des Kaziken aus. Nachdem er sich und seinen Truppen zwei Tage Ruhe vergönnt, richtete er seinen Marsch auf Jacapichtla — ungefähr 3 Stunden östlich. Die Stadt oder vielmehr die Festung lag auf beinah' unzugänglicher Felsenanhöhe. Die feindlichen Einwohner rollten große Felsstücke auf die hinanklimmenden Spanier und brachten diesen dadurch solche Verluste bei, daß die indianischen Verbündeten, von Furcht erfüllt, umkehrten. „Je schwieriger eine Sache, desto weniger schreckt ein Spanier vor ihr zurück!" sagte Sandoval, indem er erklärte, er werde die Festung nehmen oder selbst fallen. Die Reiter stiegen von ihren Pferden und verstärkten das Fußvolk und unter dem Schlachtrufe „San Jago!" stiegen die Tapfern die Felsen hinan. Abermals stürzte ein verheerender Steinhagel ihnen entgegen; doch mit dem Muthe der Verzweiflung folgten die Krieger dem Beispiele ihres trefflichen Führers. Dieser, schon vom vorigen Tage her verwundet, wurde neuerdings am Kopfe verletzt, während mehrere seiner Gefährten neben ihm todt zusammenstürzten. Dennoch ging's aufwärts, immer höher und höher. Nach unglaublicher Anstrengung hatten die Spanier den Gipfel erreicht und befanden sich nun ihrem Feinde gegenüber. Einen Augenblick schöpften sie Athem, dann rannten sie wuthentbrannt auf die Azteken los.

Der Kampf war kurz und hartnäckig, aber entscheidend; fast alle Feinde fielen unter dem Schwerte der Spanier; wer nicht demselben erlag, wurde in die Tiefe hinabgestürzt. Ein kleiner Strom, der am Fuße des Felsens dahinfloß, war bald vom Blute der Indianer so geröthet, und sein Wasser hierdurch so ungenießbar geworden, daß es den Siegern eine ganze Stunde lang unmöglich war, ihren Durst damit zu stillen.

Sandoval, der jetzt den Zweck seiner schwierigen Mission erfüllt glaubte, kehrte im Triumph nach Tezcuco zurück.

Mittlerweile hatte der mexikanische Monarch, die Wichtigkeit von Chalco erkennend, neue Anstalten getroffen, den Platz für sich zu gewinnen. Die Einwohner ließen sich hierdurch nicht einschüchtern, vielmehr setzten sie sich in Bereitschaft, ihre Vaterstadt muthig zu vertheidigen. Indessen die Menge der herannahenden Boote mit Verstärkungen beunruhigte sie doch etwas und so gingen sie abermals die Spanier um Hülfe an.

Die Boten kamen zu gleicher Zeit mit Sandoval und seinen Truppen bei Cortez an, der natürlich über die sich widersprechenden Berichte höchlichst erstaunt war. Er vermuthete Nachlässigkeit von Seiten seines Unterbefehlshabers und statt den Helden von Jacapichtla zu beloben, befahl er ihm ärgerlich, mit seinen Truppen umzukehren, wiederum nach Chalco zu marschiren, und seine Sache noch einmal und besser zu machen. Der wackere Sandoval fühlte sich hierdurch außerordentlich gekränkt, versuchte es aber nicht, sich zu rechtfertigen, sondern begab sich ohne Weiteres auf den Weg nach der kaum verlassenen Indianerstadt.

Noch bevor er sie zu erreichen vermochte, fand eine Schlacht zwischen den Mexikanern und den Bundesgenossen der Spanier statt, aus welcher die Letzteren siegreich hervorgingen. Eine beträchtliche Zahl aztekischer Vornehmen fiel während des Gefechtes in ihre Hände und sie wurden an Sandoval bei seiner Ankunft ausgeliefert. Nun blieb für denselben kaum etwas zu thun übrig. Abermals machte er Kehrt und rückte, kaum ausmarschirt, schon wieder ins Hauptquartier ein. Ob der erlittenen schlechten Behandlung im Innersten verwundet, zog er sich sofort in seine Behausung zurück, ohne sich dem Generale gezeigt zu haben. Dieser hatte sich mittlerweile von dem Unrechte, das er seinen treuen Gefährten angethan, überzeugt; viel zu hochherzig, um dies nicht sogleich einzugestehen, ließ er bald nach der Heimkehr des Schmollenden, diesen zu sich bescheiden und bat ihn wegen seiner Uebereilung um Verzeihung. Gern beruhigte sich Sandoval, denn auch er war viel zu großmüthig, um lange übelwollende Gedanken zu hegen.

Die Arbeiten auf dem Schiffsbauplatze näherten sich nun ihrer Vollendung; bereits in vierzehn Tagen sollten die Brigantinen auf dem See schwimmen. Nur einer unausgesetzten Wachsamkeit von Seiten der Erbauer gelang es, all' die Anschläge der Azteken zu vereiteln, welche es an mehrfachen Versuchen, die Rennschiffe auf den Stapelplätzen zu verbrennen, nicht hatten fehlen lassen.

Zu derselben Zeit trafen eine Menge Gesandtschaften aus verschiedenen Theilen des Landes ein, um Frieden mit den Spaniern zu machen. Doch am willkommensten war diesen die Nachricht von der Ankunft dreier Schiffe in Villa Rica, die 200 Mann mit 70—80 Pferden und hinreichendem Schießbedarf an Bord hatten. Unter den Eingetroffenen befanden sich mehrere angesehene Ritter, darunter der königliche Schatzmeister Julian de Alderete und endlich ein Dominicanermönch mit päpstlichen Ablässen. Die Krieger beeilten sich, die Gnade der Kirche zu erlangen, und nach Verlauf weniger Monate hatte der fromme Mann ein ganz erträgliches Geschäft gemacht.



Mexikanische Bergfeste. (Mitla.)

Zweites Kapitel.

Marsch um den See.

Zweite Recognoscirung. — Treffen auf der Sierra. — Einnahme Cuernavaca's. — Schlacht bei Xochimilco. — Todesgefahr des Cortez. — Ankunft in Tacuba. — Rückkehr nach Tezcuco.

(1521.)

Trotz des wiederholten Beistandes, den Cortez der Bevölkerung von Chalco geleistet, wurde die Stadt doch immer und immer wieder von ihren aztekischen Feinden beunruhigt. Nach kurzer Zeit erschienen abermals Boten im spanischen Lager, die den General um Hülfe angingen. Diesmal wollte Cortez die Sache selbst in die Hand nehmen und das Land so gründlich beruhigen, daß die wichtige Stadt wo möglich auf lange hinaus von ihren

Feinden verschont bleibe. Er gedachte während dieses Zuges aber auch noch andere Absichten zu erreichen und eine kriegerische Promenade um den ganzen See zu machen, damit ihm das Land auch im Süden so bekannt werde, wie es ihm im Westen geworden war.

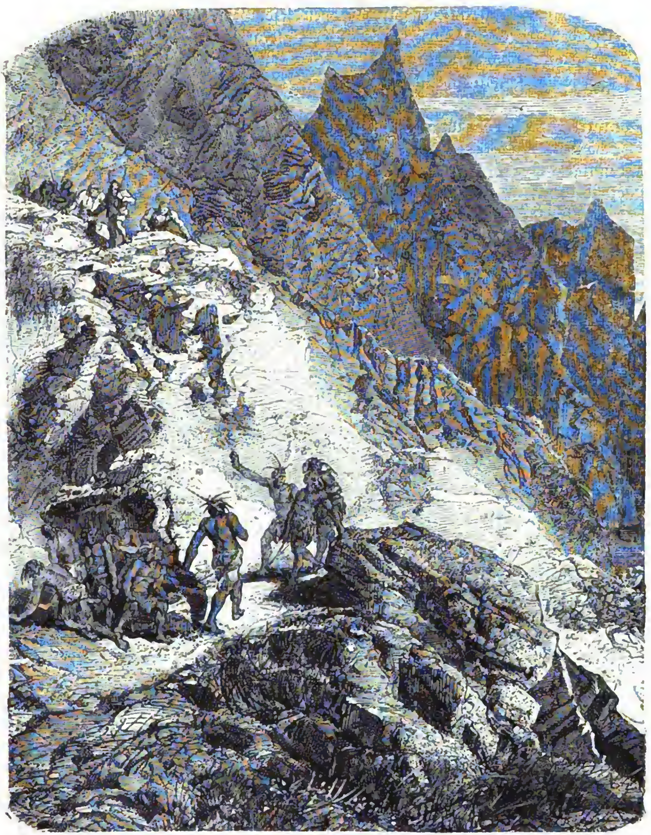
Er wählte zu dieser Expedition 30 Reiter und 300 spanische Fußsoldaten aus und ließ sich von einer ansehnlichen Heeresmacht tlascaltekischer und tezcucanischer Truppen begleiten. Die zurückbleibende Garnison stellte er wiederum unter das Commando seines Lieblings Sandoval, der über die Brigantinen wachen und sie vor den Angriffen der Azteken schützen sollte. Am 5. April trat er den Marsch an und erreichte bereits am folgenden Tage Chalco, wo er eine Anzahl verbündeter Häuptlinge traf. Mit Hülfe seiner treuen Dolmetscher, Donna Marina und Aguilar, machte er ihnen den Zweck seines gegenwärtigen Zuges verständlich und beredete sie, sich ihm anzuschließen. Nun hatte er eine Armee beisammen, so zahlreich, wie noch keine auf irgend einer seiner früheren Expeditionen ihm zur Verfügung gestanden.

Nachdem die Truppen die südliche Seestadt verlassen, ohne ihre Richtung gegen Süden zu verändern, geriethen sie bald in die Schluchten der wilden Sierra, die nach dieser Seite hin das Thal mit ihren stolzen Bergspitzen gleich Festungswerken umgibt. Hoch oben auf den Gipfeln der Felsen befanden sich häufig feste Schlösser und Werke, von denen Steine und Pfeile auf die Vorüberziehenden niederflogen, ohne daß die Spanier ihren wohl geborgenen Feinden etwas anhaben konnten. Erst auf der freien Ebene fühlten sie sich wieder sicher. Dort hielten die Indianer nicht lange Stand — sie flohen. Vor Einbruch der Nacht erreichte die verbündete Armee ein schattiges Wäldchen, zum Lagern und Rasten einladend. Ganz in der Nähe erhob sich eine Felsenanhöhe, die von einer ansehnlichen Kriegsmacht besetzt war und nicht weit davon befand sich ein anderer fester Platz, etwas weniger stark als der erste, der höher lag als jener. Die Steinwürfe, womit die Besatzungen die Spanier begrüßten, blieben auch hier nicht ohne nachtheilige Wirkungen. Cortez, erzürnt über diese Beunruhigung, befahl einen Angriff auf das größere Festungswerk. Der Felsen schien zugänglich, jedoch alle Versuche ihn zu erklimmen, erwiesen sich als vergeblich; denn die Abhänge der Anhöhe waren durch künstliche Mittel so geglättet, daß an eine Ersteigung nicht zu denken war. Als es dunkelte, zog sich Cortez nach dem Maulbeerwäldchen zurück, wo die Armee — bekümmert über ihr verunglücktes Unternehmen — während der Nacht campirte. Doch am folgenden Tage gelang es Cortez, von einer anderen Seite her sich des einen dieser für unzugänglich gehaltenen Felsennester und von der Höhe desselben durch ein wirksames Feuer sich auch des zweiten zu bemächtigen. Nun trat die Armee ihren Marsch nach Huaxtepec an, der reizenden Stadt, wo sich Sandoval schon so wohl befunden hatte und deren Kazike nun auch Cortez und seine Truppen gastlich empfing und freigebig in jenen anmuthigen Gärten bewirthete, deren Pracht

Cortez mit den schönsten Anlagen Castiliens vergleicht. Nachdem die Armee wieder den Weitermarsch angetreten, gelangte sie nach Jauhtepec und anderen Nachbarstädten, deren Einwohner alle ausgezogen waren, um den Spaniern die Straße zu verlegen. Für diese Feindseligkeiten rächte sich das verbündete Heer, indem es die verödeten Städte einäscherte. So gelangte Cortez nach und nach an die südlichen Abhänge der Cordilleren, die viel steiler emporsteigen, als jene nach der Seite des Golfs von Mexiko. Am neunten Tage stand er vor der befestigten Stadt Quauhnahuac oder Cuernavaca, wie sie seitdem von den Spaniern genannt wurde. Es war die alte Hauptstadt der Tlahuicaner und ein reicher, gut bevölkerter Ort, den Azteken tributpflichtig. Diesen Platz wollte Cortez für sich gewinnen und obgleich die Bewohner tapfern Widerstand leisteten, wurden sie dennoch gezwungen, den Spaniern die Stadt zu überlassen und in das nahe Gebirge zu fliehen. Brasseur bestätigt in Betreff der Einnahme jener Stadt folgende, etwas abenteuerlich klingende Erzählung: Vor dem Orte befand sich eine acht Klafter tiefe Schlucht, über welche nur zwei Brücken führten. Diese hatten die Einwohner abgebrannt und so schien jeder Zugang den Belagerern verwehrt, als im Augenblicke, da man es am wenigsten vermuthete, ein Tlascalteke ein ebenso kühnes als außergewöhnliches Mittel versuchte, in die Stadt zu dringen. Auf beiden Seiten der Felsen bogen sich zwei Bäume, welche einander sich zuneigten und ihre Zweige verschlangen, weit über den Abgrund hinaus, gewissermaßen eine luftige Brücke bildend. Mit bewundernswerther Kaltblütigkeit sprang nun der waghalsige Republikaner von einem Aste zum andern und überkletterte den Schlund in wenigen Sekunden. Hierauf schwangen sich ungefähr dreißig Spanier auf dem gefährlichen grünen Bogen ihm nach; nur drei glitten aus und während diese in die Tiefe hinabrollten, zogen die Soldaten einer nach dem andern hinüber nach den Mauern Quauhnahuac's. Da indessen der Geschichtsschreiber Bernal Diaz, ein Gefährte des Cortez, und anerkannt ein verlässiger Erzähler, behauptet, die Luftreise mitgemacht zu haben, so wollen wir die Sache nicht anzweifeln.

In dem genommenen Platze ward die Brandfackel geschwungen; bald standen mehrere Gebäude in Flammen und es begann wiederum eine Plünderung, wodurch sich die Sieger für alle überstandenen Gefahren entschädigten. Hierdurch eingeschüchtert, erschienen die zitternden Oberhäupter der Stadt vor Cortez und baten um Gnade, die ihnen auch gewährt wurde. Doch dem Plündern konnte nur mit Mühe Einhalt gethan werden.

Nachdem der spanische Befehlshaber durch die Einnahme noch anderer Städte seinen Zweck theilweise erfüllt sah, wandte er sich wieder nördlich, um den großen Bergwall, der ihn vom Thale trennte, zu überschreiten. Die Abhänge und Gipfel desselben, von dichten Fichten- und Eichenwäldchen bedeckt, hoben sich scharf von der ganzen Landschaft ab und verliehen ihr einen eigenthümlich düsteren Charakter.



Die Uebersteigung der Sierra.

Das Erklimmen dieser Bergkette war durch Felsstücke und Steine, die auf dem Wege lagen, sehr erschwert.

Dazu war das Wetter schwül und der steinige Boden entbehrte alles Wassers; von Schritt zu Schritt vermehrten sich die Beschwerden, welche die Armee

in den Pässen, sowie auf den starren Höhen dieser Gebirgszüge zu ertragen hatte. Besonders war es der Durst, welcher sie peinigte, so daß mancher Mann ohnmächtig ward und eine Anzahl indianischer Verbündeten vor Ermattung umkamen.

Die Marschroute scheint den Heereszug über die östliche Schulter des Berges, Cruz del Marques, geführt zu haben; denn mit einem Male entfaltete vor ihren Blicken das Thal von Mexiko seinen unendlichen Zauber. Die üppige Pracht und Schönheit seiner Naturreize, die Menge blühender Städte, hingelagert rings um den klaren See, dessen Oberfläche wie ein Spiegel in Porphyrrahmen glänzte, erhob die Herzen der erschöpften Krieger und erfüllte sie mit frischem Muthe, denn die Tagesbeschwerden näherten sich ihrem Ende.

Die erste Stadt, die der General angriff, war Xochimilco, oder das „Blumenfeld," was sein Name eigentlich bedeutet, eine der mächtigsten und reichsten, sowie der aztekischen Herrschaft ergebensten Städte und, wie Mexiko selbst, theilweise über dem Wasser erbaut. Als die Spanier vorrückten, wurden sie durch Plänkler beunruhigt, die sich jedoch, nachdem sie ihre Pfeile abgeschossen, rasch auf und davon machten. In der Nähe jener Stadt angekommen, bemerkte Cortez, daß vor ihren Mauern eine ansehnliche Kriegsmacht seiner harre, deren Stärke indessen, wie sich später erwies, in Wirklichkeit seine Vermuthungen bei weitem übertraf. Ihm den Eingang zu verwehren, hatte sie Verschanzungen aufgeworfen, wodurch sie glaubte, sich vor dem Musketenfeuer geschützt zu haben. Doch nach heißem Kampfe mußte der Feind weichen und die Flucht ergreifen, verfolgt über Straßen und Feldwege. Cortez machte sich mit geringer Begleitung aus dem Getümmel los und wählte vor der Stadt eine Stelle, von wo aus er die Verfolgung des Feindes überwachen konnte. Hier befand er sich nicht lange, als er sich plötzlich von einer starken feindlichen Schar angefallen sah. Mit der ihm eigenen Furchtlosigkeit warf er sich dem Feinde entgegen, aber die Uebermacht war zu bedeutend. Sein Pferd stürzte zusammen, er selbst erhielt einen heftigen Schlag auf den Kopf, so daß er zu Boden sank und ehe er sich noch wieder erheben konnte, ward er überwältigt und von den Indianern im Triumphe fortgeschleppt. In diesem kritischen Momente gewahrte ein Tlascalteke die Noth des Generals. Wie ein Tiger sprang der treue braune Bundesgenosse in den dichtesten Schwarm der Feinde und brachte sie durch ungestümen Angriff zum Stehen. Hierdurch gewannen zwei der Begleiter des Cortez Zeit, ihm zu Hülfe zu eilen. Heftig entbrannte nun der ungleiche Kampf von Neuem. Doch gelang es dem Feldherrn, unterstützt durch seine Leute, sowie durch die kräftigen Arme des hülfreichen Indianers, wieder in den Sattel zu kommen und nun den Angreifer die Wucht seines Armes empfinden zu lassen. Mittlerweile hatte das Waffengeklirr und zunehmende Schlachtgeschrei die Ohren der Spanier erreicht. Eine Anzahl derselben ließ von der allzueifrigen Verfolgung ab und fiel den Feind rasch im Rücken an. So von beiden Seiten eingeklemmt, ward er entweder zusammengehauen oder in den See gestürzt.

Die Hülfe kam für den bedrängten Befehlshaber gerade noch zur rechten Zeit. Verloren wäre er sicherlich gewesen, hätte ihm nicht die Gewohnheit der Indianer, ihre Feinde lebendig in ihre Gewalt zu bringen, das Leben erhalten. Ihn zu erschlagen, fehlte es seinen Bedrängern nicht an Zeit. Dies war die größte persönliche Gefahr, in welche Cortez bisher gerathen war.

Noch während der Dämmerung zogen die Spanier und ihre Verbündeten in die Stadt ein. Von der Platform des nächsten Teocalli ward sogleich die Umgebung recognoscirt. Es bot sich hier ein Anblick dar, der einen noch muthigeren Geist, als den unseres Helden in Bestürzung versetzt haben würde. Auf dem See befand sich Kahn an Kahn, so daß die Fahrzeuge kaum an einander vorüber kommen konnten; aber auch alle Straßen überdeckten stundenweit bewaffnete Indianer. Kaum hatte nämlich Guatemozin die Ankunft der Weißen in Xochimilco vernommen, als er eine starke Heeresmacht zur Befreinng der getreuen Stadt aufbot. Sie war auf dem Marsche dahin begriffen und jetzt nur noch wenige Meilen von ihrem Ziele entfernt.

Cortez traf rasch Vorbereitungen zu ihrem Empfang. Er stellte eine Abtheilung Lanzenträger an dem Platze auf, wo die Azteken wahrscheinlich landen würden und unterließ es nicht, sich während der Nacht zu wiederholten Malen von der Sicherheit seines Lagers zu überzeugen.

Doch während der Dunkelheit verhielt sich der Feind ruhig, erst beim Tagesgrauen erstürmte er die Stadt und griff die Spanier in ihren Quartieren an. Cortez ließ die Wüthenden nahe herankommen; wohlzielend standen Arquebusiere und Armbrustschützen bereit, sie zu empfangen. Jetzt ertönte das Rollen des Feuers, rasch folgte Ladung auf Ladung, die feindlichen Reihen lichteten sich, und geriethen in Unordnung. Sie wichen und ergriffen zuletzt die Flucht. Das Fußvolk mit langen Piken, und die Reiterei mit verhängtem Zügel verfolgten die fliehenden Azteken und jagten einige Stunden weit hinter ihnen her. Doch die Schlacht war hiemit noch nicht beendigt. Die Mexikaner trafen auf zahlreiche Verstärkungen, und nun wurden *sie* die Verfolger — die Spanier die Fliehenden. Mit knapper Noth erreichten diese die Stadt, wo die Hauptarmee der Verbündeten den Bedrängten ihre Reihen öffnete. Der Kampf begann von Neuem und lange schwankte die Wagschale des Sieges auf und nieder. Endlich gewann die castilianische Tapferkeit, oder vielmehr ihre Kriegskunst und Disciplin die Oberhand. Der Feind wich, und bald wurde aus dem Rückzuge eine wilde Flucht, bei welcher ihm so beträchtliche Verluste beigebracht wurden, daß er nicht daran denken konnte, die Schlacht zu erneuern.

Jetzt waren die Spanier unbestrittene Herren der Stadt und ihres Gebietes. Es war ein wohlhabender Ort, dessen Betriebsamkeit in der Erzeugung von baumwollenen Waaren, von Federmosaik und verschiedenen Luxusartikeln bestand. Hier winkte den Soldaten reiche Beute; die Plünderung begann. Doch während sie damit beschäftigt waren, landeten feindliche Indianer,

griffen einen Trupp mit ihrer Kriegsbeute Dahinziehender an und nahmen vier der am schwersten Bepackten gefangen. Dies verursachte größeren Schrecken unter der Armee, als wenn Hunderte auf dem Schlachtfeld geblieben wären. Es war in der That unerhört, daß sich vier Spanier hätten so ohne Weiteres lebendig fortschleppen lassen. Die Unglücklichen wurden im Triumph in die Hauptstadt gebracht, um bald nachher geschlachtet zu werden. Guatemozin ließ ihren Leichnamen Arme und Beine abschneiden, und dieselben, mit der Verheißung, „so müsse es allen Feinden Mexiko's ergehen", den umliegenden Städten zuschicken.

Nachdem man die Stadt ausgeplündert, und zur Strafe für den geleisteten Widerstand einige der vornehmsten Gebäude des Ortes angezündet hatte, rüstete man sich zum Abmarsch. Cortez hütete sich, einem nochmaligen Angriffe sich hier auszusetzen, er musterte vielmehr am vierten Morgen nach seiner Ankunft die Armee auf einer benachbarten Ebene. Viele traten, keuchend unter der Last ihrer Beute, an, was der General mit Unwillen bemerkte. Er stellte ihnen das Unkluge ihrer Handlungsweise vor; aber seine Beredsamkeit war in diesem Falle verschwendet. Sie entgegneten ihm, sie hätten ein Recht auf die Frucht ihrer Siege, und was sie mit ihren Schwertern genommen, wüßten sie auch mit ihren Armen zu vertheidigen.

Nun begann der Weitermarsch.

Unterwegs ließen sich allerdings kleinere, feindliche Trupps in bescheidener Entfernung blicken, indessen die Armee erreichte ohne besondere Gefährde noch zu guter Zeit Cojohuacan, eine ungefähr zwei Meilen von Xochimilco entfernte Stadt, deren Einwohner alle geflohen waren. Hier machte Cortez Halt und ließ seine Truppen zwei Tage lang rasten, und die Verwundeten verpflegen. Er selbst recognoscirte unterdessen mit einem starken Detaschement die Umgebung. Ueberall fand er die feindlichen Scharen auf ihrer Hut. Da es aber nicht in seinem Plane lag, mit ihnen anzubinden, so kehrte er, zumal er erreicht hatte, was er wollte, nach seinem Quartiere zurück.

Früh am folgenden Tage befand sich die Armee auf dem Marsche nach Tacuba. Auch dieser Zug ging nicht ohne Widerwärtigkeiten vor sich; Cortez kannte noch nicht hinlänglich die aus Hinterhalten und Kriegslisten, nach Art der heutigen Rothhäute, gemischte schlaue Kampfweise der Azteken. Beim Ueberschreiten des südlichen großen Dammes und zwar bei dessen Durchschnittspunkte, Xoloc, erlitt er einen herben Schlag, indem er seine zwei treuen Diener in einem an sich unbedeutenden Zusammenstoß einbüßte. Die Unglücklichen fielen leider lebendig in die Hände ihrer Feinde und sahen zuverlässig einem schrecklichen Tode entgegen.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als die Verbündeten die alte Hauptstadt der Tepaneken betraten. Auch hier kam es dem General vorzugsweise darauf an, die Umgegend zu durchforschen. Er lud zu diesem Zwecke einige der jüngst angekommenen Ritter, darunter Alderete, den

königlichen Schatzmeister, ein, mit ihm den höchsten Teocalli der Stadt zu besteigen. Die Scene, welche sich darbot, war einem Theile seiner Begleiter ganz neu. Und in der That, was ihr Auge erschaute, war unvergleichlich schön. Kaum eine Stunde entfernt breitete sich, vom See umschlossen, das Venedig der Neuen Welt aus, umschwärmt von zahlreichen Booten der Marktbesucher sowie von Barken bewaffneter Krieger. Ergriffen von dem Zauber dieses Anblicks, erklärten die Neuangekommenen, nur der Wille Gottes könne ihre Landsleute wohlbehalten hierher in dieses Paradies, in ein so mächtiges Reich geführt haben.

Inmitten dieses Kreises bewundernder Freunde und Genossen stand der Mann, der dies vollbracht hatte, mit umwölkter Stirne da; schwere Seufzer, die seinen Lippen entfuhren, verriethen die bangen Gedanken seiner Seele. „Tröstet Euch!" sagte einer der Ritter, der seinen Trübsinn dem kürzlich erlittenen Verluste zuschrieb, „tröstet Euch! Man darf sich solche Dinge nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Der Krieg bringt sie mit sich, wie vieles Andere."

Des Generals Antwort verkündete die Natur seiner Betrachtungen. „Ihr seid meine Zeugen", erwiederte er, „wie oft ich die Bewohner jener Stadt aufforderte, sich mir zu überliefern. Ich bin von Kummer erfüllt, wenn ich der Gefahren gedenke, welche meine tapfern Mitstreiter noch zu überwinden haben, ehe wir Meriko werden unser nennen können. Aber die Zeit ist gekommen und wir müssen die Hand an's Werk legen." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Cortez mit jedem Manne seines Heeres fühlte, man sei auf einem Kreuzzuge begriffen, und dennoch ist es erschütternd, wenn wir die Bekümmerniß wahrnehmen, die sich in seinen Worten ausspricht — und vielleicht noch mehr in seinem Schweigen, als ihm die Bilder der Verwüstung vor die Seele traten, die er über das prächtige Tenochtitlan zu verhängen im Begriffe stand.

Tacuba war derselbe Punkt, welchen die Spanier auf ihrem ersten Kundschaftszuge durch den Norden des Thales erreicht hatten. Diesmal waren sie also um den ganzen See herumgekommen. Der Feldherr hatte sich während seines dreiwöchentlichen Marsches die Umgebung der Hauptstadt nach allen Richtungen angesehen, sowie mit eigenen Augen die Anstalten zu ihrer Vertheidigung wahrgenommen. Eine Ursache, in Tacuba länger zu verweilen lag nicht vor, zumal die Nähe von Meriko zu jeder Stunde Gefahren herbeiführen konnte. Am nächsten Morgen trat man daher zeitig den Weitermarsch an. Man stieß diesmal auf weniger Hindernisse, als am vorigen Tage, woran wol das eingetretene stürmische Wetter schuld gewesen sein mochte.

In Acolman begegnete Cortez dem eifrigen Sandoval in Begleitung des wohlgesinnten Kaziken von Tezcuco, sowie mehrerer neuangekommener spanischer Ritter. Man vernahm mit freudigem Zuruf die Nachricht, der Kanal sei vollendet und auch die Brigantinen könnten jeden Augenblick in den See gelassen werden. Jetzt konnten die Operationen gegen Meriko beginnen.

Seine letzten Stunden waren gekommen.



Drittes Kapitel.

Belagerung von Mexiko.

Verhältnisse in Spanien. — Entdeckung einer Verschwörung in der Armee. — Die Brigantinen werden in den See gelassen. Große Musterung und Vertheilung des Oberbefehls über die drei Hauptcorps. Flucht und Hinrichtung des Xicotencatl. Abmarsch nach den drei Hauptquartieren. Beginn der Belagerung. Die indianische Flotte wird besiegt. Besetzung der Landstraßen. Verzweifelte Angriffe und ausdauernde Gegenwehr. Die ehemaligen Quartiere der Spanier werden verbrannt. Unerschütterlicher Muth der Besiegten. Bau der Baracken für die Truppen.

(1521.)

Zur nämlichen Zeit, als Cortez seine Vorbereitungen für die Belagerung der Hauptstadt traf, arbeitete in seiner Heimat eine ihm übelwollende Partei an der Vernichtung seines riesigen Werkes. Die Zügel der Regierung befanden sich damals in den Händen Adrian's von Utrecht, des Erziehers Karl's V. und nachmaligen Papstes. Obgleich ein Mann von Wissen und Geist, war er doch gar bedächtig und zaghaft in politischen Dingen — er hatte nur wenig von der Thatkraft seines Vorgängers, des Cardinals Ximenes, geerbt.

Im Frühjahre 1521 schienen die Pläne unseres Helden weniger durch die Ermannung des aztekischen Volkes, als vielmehr am meisten durch einen jüngst an das königliche Audienzgericht von Hispaniola ergangenen Befehl bedroht. Hiernach sollte der unglückliche Commandant Narvaez aus seiner Gefangenschaft befreit, und ein Schiedsrichter mit der Vollmacht, die Papiere des Cortez und die mexikanischen Angelegenheiten überhaupt zu untersuchen, nach Neuspanien abgesendet werden. Ein gewisser Tapia wurde zu diesem Amte erkoren.

Glücklicherweise gab es aber noch Leute am Hofe, welche das gehässige Verfahren gegen den Eroberer Mexiko's mißbilligten und den gegenwärtigen Augenblick am wenigsten für passend hielten, um Maßregeln ergehen zu lassen, die den kühnen Mann hätten entmuthigen können; und so unterblieb einstweilen die Ausführung der Untersuchung, was Cortez gestattete, auf seiner ebenso glänzenden als gefahrvollen Laufbahn ungestört fortzuwandern.

Doch eine andere Gefahr tauchte für ihn auf, eine Gefahr, die nicht nur seine Autorität, sondern sein Leben bedrohte. Unzufriedene aus den unverbesserlichen Reihen der ehemaligen Narvaez'schen Truppen hatten eine Verschwörung angezettelt. Urheber derselben war ein gemeiner Soldat — Antonio Villafaña. Er gehörte zu denen, die wenig von dem wahren Heldengeiste der alten Gefährten des Cortez besaßen, und die Siegeslorbeern allein für einen zu schwachen Lohn ihrer Mühen und Leiden hielten.

Zu diesen Männern gesellten sich Andere, die persönlichen Widerwillen gegen ihren Feldherrn hegten, und noch Andere, denen das Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg des Krieges abhanden gekommen war. Die Mehrzahl dieser Leute hätte gerne ohne Blutvergießen das gewagte Unternehmen im Stich gelassen und wären lieber heute als morgen nach den Fleischtöpfen Cuba's zurückgekehrt; aber wie konnten sie dies ausführen Angesichts der großen Herrschaft, welche Cortez über eine Menge ihrer Kameraden ausübte? Das einzige Mittel zur Erreichung ihres Zweckes schien ihnen, Cortez, Sandoval, Olid, Alvarado nebst zwei oder drei anderen dem Generale ergebenen Hauptleuten zu ermorden. Dann wollten die Verschwörer in den Ruf: „Freiheit!“ ausbrechen, nicht zweifelnd, daß der größte Theil der Armee sich ihnen anschließen würde. Das Commando sollte nach Cortez' Tode dem Francisco Verdugo, der nicht Mitschuldiger bei dem bösen Anschlage, aber als Schwager des Velasquez für einen einflußreichen Mann angesehen war, übergeben werden. Zur Ausführung des Mordplanes bestimmte man den Tag nach der Rückkehr des Generals von der Expedition um den See. Man hatte sich dahin geeinigt, ihm ein angeblich aus Castilien für ihn angekommenes Packet bei Tische zu überreichen. Während er mit dem Oeffnen der Depesche beschäftigt sei, wollten die Verschwörer über ihn und seine Vertrauten herfallen, und sie aus der Welt der Noth und

Plagen befördern. Aber um einer Verschwörung den Erfolg zu sichern, darf zwischen Entstehen und Ausführen derselben nur eine kurze Spanne Zeit liegen. Am Vorabende des anberaumten Tages wurde einer der Mitbetheiligten von Gewissensbissen ergriffen. Er begab sich in das Hauptquartier und warf sich reuig dem General zu Füßen. Seine Verzeihung anflehend, entdeckte er ihm den ganzen schändlichen Plan und fügte seinem Schuldbekenntniß die weitere Eröffnung hinzu, daß Villafaña in seinem Oberkleide eine Liste mit den Namen der übrigen Verschwörer verberge. Cortez war von dieser Nachricht wie vom Blitze getroffen; indeß verlor er keinen Augenblick. Er ließ Alvarado, Sandoval, Olid und die anderen gleich ihm dem Tode geweihten Offiziere zu sich rufen, und begab sich mit ihnen, nachdem er ihnen den Stand der Dinge mitgetheilt, unter Begleitung von vier Armee-Gerichtsboten, nach Villafaña's Quartier.

Man fand diesen in eifriger Unterredung mit drei Freunden, die augenblicklich ergriffen und unter scharfe Aufsicht gestellt wurden. Villafaña gerieth über das plötzliche Erscheinen des Feldherrn in die höchste Bestürzung. Indeß hatte er noch so viel Geistesgegenwart, die Namensliste der Mitverschworenen aus seiner Brusttasche zu reißen und in den Mund zu schieben. Aber bevor er das Papier verschlucken konnte, hatte Cortez dasselbe erfaßt und ihm entrissen. Ein Blick genügte, den Inhalt zu überfliegen, jedoch die wenigen Sekunden waren völlig hinreichend, um Namen von Personen zu erfahren, in welchen der General nun und nimmer Mitschuldige eines solchen Bundes vermuthet hätte. Nachdem er sich von seinem schmerzlichen Erstaunen erholt, zerriß er die für so Viele verhängnißvolle Rolle und befahl, Villafaña in Gewahrsam zu bringen. Von einem eilig zusammenberufenen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, wurde der Rädelsführer vor einem Fenster seiner eigenen Wohnung aufgeknüpft.

Diejenigen, welche von der Verschwörung nichts wußten, waren von diesem Schauspiele sehr überrascht, während die Mitschuldigen des Hingerichteten voll Bestürzung einem ähnlichen Schicksale entgegensahen. Aber sie täuschten sich. Cortez ließ es bei dem Tode des Hauptes der Verschwörung bewenden, denn seine Armee war nicht groß genug, um weitere Verluste ertragen zu können. Auch entging es dem Menschenkenner nicht, daß er für die ganze übrige Zeit seines Lebens in eine feindliche Stellung zu seinen, ihm nun wohlbekannten Widersachern gerathen müsse, wenn man ahne, daß er von ihrer Schuld unterrichtet sei. Daher ließ er sämmtliche Truppen zusammentreten und erklärte ihnen mit kurzen Worten die Ursache von Villafaña's Hinrichtung; er gab vor, der Verbrecher sei ohne Geständniß gestorben, dann drückte er seinen Kummer darüber aus, daß es Jemand unter seiner Armee gegeben habe, der solch' einer niederträchtigen Handlung fähig gewesen, und schloß mit der Aufforderung, seine Kriegsgefährten möchten ihm offen sagen, ob er ihnen guten Grund zur Unzufriedenheit gegeben habe.

Alles schwieg, und die Sache verlief ohne weitere schlimme Folgen. Wol aber bildete sich seit jenen Tagen eine Leibgarde von Freiwilligen, die sich gelobten, ihren General Tag und Nacht vor Verrath und Gefahr zu schützen.

Wie wir bereits erwähnt, harrten die Brigantinen völlig ausgerüstet und segelfertig des vom Stapel Laufens. Auch der Kanal, der die Kräfte von fast 8000 Mann während beinah' zwei Monaten in Anspruch genommen hatte, war vollendet. Cortez beschloß, das Glück verheißende Ereigniß durch einen pomphaften Akt zu verherrlichen.

Am 28. April traten die Truppen unter Waffen, und die Bevölkerung von Tezcuco versammelte sich, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Erst las Pater Olmedo eine feierliche Messe, dann beichtete die ganze Armee und empfing das Sacrament des Altars. Hierauf wurde der Segen über die kleine Kriegsflotte gesprochen und endlich das Signal zum Vomstapellassen gegeben. Als die Schiffe in den salzigen Fluten des Sees auftauchten, von den rauschenden Klängen kriegerischer Musik begleitet und mit den stolz flatternden castilianischen Fahnen auf dem Maste, da erhob sich weithin hörbar ein Ruf der Bewunderung aus der zahllosen Menge der Zuschauer, der sich mit dem Donner des Geschützes aus den Schiffen und vom Ufer vermischte.

Das Nächste, was der General that, war, daß er seine Kriegsmacht auf dem großen freien Platze in der Hauptstadt musterte. Sie belief sich auf 87 Mann Reiterei und 818 Mann Fußvolk, unter denen sich 118 Büchsen- und Bogenschützen befanden; er konnte über 3 große eiserne Feldstücke und 15 leichtere Geschütze verfügen. Auch mit Kugeln, Pulver und Pfeilgeschossen war er reich versehen. Zur Bedienung der Flotte wurden nach Bernal Diaz im Ganzen 300 Mann verwendet, worunter mancher stolze Hidalgo, der sich nur gezwungen zum Schiffsdienste heranziehen ließ. Jedes der Rennschiffe war mit einem Stück schweren Geschützes versehen. Mit Inbegriff der dreizehn Schiffe war Cortez noch nie so gut zum Kriege gerüstet gewesen.

Bereits hatten seine Bundesgenossen die Aufforderung erhalten, nunmehr die versprochenen Hülfstruppen zu senden. Diejenigen von Tlascala bestellte er nach Tezcuco, die Uebrigen sollten sich in Chalco sammeln. Nach zehn Tagen kamen die vom jungen Xicotencatl angeführten und von Chichemecatl begleiteten Tlascalteken am Orte ihrer Bestimmung an. Es waren — nach den Berichten des Cortez — 50,000 Krieger, welche in ihrem besten kriegerischen Schmucke unter dem großen Nationalbanner mit dem Wappen der Republik (einem Adler, der seine Schwingen ausbreitet) stolz einherzogen. Als sie, männlichen Schritts, als zögen sie zur Schlacht, durch die Thore der Stadt marschirten, ertönte überall der Ruf: „Hoch Castilien und Tlascala!"

Die Beobachtungen, welche Cortez auf seinem Kundschaftszuge angestellt, veranlaßten ihn, seine Kriegsmacht in drei verschiedene Lager zu vertheilen, die er in den am Ausgang der großen Dammwege liegenden Städten aufschlagen ließ. Durch diese Einrichtung konnten die Truppen von mehreren

Seiten auf die Hauptstadt losrücken, und außerdem die Zufuhren aus der Umgegend am sichersten abschneiden. Das erste Lager befand sich in und bei Tacuba und des führte hier Don Pedro de Alvarado den Oberbefehl. Seine Truppenmacht bestand aus 30 Reitern, 168 spanischen Fußsoldaten, sowie 25,000 Mann tlascaltekischer Hülfstruppen. Cristoval de Olid commandirte die zweite, ungefähr gleich starke Armee mit dem Hauptquartier in Cojohuacan. Gonzalo de Sandoval befehligte den dritten Heerestheil, 24 Reiter, 167 Mann Fußvolk und 30,000 Indianer und es war ihm der Auftrag zuertheilt worden, die Hauptstadt von Iztapalapan aus anzugreifen, zuvor aber diesen gefährlichen Posten im Rücken der Armee vollends zu zerstören. Der General selbst wollte die verabredeten Angriffe vermittelst der Flotte unterstützen.


Cristoval de Olid.

Nachdem Cortez diesen Plan seinen Offizieren mitgetheilt hatte, rief er die Truppen zusammen und hielt ihnen eine jener Anreden, mit denen er bei außerordentlichen Veranlassungen so begeisternd auf die Herzen seiner Mannschaft zu wirken verstand. „Ich habe nun den letzten Schritt gethan," sagte er, „ich habe Euch an das Ziel gebracht, nach dem Ihr Euch lange gesehnt habt. In wenigen Tagen werdet Ihr vor den Thoren Mexiko's stehen — jener Hauptstadt, aus der wir so schmählich vertrieben wurden. Wir kehren nunmehr unter dem Schutze der Vorsehung dorthin zurück. Zweifelt Jemand unter Euch daran, so möge er nur unsere gegenwärtige Stellung mit der Lage vergleichen, in welcher wir uns vor noch nicht zwölf Monaten befanden, als wir, muthlos und elend, in den Mauern Tlascala's ein Obdach suchten. Seitdem haben sich unsere Streitkräfte verdoppelt. Wir fechten den Kampf des Glaubens, fechten für unsere Ehre, für unsere Rache, erfechten uns Reichthümer. Ich habe Euch Euren Feinden gegenübergestellt. Das Uebrige müßt Ihr selbst thun."

Die Anrede des Feldherrn wurde vom donnernden Zurufe seiner Gefährten beantwortet; sie sagten sich, unter einem solchen Anführer müsse Jeder seine Pflicht thun und verlangten, dem Feinde bald entgegengeführt zu werden.

Und gerade jetzt trat ein Umstand ein, der als ein schlimmes Vorzeichen angesehen werden konnte. Im tezcucanischen Lager war zwischen einem Spanier und einem tlascaltekischen Häuptling Streit entstanden und dabei der Letztere sehr gekränkt worden. Man schickte ihn nach Tlascala zurück, um die Sache

dem Oberbefehlshaber zu verheimlichen. Xicotencatl, ein naher Verwandter, nahm sich des Beleidigten an und benutzte die erste Gelegenheit, mit einer Anzahl Gleichgesinnter sich auf und davon zu machen. Als Ursache seiner Rückkehr nach Tlascala werden noch verschiedene andere Gründe angegeben, aber so viel bleibt gewiß, daß er von der Unternehmung überhaupt nichts Gutes erwartete und noch immer die Spanier im Innern seines Herzens verabscheute. Der im Commando Nächststehende theilte die Nachricht von Xicotencatl's Entweichen dem noch in Tezcuco weilenden Generale mit, der dem Flüchtling sogleich eine Abtheilung Tlascalteken und Tezcucaner nachschickte und ihnen an's Herz legte, Xicotencatl wo möglich auf den Pfad der Pflicht zurückzuleiten. Man erreichte ihn auch auf der Landstraße, wo ihm sein Unrecht vorgehalten und das Beispiel seines Vaters — jenes treuen Freundes der Weißen — vor Augen gestellt wurde. „Um so schlimmer, wenn er die Weißen liebte," erwiderte der Häuptling, „wäre er meinem Rathe gefolgt, so würde er sich nie von den falschen Fremdlingen haben äffen lassen." Als die Boten sahen, daß ihre Vorstellungen mit Verachtung aufgenommen wurden, kehrten sie wieder um, ohne ihren Zweck erfüllt zu haben.

Cortez zauderte nicht lange, sondern sandte hinter dem Abtrünnigen eine kleine Abtheilung Reiter mit einem Gerichtsboten her, mit dem bestimmten Befehle, ihren Mann, wo sie ihn auch fänden, jedoch ohne großes Aufsehen zu erregen, gefangen nach Tezcuco zurückzubringen. Gleichzeitig fertigte er einen Bericht über Xicotencatl's Betragen an den tlascaltekischen Senat mit dem Beifügen ab, daß bei den Spaniern Deserteure mit dem Tode bestraft würden.

Die Sendboten des Generals gehorchten seinen Befehlen auf das Pünktlichste. Man behauptet, daß die Rathsversammlung von Tlascala Cortez zugestimmt und die Verhaftung des jungen Kriegers unterstützt habe. Sei dem, wie es wolle, man brachte den flüchtigen Häuptling nach Tezcuco, wo schon ein hoher Galgen bereit stand. Er wurde gleich nach seiner Ankunft auf die Richtstätte geführt, der Urtheilsspruch gefällt — und der unerschrockene Kazike büßte in der Blüte seines Lebens sein Vergehen mit dem schmachvollen Tode eines Missethäters. Sein aus Ländereien, Sklaven und Gold bestehendes Eigenthum wurde zu Gunsten der Krone in Beschlag genommen. Xicotencatl war der einzige Tlascalteke, der je den Spaniern die Treue brach. Wären alle Eingeborenen von Anahuac von seinem Unabhängigkeitssinn und seinem hohen Geiste beseelt gewesen — nie hätte wol ein Spanier seinen Fuß in die Hauptstadt Mexiko's gesetzt.

Dem Operationsplane gemäß führte Gonzalo de Sandoval am 10. Mai sein Armeekorps südwärts, während Alvarado und Olid gen Norden um den See marschirten. Leider entstanden in Acolman, wo die beiden Heertheile ihre Nachtquartiere aufschlagen sollten, Streitigkeiten zwischen den Soldaten jener Abtheilungen. Von Worten kam es zu Thaten und sogar

die zwei Anführer geriethen zuletzt in Uneinigkeit. Cortez, hiervon benachrichtigt, ließ die Erzürnten beschwören, aus Rücksichten für sich selbst und das allgemeine Beste sich auszusöhnen. Seine Bitten bewirkten einen scheinbaren Friedensschluß zwischen den Parteien; aber der jähzornige Alvarado und der finstere Olid wurden nie wieder Freunde.

Man stieß während des Marsches auf keine sonderlichen Hindernisse. Die größeren Städte waren meist von den Einwohnern verlassen, deren streitbarer Theil zur Verstärkung der Vertheidiger der Hauptstadt abgezogen, oder mit ihren Familien ins Gebirge geflohen war. Auch Tacuba stand leer und die Truppen konnten unbehindert ihre alten Quartiere beziehen.

Das erste Unternehmen glückte. Es galt, die Wasserleitung zwischen Chapoltepec und der Hauptstadt zu zerstören; während der ganzen Zeit der Belagerung floß durch diesen Kanal den Belagerten kein Wasser zu.

Am folgenden Tage marschirte die vereinte Nord-Armee auf die uns bekannten verhängnißvollen Dämme los, um sich der nächsten Brücke zu bemächtigen. Sie stießen hier auf einen mächtigen Kriegshaufen, den zahlreiche Boote mit Bewaffneten vom See her unterstützten; die Oberfläche desselben wimmelte von tausend und aber tausend Fahrzeugen. An diesem Tage waren die Spanier nicht glücklich; sie wurden vielmehr nach hartnäckigem Kampfe zum Rückzuge gezwungen. Voll Verdruß über den schlechten Verlauf des Unternehmens, dessen unbefriedigender Ausgang der zwecklosen Verwegenheit des Alvarado beigemessen ward, begab sich Olid am folgenden Morgen wieder nach seinem Hauptquartier in Cojohuacan.

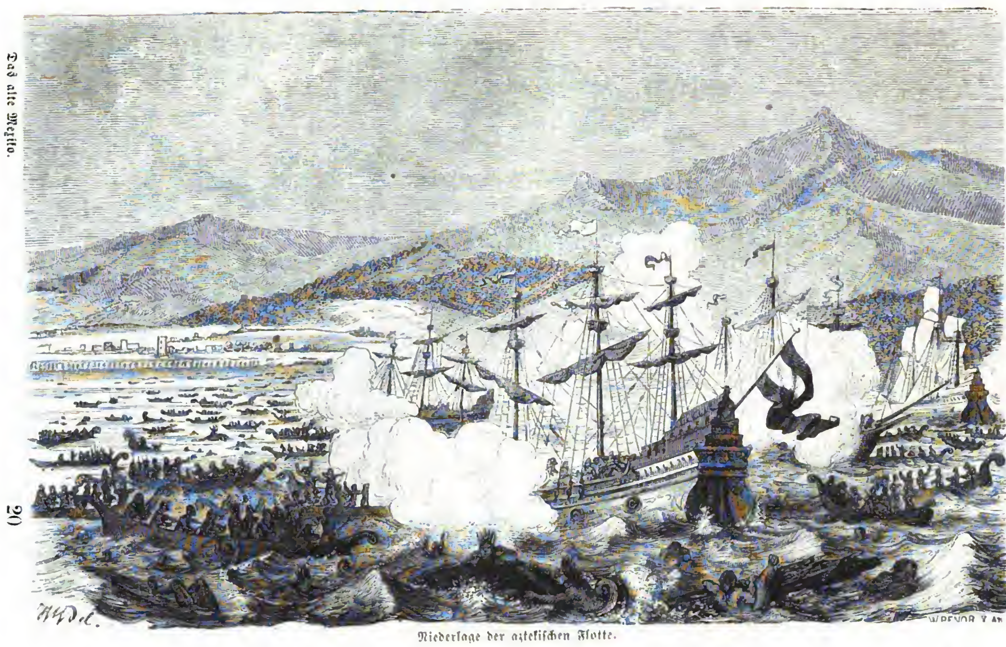
Es war Ende Mai — von da an datirt der

Beginn der Belagerung.

Mittlerweile hatte Cortez die Nachricht vom Eintreffen seiner zwei Feldobersten in den bestimmten Hauptquartieren empfangen. Er befahl nunmehr Sandoval auf Iztapalapan loszurücken. Vor dieser Stadt fand der energische Kriegsmann eine ansehnliche feindliche Heeresmacht, welche ihm den Einzug streitig zu machen suchte. In der sich nun entspinnenden Schlacht hielten die Eingeborenen tapfer Stand; schließlich unterlagen sie aber doch der spanischen Kriegskunst. Der Theil der Stadt, welcher auf dem Festlande lag, ward sofort von den Truppen Sandoval's besetzt.

Inzwischen hatte sich Cortez mit seiner kleinen Flotte in Bewegung gesetzt, um den Angriff seines Feldobersten vom See aus zu unterstützen.

Als er sich dem südlichen Ufer näherte, kam er an einem einzelstehenden, befestigten Felsen vorbei, seitdem der „Markgrafen-Fels“ genannt. Dieser war von einem Haufen Indianer besetzt, welche die vorübersegelnde Flotte mit einem Stein- und Pfeilhagel begrüßten. Cortez landete augenblicklich mit 150 Mann und erklomm mit denselben die steile Anhöhe, trotz der Menge Steine, welche auf die Stürmenden herabflogen.



Niederlage der aztekischen Flotte.

Nach der Säuberung des Felsen begaben sich die Sieger wieder auf die Brigantinen zurück, und Cortez wandte sich nunmehr gegen die hundertweise herangleitenden Kähne und Boote, alle mit Kriegern angefüllt, an deren fürchterlichen Kriegsruf die Ohren der Spanier sich so schwer gewöhnen konnten. Cortez, welcher, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, seine Flotte als „den Schlüssel zur Hauptstadt" betrachtete, fühlte die Nothwendigkeit, dem Feinde schon beim ersten Zusammentreffen einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Aber er mußte das Herankommen der feindlichen Pirogen abwarten, denn kein Luftzug wollte die Segel seiner Fahrzeuge anschwellen. Jedoch auch das mexikanische Geschwader hielt sich in einer rücksichtsvollen Entfernung, zögernd, gegen diese „Leviathane" vorzurücken. Glücklicherweise erhob sich bald ein leises Lüftchen. Es ging nach und nach in eine Brise über, und Cortez, der dies für ein besonderes Zeichen des Himmels hielt, drang nun mit vollen Segeln gegen den Feind vor. Kaum waren die indianischen Canots mit ihren furchtbaren Gegnern zusammengestoßen, als sie durch deren Bugspriete zum Theil in den Grund gerannt, zum Theil umgestürzt oder doch schwer beschädigt wurden.

Das Wasser war mit Schiffstrümmern überdeckt. Tausende und aber Tausende von Menschen kämpften verzweifelnd in den Wellen um ihr Leben und flehten umsonst ihre Landsleute an, sie an Bord ihrer bereits überfüllten Fahrzeuge zu nehmen. Dieser Sieg mit seinen Folgen übertraf die kühnsten Erwartungen des Generals. Jener Tag machte Cortez zum unbestrittenen Herrn des Sees von Tezcuco.

Es war beinahe Abend, als das Geschwader bei Xoloc vor Anker ging. Hier befanden sich zwei steinerne, von den Azteken besetzte Thürme. Da die Wichtigkeit derselben nicht erkannt worden war, so leistete die an sich nur schwache Besatzung nicht den ernstlichen Widerstand, der gerade hier am rechten Orte gewesen wäre; Cortez bemächtigte sich ohne viele Mühe jener festen Punkte. Es schien früher in der Absicht des Generals gelegen zu haben, sein Hauptquartier in Cojohuacan bei seinem Unterfeldherrn Olid aufzuschlagen; jetzt änderte er seinen Plan und wählte Xoloc als die geeignete Stelle für sein Lager.

Während der nächsten Tage wurden die Spanier von den Feinden ohne Unterlaß beunruhigt. Doch hatten sie zu spät die Gefahr erkannt, welche ihnen daraus erwuchs, daß die Spanier von ihrer günstigen Stellung den südlichen Zugang zu der Hauptstadt beherrschten. Sie daraus zu vertreiben, unternahmen sie nicht nur am Tage, sondern ihrer Gewohnheit entgegen sogar bei Dunkelheit Angriffe. Tag und Nacht war das Wasser von Kähnen bedeckt, die einen Pfeilhagel auf Cortez' Lager niederfallen ließen. Dabei erscholl unaufhörlich ihr ohrzerreißendes Kriegsgeheul, so daß es den Spaniern vorkam, als ob „Himmel und Erde zusammenstießen."

Die zwei bedeutendsten Zugänge nach Mexiko, der südliche und westliche, waren jetzt von den Spaniern besetzt, aber es blieb noch ein dritter,

nördlicher, durch welchen die Belagerten entfliehen konnten, und dessen sie sich bisher vorzugsweise behufs der Zufuhr ihres Proviants bedienten. Alvarado hatte dies von Tacuba aus bemerkt, und benachrichtigte den General davon. Dieser beorderte alsbald Sandoval nach der für die Hauptstadt so wichtigen Verkehrs-Straße, gewissermaßen einer Fortsetzung des Deiches von Iztapalapan. Obgleich dieser Offizier noch sehr an einer im letzten Scharmützel erhaltenen Wunde litt, beeilte er sich dennoch, dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten. Jetzt war die gänzliche Einschließung Mexiko's vollendet.

Aber Cortez hatte nicht Lust, auf Uebergabe der Stadt geduldig zu harren. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß sich seine Hülfsmittel erschöpften, vielmehr eine rasche Capitulation erzwingen und befahl daher seinen Unterbefehlshabern, gleichzeitig zu einem energischen Angriff überzugehen.

Das erste Morgengrauen des hierzu bestimmten Tages fand die Spanier unter Waffen. Eine feierliche Messe wurde, wie gewöhnlich, abgehalten und mit stummer Bewunderung lauschten die indianischen Verbündeten den Worten des Priesters, den sie für nicht viel weniger als einen Gott hielten.

Das spanische Fußvolk, mit Cortez an der Spitze, bildete den Vortrab. Das erste Hinderniß, worauf sie an dem Dammwege stießen, war ein Kanalgraben, über den ehemals eine Brücke geführt hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite stand hinter einem aus Steinen und Kalk solid aufgeführten Wall eine starke Abtheilung Azteken, welche die Spanier mit einem Hagel von Pfeilen übergossen. Lange suchten Letztere vergeblich ihre Feinde vermittelst ihrer Feuerwaffen und Armbruste zu vertreiben; die Gegner waren hinter ihrer Verschanzung in Sicherheit. Als jedoch auf jeder Seite des Dammes eine Brigantine heransegelte, und deren Geschütze anfingen, den Damm nach seiner ganzen Länge zu bestreichen, da sahen sich die zwischen zwei Feuer gebrachten Indianer genöthigt, zurückzuweichen. Rasch wie der Blitz sprangen nun die Soldaten von den Schiffen auf den Steinweg. Zugleich warfen sich einige der Spanier kühn in's Wasser und erklommen das Ufer an einer zugänglichen Stelle. Cortez und andere muthige Ritter sprangen entschlossen nach und gelangten mit Hülfe der Gelandeten in die Höhe. Nun verließ auch der letzte der Vertheidiger die Schutzwehr. Cortez verfolgte die Flüchtigen eine Strecke; dann schritt er zum nächsten Graben vor, wo sich dieselbe Weise des Angriffs wiederholte.

So hatte der General das Ende des großen Zugangs erreicht, der in die Vorstädte führte, dieselbe Straße, auf welcher sie bei ihrem ersten Einzuge in die Stadt einhergeschritten waren. Hier gebot er Halt, um der Nachhut die nöthige Zeit zu vergönnen, die man bedurfte, um die Kanaldurchschnitte auszufüllen und auf diese Weise eine gesicherte Verbindungslinie herzustellen. Dies geschah, indem man in die Oeffnungen Alles hineinwarf, was nur irgend zum Ausfüllen dienen konnte, und wenn man in Verlegenheit war, was man dazu nehmen sollte, so brach man einen Theil der

20*

Seitenränder des Dammes ab und schloß damit die Lücken. Diese wichtigen Arbeiten verrichteten rasch und gewandt die zahlreich genug vorhandenen Hände der Verbündeten. Nachdem Cortez sich auf diese Weise den Rückzug gesichert, schritt er weiter vorwärts. Sobald er aber zwischen den Häusern der Hauptstraße angelangt war, stieß er auf den kräftigsten Widerstand. Die flachen Dächer der Gebäude waren mit Kämpfenden übersät, welche ohne Aufhören ihre Wurfgeschosse auf ihre Feinde schlenderten. Etwas mußte geschehen, um die empfindlicheren Verluste zu verhüten. Zu diesem Endzweck befahl Cortez seinen indianischen Schanzgräbern, die Hauptgebäude, von welchen ihnen die größten Gefahren drohten, zu schleifen — ein Werk, welches infolge der Geschicklichkeit sowie der Zerstörungslust der Tlascalaner ziemlich rasch von Statten ging.

Die Spanier drangen nun Schritt vor Schritt vorwärts, bis ein breiterer Graben ihnen Halt gebot. Dieser ließ sich nicht so rasch ausfüllen, auch hielten die Azteken die entgegengesetzte Seite der Straße wohl besetzt. Eine furchtbare Reihe von Speeren sah man über den Steinwall, der den Zugang verwehrte, blinken. Die Rennschiffe konnten der Seichtigkeit wegen so weit nicht vordringen und mit Armbrust und Muskete war hier auch nicht viel auszurichten. Der Weitermarsch stockte.

Endlich gelang es dem Feldherrn nach mancherlei Anstrengungen, schwere Geschütze über die unterdessen ausgefüllten Gräben herbei zu schaffen. Wiederholte Ladungen eröffneten bald eine Bresche in die Schutzwehr der Indianer. Doch die Vertheidiger ergriffen die Flucht erst, nachdem sie ihrem Feinde volle zwei Stunden den tapfersten Widerstand geleistet hatten. Die Sieger warfen sich nun in das seichte Wasser und erreichten das jenseitige Ufer ohne Hinderniß. Sie folgten ihren Gegnern auf dem Fuße bis zum großen Teocalli, dessen Spitze hoch über die anderen Gebäude emporragte. Dieser Anblick machte das Herz der Veteranen Cortez' schneller schlagen. Dort, auf jener Seite stand der Palast des Axayacatl, ihr altes Quartier, das Viele an die Tage schwerer Leiden erinnerte; gegenüber lag die einstige Residenz des unglücklichen Montezuma, während die dritte Seite des freien Platzes von der „Coatepantli“ oder „Schlangenmauer“ eingefaßt war. Einen Augenblick hielten die Spanier inne, wie von den düsteren Bildern der Vergangenheit überwältigt, aber ihr kühner Führer ermahnte sie, vorzurücken, ehe die Azteken Zeit fänden, sich wieder zu sammeln, und indem er seinen Schild mit der einen Hand, sein Schwert mit der anderen schwang, brach er in den Schlachtruf „San Jago!“ aus, und eilte dem Feinde nach.

Die Mexikaner, durch die Ankunft der verhaßten Fremdlinge eingeschüchtert, die trotz allen Widerstandes in das Innere der Stadt gedrungen waren, flohen größtentheils in die Heiligthümer des „Teocalli“, wohin ihnen ein Theil der Spanier nachfolgte. Es war dort keine Spur eines Kreuzes oder anderer Symbole ihres Glaubens mehr zu finden, sondern eine neue

Bildsäule des aztekischen Kriegsgottes hatte die von den Christen zerstörte ersetzt. Die Spanier rissen dem Götzen Huitzilopochtli die goldene Maske, sowie den reichen Juwelenschmuck ab, und nachdem sie die Widerstand leistenden Priester von der Platform herabgeschleudert, eilten sie, sich mit ihren Kameraden, welche im Hofraume ihrer harrten, wieder zu vereinigen. Es war die höchste Zeit, denn die Azteken hatten beim Anblicke der vor ihren Augen stattfindenden Tempelschändung ein wildes Kriegsgeschrei erhoben, und waren auf den am Fuße des Heiligthums verbliebenen Theil der Spanier losgestürzt, welche sich nur unter Aufwand aller Kräfte zu behaupten vermochten. Von allen Seiten zuletzt bedrängt, hatten sie ihre Kanonen im Stiche gelassen und in wirrem Durcheinander die Flucht ergreifen müssen. Vergebens suchte Cortez die Bestürzten aufzuhalten; seine Stimme wurde im Getümmel nicht gehört.

Alles schien verloren. Da sprengte zur glücklichen Stunde ein Trupp Reiter heran. Obgleich nur ein kleines Häuflein, ritten sie doch entschlossen auf den Feind los und der ganze geheimnißvolle Schrecken, der die Azteken früher beim Anblicke der Rosse ergriffen, erfaßte sie von Neuem. Sie geriethen in Verwirrung und Cortez, den Vortheil wahrnehmend, wandte sich nun mit Blitzesschnelle um, und trieb den außer Fassung gebrachten Feind ohne große Mühe zurück.

Es war jetzt Vesperzeit, und da die Nacht in jenen Gegenden außerordentlich rasch hereinbricht, so schien es rathsam, an den Rückzug zu denken. Cortez ordnete seine Kriegsmacht. Voran schritten die indianischen Verbündeten, ihnen schloß sich das spanische Fußvolk an, während die Reiterei den Rücken deckte. So, in schönster Ordnung, verließen die Spanier die Stadt, selbst die im Tempelhofe zurückgelassenen Geschütze mit sich führend. In einiger Entfernung folgten ihnen die Azteken, welche vergeblich ihre Pfeile auf ihre Gegner abschossen und dabei die Luft mit wildem Geheule erfüllten. Es war spät am Abend, als die Spanier ihre Quartiere in Xoloc erreichten.

Der Ausgang dieser kühnen Waffenthat verbreitete nicht nur unter den Mexikanern große Bestürzung, sondern auch unter ihren Vasallen, welche sahen, daß den gefürchteten Weißen nichts unmöglich war. Einige der benachbarten Städte zeigten sich geneigt, sich von dem Bündnisse mit den Azteken abzuwenden, und sich unter den Schutz der Spanier zu stellen. Unter diesen befand sich auch Xochimilco und mehrere den Rücken der Spanier bedrohende Ortschaften, in denen die barbarischen Otomies seßhaft waren. Die wesentlichste Hülfe, welche die Spanier in jener Zeit erhielten, kam jedoch aus Tezcuco, dessen Herrscher, Ixtlilxochitl, ihnen seine ganze kriegstüchtige Mannschaft — 50,000 Mann, nach Cortez' Aussage — zuführte. Sie wurde unter die drei Armeecorps der Belagerer vertheilt.

Also verstärkt, machte sich der General zu einer wiederholten Bestürmung der Stadt bereit, noch ehe sie sich vom ersten Anfall hatte erholen können.

Er rückte in gleicher Weise vor, wie das erste Mal, doch erst um ein Uhr des Nachmittags konnte er festen Fuß fassen. Die Azteken hatten die mit so vieler Mühe ausgefüllten Gräben wieder entleert und es mußten demnach die indianischen Schanzgräber auf's Neue heran, um die kaum vollbrachte Arbeit noch einmal vorzunehmen. In den Vorstädten ward ihnen das Weiterkommen weniger schwer, denn die Gebäude, von deren flachen Dächern ihnen der hauptsächlichste Verlust drohte, waren zerstört. Dennoch konnten sie nur Schritt für Schritt vordringen, da die Mexikaner ihnen jeden Fußbreit Boden streitig machten. Cortez glaubte, daß vielleicht ein wirksames Mittel, ihren starren Sinn zu beugen, darin bestehe, wenn er einige der angesehensten Gebäude — den Stolz und die Zierde der Stadt — einäschern lasse. Das erste der Zerstörung geweihte Haus war der alte Palast des Axayacatl. Die Spanier warfen von allen Seiten Feuerbrände in ihre ehemaligen Quartiere, die bald ein Raub der Flammen wurden und unter Wolken von Staub und Asche mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten.

Sie hielten inne, aber nur auf einen Augenblick. Denn bereits hatten sich geschäftige Hände daran gemacht, einige jener Gebäude auf der anderen Seite des freien Platzes, welche merkwürdigen Thieren zum Aufenthalte dienten, zu verwüsten. Wie der Leser sich wol entsinnt, befanden sich unter diesen jene großen, bewundernswerthen Vogelhecken. Sie wurden ebenfalls in Brand gesteckt und bald sah man das leichte Material derselben in lichten Flammen emporlodern und eine schauerliche Helle über Stadt und See verbreiten, während die befiederten Bewohner theils in den Flammen elend umkamen, theils sich durch den Rauch hoch in die Luft schwangen, mit lautem Schreien den heimatlichen Wäldern jenseits der Berge zueilend.

Die Azteken sahen mit unbeschreiblichem Schrecken dem greulichen Werke der Zerstörung zu; aber ihre Wuth wurde blinder Wahnsinn, als sie ihre verhaßten Feinde, die Tlascalaner, ja ihre bisherigen Verbündeten, die Tezcucaner, am Werke der Vernichtung mit Hand anlegen sahen. Besonders ergossen sich ihre Schmähreden über I x t l i l x o c h i t l, der neben Cortez einherschritt und den sie ein Mal über das andere mit dem wohlverdienten Ehrennamen „falschherziger Verräther" belegten. Der junge Krieger kehrte sich jedoch wenig an ihre Worte, und als er auf dem freien Platze vor dem großen Teocalli anlangte, rächte er sich dadurch, daß er dem Anführer der Mexikaner eine den Christen abgenommene Lanze entriß und ihn durch einen einzigen Schlag seines Maquahuitl niederstreckte.

Nachdem der Feldherr seinen Zweck erfüllt sah, ordnete er den Rückzug an. Doch die durch ihren Verlust zur Verzweiflung gebrachten Azteken ließen ihn nicht so unversehrt wie das vorige Mal abziehen. Sie folgten ihm auf dem Fuße und als die Reiterei die keckſten Angreifer zurückdrängen wollte, warfen sich diese unter die Pferde und suchten die Spanier aus dem Sattel zu bringen; sie schienen überglücklich, wenn sie ihr eigenes Leben opfern konnten,

um dem Feinde einen herben Schlag zu versetzen. Es gelang ihnen in der That, den verhaßten Weißen so arge Wunden beizubringen, daß in jener Nacht nur Wenige ohne blutige Denkzeichen an die todesmuthige Tapferkeit ihrer Feinde in die Quartiere zurückkehrten. Am folgenden — ja an mehreren auf einander folgenden Tagen — erneuerte der General seine Angriffe mit so wenig Wunsch nach Ruhe, als ob er und seine Männer von Eisen wären.

Beim jedesmaligen Betreten der Dammwege fand Cortez die Durchschnitte wieder in ihren ehemaligen Zustand versetzt. Um dies zu vereiteln, mußte er sein Quartier in der Hauptstadt nehmen oder durch Wachposten die Arbeiten der Azteken verhindern. Beides war in hohem Grade bedenklich. Und dennoch schritt der unermüdliche Alvarado zum letzteren Mittel. Er stellte bei Nacht eine Wache von 40 Mann Spaniern und einen Haufen Eingeborener zur Beschützung des ausgefüllten Grabens auf, welcher der Stadt am nächsten lag. Den Posten ließ er nach einigen Stunden wieder ablösen und an seine Stelle eine in Bereitschaft gehaltene zweite Abtheilung treten und so fort. Ueber eine solche Wache theilt Diaz Folgendes mit: „Während der langen Nachtzeit hielten wir sorgsam die Augen offen; weder Wind, noch Wetter, noch Kälte vermochte uns zurückzuschrecken. Wir harrten aus, so sehr auch die Wunden brannten, die wir am vorhergehenden Tage erhalten hatten. Wollte man alle unsere märchenhaften Abenteuer oder alle ausgestandenen Beschwerden aufzählen, so würde der Leser glauben, einen Roman oder die Fahrten eines irrenden Ritters zu vernehmen."

Mittlerweile war die Regenzeit herangekommen, die in Mexiko von Juli bis September dauert. Die Straßen, Wege und Pfade wurden in einen Sumpfboden verwandelt, dessen Unergründlichkeit nicht wenig dazu beitrug, die Beschwerden der Armee zu vermehren; fast unerträglich ward dieser Zustand dort, wo die Soldaten fortwährend im Freien lagern mußten.

Nur unbedeutende Abtheilungen der Besatzung von Xoloc fanden in den rohen Mauerwerken daselbst ein Obdach. Doch auch hier mußte Jeder in seiner Rüstung schlafen und gar oft erscholl zur mitternächtlichen Stunde der Ruf: „Zur Schlacht!" Guatemozin wählte gern die Dunkelheit zu einem Ausfall auf den Feind, und die Kampfweise, welche er verfolgte, näherte sich bisweilen dem, was man Kriegskunst nennt. Nicht selten wurden zu gleicher Zeit wohlgeleitete Ausfälle auf die drei Lager der Spanier unternommen. Zu diesen Zwecke hielt der kaiserliche Feldherr ausgeruhte Scharen in Bereitschaft, welche auf das bekannte Feuerzeichen aus der ganzen Nachbarschaft herbeieilten. Auch auf dem Wasser entfaltete der aztekische Monarch eine rühmliche Thätigkeit und wenn es ihm hier an Gelegenheit fehlte, systematische Pläne zu erfinden oder eine große Mannichfaltigkeit in seinen Vertheidigungsanstalten darzuthun, so zeigte er sich doch als ächten Indianer-Häuptling. Es kam ihm natürlich nicht die Lust bei, mit den Spaniern sich auf dem Elemente, das sie beherrschten, in offener Schlacht zu messen; aber er schädigte

sie auf andere Weise. So verbarg er eine große Anzahl Canots hinter die hohen Schilfrohre, welche das südliche Ufer des Sees umschlossen, und ließ zugleich in die benachbarten seichten Stellen Pfähle einrammen. Dann fuhren einige Barken in die Nähe der Brigantinen. Die Spanier, welche, wie vorauszusehen, glaubten, daß die Indianerboote den Belagerten Lebensmittel zuführen wollten, segelten augenblicklich auf die Fahrzeuge los, welche nach dem schilfigen Ufer flohen, wo ihre Gefährten im Hinterhalt lagen. Die großen Schiffe der Spanier, sie verfolgend, geriethen nun zwischen das Pfahlwerk unter dem Wasser, und konnten sich daraus nicht sogleich wieder losmachen. Mit einem Male sah sich die Bemannung von allen Seiten durch Schwärme feindlicher Canots umringt, deren Bewaffnete über sie herfielen. Viele der Spanier wurden verwundet, mehrere getödtet, ja eine der Brigantinen fiel sogar in die Hände der Sieger. Der Kampf ruhte nirgends, weder auf dem Lande, noch auf dem Wasser. Angriff und Vertheidigung waren von gleich tüchtiger Hand geleitet und die Streiter auf beiden Seiten hohen Ruhmes würdig. Die Azteken vertheidigten sich, ohne im Widerstande zu erlahmen, auch dann noch, als die Zufuhren von Lebensmitteln erst schwächer wurden und zuletzt fast gänzlich aufhörten, und sie ließen sich nicht einschüchtern, als nach und nach ein Kazike nach dem andern von seiner Lehenspflicht abfiel. Die Hauptstadt glich einem Körper, dessen äußere Theile vom Tode berührt sind, dessen Herz aber mit desto vollerer Lebenskraft pulsirt.

Die Städte, welche sich unter den Schutz des Generals begeben hatten, füllten die Lücken aus, die der heiße Kampf in die Reihen der Verbündeten riß. Eine Anzahl der jüngeren und ungeübteren Krieger verwandte Cortez zur Erbauung von Baraken für seine nothleidenden Soldaten. An Proviant fehlte es der Armee nicht, denn sie ward reichlich versorgt aus der ganzen Umgegend, besonders von Tezcuco aus. Die Zufuhren für die Spanier bestanden aus Fischen, Früchten und besonders aus Kuchen von Mais, welche die Eingeborenen trefflich zu backen verstanden und in den Backhäusern, die Cortez hatte erbauen lassen, zurichteten, während die Verbündeten ihr einfaches Mahl mit dem Fleische der Gefallenen würzten — ein Umstand, den Cortez im gegenwärtigen Augenblicke nicht ändern konnte, so sehr er auch seinen Gefühlen widersprach.

Tag für Tag erwartete der General die Uebergabe der hartbedrängten, bereits durch Hungersnoth und pestartige Krankheiten heimgesuchten Stadt. Aber jeden Tag sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Er sollte den unbeugsamen Charakter der Azteken noch gründlicher kennen lernen, die alle Schrecknisse ihrer Lage, alle Befürchtungen für ihre Zukunft über Einem vergaßen — über dem Haß gegen ihre weißen Bedrücker.



Cortez in Lebensgefahr.

Viertes Kapitel.

Niederlage der Spanier und ihrer Verbündeten.

Allgemeiner Angriff auf die Stadt. Die Unvorsichtigkeit Alderete's racht sich. Niederlage und Rückzug der Spanier. Ihr jammervoller Zustand. Opfertod der Gefangenen. Abtrünnigkeit der Verbündeten. Beharrlichkeit der Truppen. Heldenmuth der Frauen.

Noch eine Woche und die gräßlichste aller Heimsuchungen, die Hungersnoth, verbreitete sich über sämmtliche Theile der Stadt. So unzweifelhaft es war, daß die Einwohnerschaft ihrem Schicksal nicht entrinnen und schließlich gezwungen sein werde, zu capituliren, so schien es doch nicht rathsam, diesen Zeitpunkt abzuwarten: denn es konnten bei der Halsstarrigkeit der Azteken darüber noch manche Tage, ja Wochen vergehen, und eine solche Verlängerung ihrer Strapazen mochte Cortez weder seinen Landsleuten, noch seinen indianischen Kriegsgefährten zumuthen, wenn jene auch die Fähigkeit gehabt hätten, die unablässigen Beschwerden bei Tag und Nacht ohne Murren noch lange zu ertragen.

Es wurde daher beschlossen, im Nordwesten der Stadt den großen Marktplatz „Tlatelolco", dessen geräumige Hallen selbst einem zahlreichen Kriegsvolke Schutz gegen die unerträglich gewordene Unfreundlichkeit der Regenzeit darboten, zu erstürmen, sich daselbst wo möglich festzusetzen, und von dort aus die Angriffe auf die übrigen Stadttheile zu unternehmen. Dieser Plan ging von Alderete, dem k. Schatzmeister, aus. Er ward auf's lebhafteste von den Hauptleuten und vielen feurigen Rittern unterstützt und zuletzt von Cortez gutgeheißen, der denken mochte — gleich dem „Alten aus dem Busche" — es sei besser, etwas weniger Gutes zur Ausführung zu bringen, als zu gar keinem Entschlusse zu kommen.

Der Tag des Angriffs ward festgestellt und die Lösung der Aufgabe zwei starken Abtheilungen unter den Befehlen des Cortez und des verwegenen Alvarado überlassen.

Sandoval sollte mit dem größten Theil seiner Armee vom nördlichen Dammwege abziehen und Alvarado verstärken, während von diesem nur 70 Lanzenträger an Cortez abgegeben wurden.

Am bestimmten Morgen rückten die beiden Sturmcolonnen nach dem Morgengottesdienste gegen die Stadt, gefolgt von einer zahllosen Menge verbündeter Hülfstruppen, welche freilich nicht selten dazu dienten, das rasche Vorwärtskommen der Spanier zu verhindern. Außerdem wurden zu ihrer Unterstützung nicht allein die Brigantinen herbeigezogen, sondern auch eine ansehnliche Flotte indianischer Boote angewiesen, einen Durchgang durch die Kanäle zu erzwingen. Rasch war der Feind aus den Vorstädten geworfen und man hatte unter drei Zugängen nach dem Tlatelolco die Wahl. Cortez theilte nun seine Kriegsmacht in drei Corps. Das erste stellte er unter Alderete mit dem Befehle, die Hauptstraße einzunehmen, das andere, welches eine Parallelstraße einschlagen sollte, vertraute er Andres de Tapia und Jorge de Alvarado an. Der erstgenannte Führer besaß Muth und Fähigkeiten; der Letztere war ein jüngerer Bruder des Don Pedro, und konnte sich desselben ritterlichen Geistes rühmen. Der General selbst, an der Spitze der dritten Abtheilung, hatte sich die Erstürmung des letzten Zugangs vorbehalten. Als Rückhalt diente eine Reiterschar mit zwei Geschützen, aufgestellt an der großen Straße von Tacuba, wo sich die verschiedenen Corps wieder sammeln sollten.

Ehe man abmarschirte, legte es Cortez seinen Hauptleuten noch besonders an's Herz, keinen Schritt vorzurücken, ohne sich den Rückzug durch sorgfältiges Aufschütten der Gräben und Durchschnitte zu sichern.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, machten sich die drei Divisionen auf den Weg. Cortez selbst stieg vom Pferde und stellte sich an die Spitze seines Fußvolkes. Die Mexikaner wichen ohne ernstlich gemeinten Widerstand. Der Feind schien überrascht und unfähig, sich der gleichzeitigen Angriffe zu erwehren, während die siegreichen Spanier, durch das Triumphgeschrei ihrer Gefährten in den benachbarten Straßen ermuthigt, mit

gesteigertem Eifer ihrem Ziele zuschritten. Jeder wollte den Marktplatz zuerst erreichen, und besonders Alderete schickte nach kurzer Zeit einen Boten an Cortez mit der Nachricht von seiner Ankunft an Ort und Stelle. Der General, fürchtend, sein Feldhauptmann möchte in der Hitze der Verfolgung vernachlässigt haben, sich den Rückzug zu sichern, machte sich auf den Weg, die vom Schatzmeister eingeschlagene Straße mit einer kleinen Truppenabtheilung zu recognosciren. Er war noch nicht weit gekommen, als er auf einen zehn bis zwölf Fuß weiten, mit Wasser gefüllten Durchstich stieß. Hier war ein durchaus unzureichender Versuch gemacht worden, die Kluft mit Schutt auszufüllen, und eine Menge herumliegender Steine und Holzstämme zeigte, daß das Werk fast eben so bald aufgegeben als begonnen worden war. Höchlichst betroffen über diese unverzeihliche Nachlässigkeit, befahl er seinen Leuten, den gähnenden Schlund so rasch als möglich zuzuschütten. Aber kaum hatten diese sich an die Arbeit begeben, so erscholl gellendes Kriegsgeschrei.

Die Richtung des Kampfes war eine andere geworden und offenbar näherten sich die Kämpfenden immer mehr der Gegend, wo Cortez sich befand.

Was der General befürchtete, hatte stattgefunden. Alderete hatte die sich zurückziehenden Feinde mit einem Eifer verfolgt, der bei jedem Schritte zunahm; da mochte sich denn Keiner mehr mit dem ruhmlosen Geschäfte des Zuschüttens abplagen. Die Rückzugslinie blieb demnach ungesichert. Der leichtgewordene Sieg verlockte die ungestüme Schar, bis in die Mitte der Stadt vorzudringen. Mit einem Male ertönte Unheil verkündend das Horn des Guatemozin von einem benachbarten Teocalli. In einem Nu wandten sich die fliehenden Azteken gegen ihre Verfolger. Zugleich strömten zahllose Kriegsschwärme aus den angrenzenden Straßen auf sie los, die Luft mit jenem gräßlichen Geheul erfüllend, das bis zu den Ohren des Cortez gedrungen war.

Der hierdurch überraschte Heertheil des Alderete gerieth in Unordnung; bald bildeten Freunde und Feinde, Weiße und Rothe nur eine unbewegliche Masse; Speere, Schwerter und Kriegskeulen wurden von diesem bunten Knäuel zu gleicher Zeit in der Luft geschwungen. Der Rückzug ward unvermeidlich, und in der Hast zu fliehen traten die Verbündeten sich gegenseitig zu Boden; mit einem Regen von Steinwürfen von den Dächern herab überschüttet, und nicht im Stande, sich desselben zu erwehren, verloren sie die Richtung und zugleich ihre Geistesgegenwart. Die nachdrängenden Feinde hatten leichtes Spiel; den Flüchtigen im Rücken, schlugen sie nieder und durchbohrten Alles, was sie nur erreichen konnten, während Spitze und Mitte der unentwirrbaren Masse durch die Angreifer auf den Dächern decimirt wurden. So gelangte diese gleich einem brausenden Strome, der seine Ufer durchbricht, an den Durchstich, vor welchem Cortez und seine Krieger beim Anblicke der grenzenlosen Verwirrung wie von Schrecken gelähmt standen. Die Fliehenden, taub gegen jeden Zuruf, stürzten sich in den Kanal. Einige kamen schwimmend über ihn weg; eine Menge Spanier, sowie eine große

Anzahl der rothen Verbündeten, welche wenig daran gedacht, sich in jener Kunst zu versuchen, sanken unter; an ihre Leichname klammerten die Nachfolgenden sich an und es gelang Etlichen, sich so an's entgegengesetzte Ufer treiben zu lassen. Drüben aber harrte ihrer ein erbarmungsloser Feind. Wer zählte die große Zahl der Eingeborenen, welche von den Indianern ergriffen und fortgeschleppt wurden? Cortez mit seinen braven und standhaften Waffenbrüdern behauptete unterdessen mit bewundernswürdiger Ruhe seine Stellung. „Ich bin entschlossen," sagte er, „lieber zu sterben, als unsere armen Gefährten in der Noth zu verlassen." Seine hülfreichen Arme suchten aus dem Wassergraben emporzuziehen, wen sie erfassen konnten; aber umsonst waren seine unverdrossen erneuerten Bemühungen, die Fliehenden zum Standhalten oder zur Ordnung zu überreden. Jetzt wandte sich die Aufmerksamkeit der Azteken seiner Allen gar wohlbekannten Person zu. Ein Hagel von Wurfgeschossen, Steinen und Pfeilen fiel an der Stelle nieder, wo er sich befand; aber sie trafen ihn nicht oder prallten an seinem Stahlhelme und seiner trefflichen Rüstung ab. Doch jetzt ward aus hundert Kehlen der Ruf: „Malintzin! Malintzin!" vernehmbar. Gleichzeitig stürzten sechs athletische Krieger auf den Gehaßten los, sich alle erdenkliche Mühe gebend, ihn auf ihre Boote zu schleppen. Im Kampfe mit ihnen erhielt er eine gefährliche Wunde am Bein, die ihn für einige Zeit zum Invaliden machte. Sicher wäre es um ihn geschehen gewesen, hätte nicht ein treuer Spanier, Cristoval de Olea, die Gefahr seines Generals bemerkt. Mit Macht warf er sich auf die Azteken. Dem Einen hieb er mit einem Schlage den Arm ab, einem Andern stieß er das Schwert in den Leib, einen Dritten schlug er nieder. Mittlerweile eilten noch Mehrere zur Unterstützung herbei und es gelang ihnen, den geliebten Feldherrn zu befreien. Aber der heldenmüthige Olea mußte seinen aufopfernden Beistand mit dem Leben büßen. Er stürzte an der Seite seines Generals zum Tode verwundet zusammen. Die Ankunft des Quiñones mit einem Theile der Leibwache des Feldherrn erfolgte gerade im entscheidenden Augenblicke. Verzweifelnd rang derselbe mit den immer von Neuem auf ihn eindringenden Indianern unten im Wasser des Kanals, als ihn die Helfer in der höchsten Noth aus den Krallen der Feinde rissen und wieder auf den Dammweg emporzogen. Mittlerweile verbreitete sich die Nachricht von dem Unfalle des Generals unter den Soldaten und bald war er der Mittelpunkt eines erbitterten Kampfes, welcher die Wogen der Flucht theilweise zum Stillstand brachte. Die Gefahr für Cortez war hierdurch keineswegs beseitigt. Ihm ein Pferd zuzuführen, was einer seiner Pagen versucht hatte, war nicht gelungen; der arme Jüngling hatte eine schwere Wunde am Halse erhalten, ohne seine Absicht erreicht zu sehen. Besser glückte das Wagniß dem Kämmerer Guzman. Doch während man dem verwundeten Cortez in den Sattel half, fiel ein Schwarm Azteken über den treuen Diener her und schleppte diesen blitzschnell in ein Boot. Noch immer zauderte Cortez, die

verhängnißvolle Stelle zu verlassen. Aber der verständige Hauptmann der Leibwache nahm sein Pferd beim Zügel und führte es vom Durchbruche weg, indem er ausrief: „Unseres Generals Leben ist für uns Alle viel zu wichtig; wir dürfen nicht zugeben, daß er es vor unsern Augen hinopfere."

Das Schwierigste, sich einen Weg durch das Gedränge der Flüchtigen zu bahnen, war noch zu vollbringen. Die Dämme längs der Kanäle waren fußhoch mit Schlamm bedeckt, und hatten an einzelnen Stellen infolge des heftigen Kampfes so Noth gelitten, daß das Wasser aus den Kanälen sich darüber ergoß. Der Menschenknäuel schwankte auf diesem unsicheren Erdreiche hin und her, als bestände er aus lauter Betrunkenen. Zwei zur Seite des Generals Reitende glitten aus und rollten die Böschung hinunter in's Wasser. Einer von ihnen wurde ergriffen und sein Pferd getödtet; der andere war glücklich genug, den Feinden zu entrinnen. Gerade so erging es dem Fahnenträger Corral, der gleichfalls unter außerordentlichen Anstrengungen mit dem zerfetzten Banner sich wieder zum Dammwege emporrang.

Endlich gelang es Cortez, festen Boden zu gewinnen und den freien, nach der großen Straße von Tacuba führenden Platz zu erreichen. Hier entwirrte sich die Menschenmenge. Cortez suchte einige Ordnung in die Scharen zu bringen, ja es gelang seinen rastlosen Bemühungen mit Hülfe seiner Reiterei, die immer zudringlicher gewordenen Feinde zu werfen und endlich zu verjagen. Hierauf übersandte er den beiden anderen Heerestheilen den Befehl zum Rückzug. Er schickte Andres de Tapia nach der westlichen Straße, um Alvarado und Sandoval von dem Mißglücken des Unternehmens in Kenntniß zu setzen. Die ebengenannten Feldhauptleute waren schon weit ins Innere der Stadt vorgedrungen und in der Nähe des Marktplatzes angelangt, als sie das schreckliche Horn Guatemozin's und gleich darauf ein gellendes Kriegsgeschrei vernahmen, das länger anhaltend, endlich in der Ferne erstarb. Jetzt wurden sie inne, daß ein schwerer Tag für sie Alle gekommen. Wie es um die gefährdeten Heertheile stehe, erkannten sie noch deutlicher, als die siegestrunkenen Azteken von der Verfolgung des Cortez abgelassen und mit verdoppelter Wuth ihre anderen Feinde anfielen.

Die von dem Dammwege zurückkehrenden Krieger Guatemozin's warfen den Soldaten des Alvarado zwei bis drei blutige Köpfe entgegen, indem sie „Malintzin!" dabei ausriefen. Die beiden spanischen Befehlshaber, darüber aufs Aeußerste entsetzt, entschlossen sich, jetzt da ihre Reihen noch nicht völlig erschüttert waren, den Rückzug anzutreten. Aber sie hatten diesen nicht mehr in ihrer Gewalt; den wüthenden Angriffen der von ihren Erfolgen berauschten Azteken zu begegnen, war unmöglich geworden. Bernal Diaz, der bei den sich erneuernden Scenen der Verwirrung zugegen war, sagt: „Obgleich meinen Augen noch Alles so deutlich vorschwebt, als sei es gestern gewesen, so kann ich doch nur eine schwache Idee von dem Geschehenen wiedergeben. Nur Gott konnte uns aus den Gefahren jenes Tages befreien!"

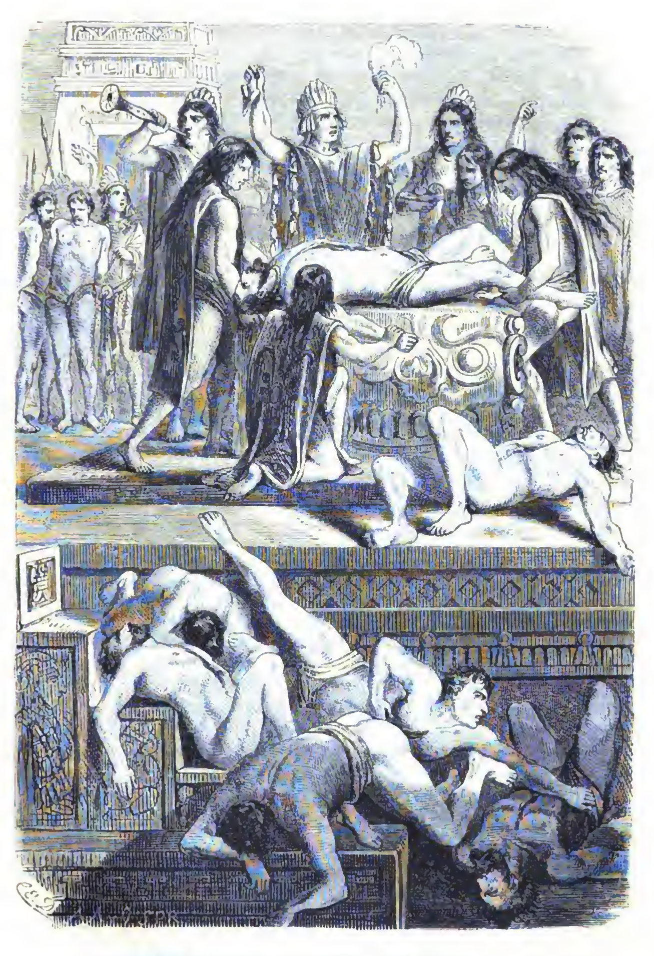
Die Azteken folgten ihren überall ins Gedränge gebrachten rothen und weißen Feinden bis zu ihren Verschanzungen. Hier aber wurden sie von einem heftigen Kreuzfeuer der Brigantinen begrüßt. Bald von vorn sowie von beiden Seiten angegriffen, wurden ihre Reihen zu Hunderten niedergerissen und es blieb ihnen weiter nichts übrig, als hinter ihren Mauern Schutz zu suchen.

Lange herrschte die größte Besorgniß im nördlichen Lager wegen des Schicksals unseres Helden, denn sein Abgesandter, Tapia, war durch feindliche Abtheilungen unterwegs aufgehalten worden. Endlich kam dieser, aus mehreren Wunden blutend, an. Die überbrachten Nachrichten beruhigten zwar die Spanier über die persönliche Sicherheit des Oberbefehlshabers, aber sie vermochten nicht, hinsichtlich des Standes der Dinge Zuversicht einzuflößen. Besonders war es Sandoval, der vor Verlangen brannte, sich mit den jenseitigen Verhältnissen und Cortez' weiteren Absichten bekannt zu machen. Trotz drei schmerzlicher Wunden, welche er im letzten Gefechte davongetragen, beschloß er, den Feldherrn selbst aufzusuchen. Es war Mittag — die erzählten Vorfälle in der Frühe hatten nur wenige Stunden gewährt — als der Wackere sein edles, im ganzen Heere wohlbekanntes Thier bestieg und sich auf den Weg begab. Glücklicherweise prallte der Hagel feindlicher Wurfgeschosse an seinem Harnische ab und auch Motilla, sein edles Schlachtroß, schützte die stählerne Rüstung. In Cortez' Lager angekommen, fand er die Truppen sehr niedergeschlagen und entmuthigt. Sie hatten auch alle Ursache dazu. Nicht nur waren Viele getödtet und verwundet worden, sondern auch 62 Spanier lebendig in die Hände eines blutgierigen Feindes gefallen. Der Verlust von zwei Feldstücken und sieben Pferden vollendete ihre Niederlage und den Triumph der Mexikaner.

Dieser in einem europäischen Kriege nur höchst unbedeutende Verlust fiel hier außerordentlich in die Wagschale, wo Pferde und Geschütz, die mächtigen Verbündeten der Weißen, so schwer zu ersetzen waren.

Cortez hatte während des ganzen Tages seine gewöhnliche Kaltblütigkeit behauptet. Nur in dem Augenblicke, da ihm die Azteken die bluttriefenden Köpfe mehrerer Spanier entgegenrollten und dabei ausriefen: „Sandoval!", „Tonatiuh!" (der wohlbekannte Beiname Alvarado's), schien es, als sei seine Seelenstärke erschüttert. —

Mit heiterer Miene empfing der wunderbare Mann seinen Liebling. Er gab sich alle Mühe, den Schatten zu verjagen, der auf seiner Stirne ruhte und allzuwohl verrieth, wie schwer die Katastrophe der „puente cuidada" oder „der Sorgenbrücke" auf seiner Seele lastete. Auf die ängstlich-neugierigen Fragen seines Waffengenossen nach der Ursache dieses Unglücks erwiderte der hochherzige Mann, ohne Jemand anzuklagen: „Um meiner Sünden willen hat es mich befallen, mein Sohn Sandoval!" Nach einer Weile erst gab er die gewünschte Erklärung, indem er dem Vertrauten die Nachlässigkeit des Schatzmeisters mittheilte. Im Verlaufe



Die Abschlachtung der spanischen Gefangenen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

einer weiteren Unterredung gab der General, der an den empfangenen Wunden darniederlag, seinen Entschluß kund, sich während mehrerer Tage aller Feindseligkeiten zu enthalten. „Ihr, Sandoval, müßt meine Stelle einnehmen", fuhr er fort, „denn ich bin im Augenblicke unfähig, meinen Pflichten nachzukommen. Ihr müßt über die Sicherheit der Lager wachen, hier und drüben. Habt ein besonderes Auge auf Alvarado; ich kenne ihn wohl, er ist ein tapferer Soldat, aber ich fürchte, die mexikanischen Spürhunde möchten ihm eines Tages übel mitspielen." Hierauf umarmte der Feldherr den Mann, welchen er unter seinen Offizieren für den zuverlässigsten hielt, mit herzlicher Vertraulichkeit, und entließ ihn in seine Quartiere.

Erst spät am Nachmittage erreichte Sandoval dieselben; die Sonne weilte noch auf den westlichen Hügeln, und ergoß ihre Strahlen weit über das Thal, indem sie die Tempel Tenochtitlan's in einen milden Glanz hüllte. Mit einem Male wurde die feierliche Ruhe des Abends durch die fremdartigen Töne der großen Trommel im Tempel des Kriegsgottes unterbrochen — durch Töne, welche alle schrecklichen Bilder der noche triste in den Gemüthern der Spanier wach riefen. Sie richteten ihre Blicke nach der Gegend, von welcher die Laute erklangen, und bemerkten einen langen, die Stufen der Tempelpyramide sich hinaufschlängelnden Zug. Die ganze Scene, welche ihre Aufmerksamkeit fesselte, stand ihnen bei der großen Durchsichtigkeit der Luft des Tafellandes so deutlich vor Augen, als ob sie sich in nächster Nähe befänden.

Als die lange Reihe von Priestern und Kriegern die Platform des Teocalli erreicht hatte, gewahrten die Spanier einige halbentkleidete Männer, die sie wegen der helleren Farbe ihrer Haut für ihre Landsleute halten mußten. Die Häupter der gefangenen Schlachtopfer waren mit Federkronen geschmückt, und in ihren Händen trugen sie buntfarbige Fächer. Sie wurden durch Mißhandlungen gezwungen, an den wilden Tänzen zu Ehren des aztekischen Kriegsgottes theilzunehmen, dann nahm man ihnen den unfreiwilligen Schmuck ab und legte sie, Einen nach dem Andern, auf den großen Opferstein. Der priesterliche Henker trennte nunmehr durch einen scharfen Schnitt seiner Itztliklinge die Rippen aus einander, fuhr dann mit der Hand in die offene Wunde, riß den Unglücklichen das Herz aus der Brust und legte dieses heiß und rauchend auf die goldene Räucherpfanne nieder. Die Körper der Opfer wurden schließlich in die Tiefe geschleudert und unten von Cannibalen aufgefangen, die ihr Festmahl aus den geschlachteten Leichnamen bereiteten.

— —

Wir können uns vorstellen, mit welchen Gefühlen die Spanier dieses entsetzliche Schauspiel betrachteten. Sie sahen ihre armen Gefährten so nahe vor sich, daß sie glaubten, ihre Krämpfe und Zuckungen zu gewahren, und dennoch — waren sie viel zu weit von ihnen entfernt, um ihnen Hülfe bringen zu können! Sie erbebten, als sie dachten, daß ein gleiches Schicksal möglicherweise auch sie treffen werde! . . . . .

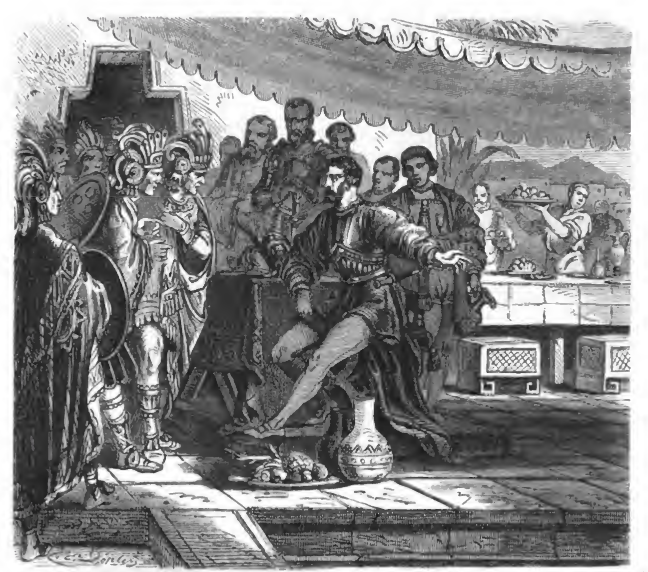
Die fünf nächsten Tage vergingen ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß. Die Mexikaner überließen sich ihren Festen und Guatemozin schickte die Köpfe einiger getödteten Castilianer und ihrer Pferde durch das Land, indem er seine alten Vasallen aufforderte, die Banner der Weißen zu verlassen, sonst würden sie das Loos der Feinde Mexiko's theilen. Die Priester dagegen verkündeten dem jungen Monarchen, der schwer beleidigte Huitzilopochtli sei ihnen im Traume erschienen; er habe, durch die Opfer befriedigt, versprochen, die Azteken wieder unter seinen Schutz zu nehmen und ihre Feinde binnen acht Tagen ihren Händen zu überliefern. Diese trostreiche Versicherung wurde von den Mexikanern blindlings geglaubt, und mit Frohlocken der Armee der Belagerer entgegengerufen. So sehr die Spanier auch die Zusagen der Götzen verlachten, so ermangelten jene Verkündigungen doch nicht, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther ihrer Verbündeten auszuüben. Sie zweifelten nicht an der Erfüllung jener Verheißungen, und ein Häuptling nach dem andern machte sich aus dem Staube. Nur Ixtlilxochitl, Chichemecatl nebst wenigen Andern harrten treu bei Cortez aus.

Die Lage der Spanier ward mit jedem Tage eine bedenklichere, denn täglich fanden Scharmützel und Kämpfe statt. Trotz alledem wankten und wichen die eisernen Männer nicht und es entfalteten selbst ihre Weiber bewundernswerthen Muth und Seelengröße. Eine dieser Heldinnen löste ihren Mann, wenn er ermüdet war, in der Wache ab; eine andere ergriff Schwert und Lanze und führte ihre fliehenden Landsleute wieder gegen den andringenden Feind. Cortez hatte die muthigen Weiber bereden wollen, in Tlascala zurückzubleiben, aber sie erwiderten stolz: „Es ist die Pflicht der castilianischen Frauen, ihre Männer in der Gefahr nicht zu verlassen, sondern dieselbe mit ihnen zu theilen — und, wenn es nöthig ist, mit ihnen zu sterben."

Während die Hauptstadt sich in Jubel erging und blutige Feste feierte, hörte der kleine Krieg vor ihren Mauern und auf den Fluten des Sees nicht auf. Denn selbst inmitten ihrer Drangsale ward von Seiten der Spanier die Umschließung Tenochtitlan's mit derselben Strenge aufrecht gehalten, wie bisher. So verging ein Tag nach dem andern. Je mehr sich die Belagerten der Hoffnung hingaben, die Stunde ihrer Erlösung sei nahe, desto mehr erhob jener schleichende Feind im Innern, der viel gefährlicher war, als der Feind draußen vor den Mauern, sein greuliches Haupt.

Ihre Zuversicht wuchs dennoch von Stunde zu Stunde bis zum Vorabend des achten Tages ......

Die Priester hatten nicht wohlgethan, die Erlösung als so bald bevorstehend zu verkünden.



Bewirthung der ausgehungerten aztekischen Edeln.

Fünftes Kapitel.

Die Eroberung von Mexiko.

Rückkehr der Verbündeten. Neuer Kriegsplan des Cortez. Zurückweisung seiner Anerbietungen. Hungersnoth in der Stadt. Erneuerte Angriffe der Spanier. Die Truppen erreichen den Marktplatz. Eine neue Kriegsmaschine. Grenzenlose Noth der Belagerten. Ausdauernder Muth des Guatemozin. Letzter übermächtiger Angriff. Gefangennehmung des Kaisers. Räumung der Stadt. Victoria!!

(1521.)

Die acht Tage waren vergangen und der neunte sah Tenochtitlan noch von allen Seiten vom Feinde umlagert. Nun kehrte eine große Anzahl der indianischen Hülfstruppen, welche das spanische Lager aus abergläubischer Furcht geflohen hatten, beschämt und reuig zu Cortez zurück. Der General empfing sie gütig, und wenn er ihnen auch ihr Unrecht vorhielt, so zeigte er sich doch zugleich geneigt, dasselbe in Hinsicht auf ihre früheren Dienste zu vergessen. Er prophezeite ihnen den Fall ihrer Feinde mit besser begründeter Zuversicht, als jene der mexikanischen Priester sich erwies, da diese vom Schutze ihrer Götter sprachen.

Dennoch blieben die Drohungen Guatemozin's nicht völlig ohne Wirkung auf die entfernteren Provinzen, und Cortez erhielt Botschaften von Cuernavaca und aus einigen Städten der Otomies, wodurch er dringend angegangen ward, Schutz vor den Bedrängungen durch die Mexikaner zu gewähren. Der General bedurfte seiner Krieger zwar selbst, aber er sah die Nothwendigkeit ein, für stärker zu gelten, als er war.

Augenblicklich schickte er Tapia mit einer Abtheilung von etwa 100 Mann nach der einen Richtung, während Sandoval mit einem etwas größeren Heerhaufen sich nach der anderen in Bewegung setzte. Beide Vertrauten erhielten den gemessenen Befehl, ihre Abwesenheit auf nicht länger als zehn Tage auszudehnen. Sie gehorchten der Weisung auf das Pünktlichste, und kehrten, Jeder, in der anberaumten Zeit siegreich ins Lager zurück. Jetzt sahen die neuen Bundesgenossen — und sie theilten diese Ueberzeugung den alten mit — daß die Spanier nicht allein bereit, sondern auch im Stande seien, sie wirksam zu schützen. Tag für Tag erschienen von nun an Abgesandte, welche ein Bündniß mit den unerschütterlichen Europäern herzustellen bemüht waren und bald sah sich Cortez im Besitze einer Armee, mehr als hinreichend, um seine große Unternehmung zu Ende zu führen.

Das Glück theilt seine Gaben selten nur mit der einen Hand aus. Wieder war ein Schiff mit Vorräthen im Hafen von Veracruz eingelaufen. Die Ladung wurde sogleich von den Behörden der Stadt in das spanische Lager geschickt, wo sie ganz zu gelegener Zeit ankam, da es an Pulver mangelte. Mit erneuerter Zuversicht nahm nun Cortez seine Operationen wieder auf, aber diesmal führte er sie nach einem anderen Plane aus. Er beschloß, langsam, Schritt für Schritt, in die Stadt einzudringen, alle Gebäude, die ihm im Wege standen, zu zerstören, und mit Trümmern derselben die Durchschnitte der Kanäle und Dämme auf das Sorgfältigste zu verschütten. Es sollte weder Palast noch Hütte verschont werden, bis nach des Generals eigenen Worten „das Wasser in trockenes Land verwandelt" und der Reiterei und Artillerie ein fester, sicherer Boden für ihre Bewegungen geboten sein würde. Nur schwer gelangte Cortez zu jenem verhängnißvollen Entschluß, welcher einer Zerstörung der Stadt gleichkam. Gern hätte er diese Perle verschont, die er enthusiastisch „das Schönste auf der Welt" nannte; ein anderer Ausweg schien jedoch da unzuläßig, wo jedes Haus eine Festung, und jede Straße von Kanälen durchschnitten war. Denn die Gesinnungen der Azteken waren nur noch störriger geworden, als sie sahen, „ihre Götter zürnten ihnen neuerdings wie zuvor."

Die Absichten des spanischen Feldherrn wurden von den indianischen Verbündeten mit grenzenloser Freude aufgenommen. Haßten sie doch nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch diese selbst. Unter solchen Verhältnissen begann das Werk der Verwüstung; Schritt für Schritt ging's vorwärts. Mit größter Sorgfalt wurden die Durchschnitte aller Dämme

oder Kanäle von den indianischen Werkleuten ausgefüllt und ihre Arbeiten dabei so solid durchgeführt, daß an eine Versetzung dieser Gräben in ihren vormaligen Zustand nicht mehr zu denken war. Alles half, Vornehm und Gering, Cortez selbst trug mit eigenen Händen Holz und Steine herbei. Man kann sich vorstellen, daß die Mexikaner diesen Unheil verheißenden Operationen nicht ruhig zusahen. Sie suchten unaufhörlich die Arbeiten der Belagerer zu hemmen oder zu nichte zu machen, aber es gelang ihnen nicht.

Die Stadt war dem Untergange geweiht; denn Cortez hatte einen mächtigen Verbündeten gewonnen, dessen Sense ganze Reihen der unglücklichen Mexikaner niedermähte. Es war der Schrecken des Hungers mit all' seinen grauenhaften Folgen, er erweiterte seine Herrschaft über die geängstigte Stadt von Tag zu Tag; ihm unterlagen Tausende der armen Einwohner. Die bisher knappen Vorräthe waren bald gänzlich erschöpft; eine Zeitlang suchte man sich noch mit einer schleimigen Substanz, die sich auf der Oberfläche des See's und dem Gewässer der Kanäle ansammelte, zu nähren, gelangte aber dadurch weder zu Kräften, noch zur Stillung des Hungers. Dann kamen Ratten und später Eidechsen und andere Reptilien an die Reihe; als aber auch dieses Gethier immer seltener wurde, schienen die Tage Mexiko's gezählt. Doch die Geschichte führt uns mehrfache Beispiele vor Augen, daß die Beharrlichkeit der durch Haß und Verzweiflung verblendeten Menschen noch größer ist, als ihr Gefühl für körperliche Leiden.

Wir haben schon erwähnt, daß Cortez von Natur nicht grausam war. Ihm ging die entsetzliche Noth der eingeschlossenen Stadt zu Herzen. Er wollte einen letzten Versuch zu ihrer Erhaltung und Errettung nicht von der Hand weisen, und so sandte er drei in dem vorigen Kampfe gefangene aztekische Edle mit einer letzten Warnung an Guatemozin. Sie sollten ihm sagen, nur die schleunige Uebergabe der Stadt könne ihn und sein Volk erretten, es bleibe ja den Mexikanern jetzt keine Hoffnung mehr; ihre Vorräthe seien verbraucht, ihre Verbindungen abgeschnitten, ihre Vasallen abtrünnig geworden. Sie ständen allein den Nationen von Anahuac gegenüber. Aus Mitleid für seine Unterthanen möge der Kaiser Frieden mit den Spaniern machen. „Kehrt unter den Schutz meines Monarchen zurück“, sagte Cortez zu seinen Sendboten, „das Vergangene soll dann vergessen sein. Die Personen und das Eigenthum sollen geachtet und Alles bewilligt werden, was die Azteken billigerweise noch verlangen können.“

Das Auge des Kaisers funkelte und seine dunkle Wange erglühte vor Zorn, als er wiederholt von solchen Zumuthungen hörte. Aber obgleich aufbrausend von Natur und feurig, besaß er doch die Tugenden eines „Ritters“, wie einer seiner Feinde von ihm sagt. Er that den Gesandten nichts zu Leide, sondern berief, nachdem die erste Hitze verflogen war, einen Rath, um mit seinen Würdeträgern die Sache zu überlegen. Einige waren dafür, Cortez' Vorschläge nicht von der Hand zu weisen, denn sie erkannten in ihnen

das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Stadt; indeß die Priester und ihre Partei betrachteten das Anerbieten von einem anderen Gesichtspunkte aus. Sie wußten, daß ihr eigener Ruin der zu erwartenden Einführung des Christenthums folgen müsse; daher erklärten sie, „der Friede sei wol gut, aber nicht der Friede mit den Christen. Lieber wollten sie den Verheißungen ihrer eigenen Götter trauen, die so lange über der Stadt gewacht hätten, lieber ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes hingeben, als es fristen in Sklaverei und Bedrückung unter den falschen Fremden."

Die Meinung und Beredtsamkeit der Priester brachte das heiße Blut Guatemozin's in Wallung. „Ja so stehen die Sachen", rief er erregt aus, „laßt uns nur noch an unsere Pflicht denken. Bei Todesstrafe spreche Niemand mehr von Uebergabe. Wir wollen als Krieger leben oder sterben."

Die Spanier warteten zwei Tage auf Antwort. Sie ward ihnen nach aztekischer Weise. Mit Aufwand aller seiner Kräfte unternahm Guatemozin einen allgemeinen Ausfall. Aus allen Richtungen der Hauptstadt brachen die durch Zusprache ihrer Priester zur Kampfwuth aufgestachelten Mexikaner hervor und ergossen sich über sämmtliche Zugänge von den Mauern bis zu den Lagern ihrer Feinde, einem reißenden Gebirgsstrome gleich, welcher seine Ufer und Dämme überflutet. Aber die Geschütze der Spanier bestrichen vom Festlande wie vom See her die Wege der Belagerten nach allen Seiten und was sie verschonten, vollbrachten Büchse, Schwert und Lanze der auf dies Alles wol vorbereiteten Verbündeten. Der Rückzug der Azteken ward unvermeidlich; schließlich artete er in wilde Flucht aus und wie bei einem verziehenden Gewittersturme vernahm man zuletzt nur noch aus der Ferne dumpfes Geheul und wildes Murren, als sie Schutz hinter ihren Mauern gefunden.

Von nun an verging kein Tag, an welchem Cortez den ausgesonnenen Plan nicht konnte sich mehr und mehr entwickeln sehen. An einem jeden Abend zogen dazu auserlesene Heeresabtheilungen in den vorher bestimmten Stadttheil ein; die ermüdeten Truppen wurden abgelöst durch neuheranströmende Scharen von Eingeborenen, die ihr dringendes Verlangen kundgaben, das Allen verhaßte Joch der Azteken abzuschütteln.

Sandoval war es wol, der zuerst im nordöstlichen Distrikte festen Fuß faßte. Im Ganzen ging das Zerstörungswerk nur sehr langsam von Statten: die Mehrzahl der Gebäude waren, obgleich im Allgemeinen niedrig, doch so massig und ausgedehnt, die Kanäle so zahlreich, daß das Fortschreiten der Spanier nur ein langsames sein konnte. Die Azteken schäumten vor unmächtiger Wuth, als sie ihre herrlichsten Bauwerke, ihre Tempel und öffentlichen Gebäude, Alles, was ihnen lieb und heilig war, eines nach dem andern in Trümmer sinken sahen. Die Hauptstadt des Reiches wurde unbarmherzig jeden Tag mehr und mehr in einen Schutthaufen verwandelt. Trotzdem wurden die hartnäckigen Bewohner nicht unterwürfig. Am liebsten ließen sie ihre Rachebegierde die indianischen Verbündeten der Spanier

empfinden. „Fahrt nur so fort", riefen sie, „je mehr ihr zerstört, desto mehr werdet Ihr eines Tages wieder aufbauen müssen. Sind wir Sieger, müßt Ihr für uns bauen, und bleiben es Eure weißen Freunde, werdet Ihr es für sie thun müssen."

Und so ward es in der That.

Der Heertheil, den Cortez selbst befehligte, war jetzt bis in die Nähe des kaiserlichen Palastes vorgedrungen. Es war ein geräumiges, steinernes Schloß, das man damals mit mehr Recht hätte eine Festung nennen können. Guatemozin residirte hier nicht mehr, aber er hatte eine starke Besatzung hineingelegt, die es aus allen Kräften — freilich zuletzt erfolglos — vertheidigte. In Brand gesteckt und in seinen Grundfesten erschüttert, sanken seine Mauern in Schutt und Asche, wie die so manches anderen stattlichen Bauwerkes. „Es war erschütternd, die um sich greifende Zerstörung mitanzusehen," ruft Cortez aus, „aber uns blieb kein anderer Ausweg."

Bisweilen nahm der von beiden Seiten mit höchster Erbitterung geführte Kampf einen etwas ritterlicheren Charakter an. Ein kurzer Waffenstillstand trat ein, wenn eine der nicht seltenen Herausforderungen, die zwischen den sich bekämpfenden Eingeborenen stattfanden, angenommen worden war. Diese Zweikämpfe gingen meist auf den flachen Dächern der Häuser vor sich. Und hier war es auch, wo ein junger schmächtiger Edelknabe des Cortez die prahlerische Herausforderung eines riesigen Azteken annahm und den Goliath nach harter Gegenwehr niederstreckte. Im Triumph zu dem Befehlshaber geführt, legte der junge Kämpe die gewonnene Siegesbeute zu dessen Füßen nieder.

Ueber die geschilderten mühseligen Operationen waren mehrere Wochen verstrichen. Gegen Ende Juli erreichten die Leiden und Entbehrungen der Mexikaner eine solche Höhe, daß selbst die harten Herzen der spanischen Soldaten bewegt wurden. Verirrten sich dann und wann einige Mexikaner, die nach Nahrung spähten, in die Nähe des christlichen Lagers, so wurden die Gefangenen mit großer Menschlichkeit behandelt und vor Allem gesättigt. Gierig fielen die Unglücklichen über das her, was man ihnen darreichte. Aus dem Munde derselben erfuhren die Spanier gar manche herzzerreißende Mittheilung aus dem Innern der Stadt. Und dennoch nahmen nur Wenige die Gnade und Verzeihung der Sieger an. Schon lange mangelte es den Belagerten am Nöthigsten; nur mühsam vermochten sie ihren Hunger mit Wurzeln, die sie aus der Erde herausgruben oder mit Baumrinden und Gras — kurz mit lauter Dingen zu stillen, an die man sonst kaum denkt. Ihr einziges Getränke war das reich mit Salztheilen gesättigte Brackwasser des Erdbodens. Unter solchen Umständen mußte die Bevölkerung immer mehr zusammenschwinden. Jeden Tag unterlagen Unzählige dem Hunger und anderen Leiden, — die abgezehrten Ueberlebenden machten sich bereit, ihnen in den nächsten Tagen nachzufolgen.

Jemehr die Spanier in der Stadt vordrangen, desto reichlichere Gelegenheit

hatten sie, sich selbst von den durch diese gräßliche Hungersnoth angerichteten Verheerungen zu überzeugen. Sie fanden überall den Boden durch Suchen nach Wurzeln und Unkraut aufgelockert, die Bäume ihrer Rinden und Blätter beraubt; Scharen abgezehrter Einwohner trieben sich in einiger Entfernung umher oder glitten wie Schatten durch die Straßen dieser ehemals so prächtigen Residenz; Leichen lagen zu Tausenden in den Wegen und Höfen oder füllten die Kanäle an, und wenn die Eroberer in die Häuser traten, boten sich ihnen noch viel schauerlichere Scenen dar. Auf dem Stubenboden lagen ausgestreckt die Gestalten dieser bedauernswürdigen Menschen, gefühllos oder in Todeskrämpfen; Andere hatten ihre Noth überstanden und die verwesenden Leichname verpesteten die Luft. Mütter hielten ihre sterbenden Kinder auf den Armen und suchten vergeblich ihrer Brust einen Tropfen Nahrung zu erpressen; verwundete und verstümmelte Männer krochen mühsam von den Stellen, welche die eindringenden Feinde betraten.

Herzerschütternd ist die Unbeugsamkeit dieser Spartaner Amerika's. Verschmachtend, dem Tode nahe, waren sie doch zu stolz, um von ihren Feinden Gnade oder Beistand zu erflehen. Unfähig, diese zu schädigen, starrten sie die Ankommenden mit Blicken verwundeter Tiger an, die vom Jäger bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt werden. Der spanische Feldherr ließ den strengen Befehl ergehen, daß diesen beklagenswerthen Opfern menschlicher Herrschsucht kein Haar gekrümmt werde; aber die indianischen Verbündeten kümmerten sich darum nicht. Weder ihre Sitten, noch ihre Religion wußten etwas von Mitleid und unter greulichem Triumphgeschrei verbrannten sie die Häuser sammt Allem, was darinnen lebte, ächzte und sich krümmte.

So schrecklich die Leiden der Azteken auch waren, so gering ihre Hoffnung auf Errettung, so stolz verwarfen sie jedes erneuerte Anerbieten des Cortez; sie erklärten unerschütterlich lieber sterben zu wollen, als sich zu unterwerfen, indem sie mit einem bitteren Tone heimlichen Frohlockens hinzufügten, „die Eroberer sollen sich arg getäuscht sehen, denn sie werden keine Schätze finden; diese sind an Orten verborgen, die Niemand entdeckt."

Die spanischen Geschichtsschreiber versichern, daß auch die aztekischen Frauen von diesem Geiste verzweifelten Heldenmuthes ergriffen gewesen seien. Sie zeigten sich unermüdlich in der Pflege der Kranken, im Verbinden der Wunden, trugen den Kriegern Pfeile und Steine zu; kurz sie entfalteten alle Seelenstärke der Jungfrauen und Matronen von Carthago.

Cortez hatte mittlerweile eine der großen Straßen, die nach dem Marktplatze „Tlatelolco" führten, erreicht. Eines Abends wurde er und seine Armee von einem Alles erhellenden Lichtscheine überrascht, der von dem großen Teocalli im nördlichen Theile der Stadt ausging. Die höher und höher steigende Flamme zeigte, daß der Tempel selbst in Brand stehe. Bei dieser Wahrnehmung brachen die versammelten Soldaten in ein die Lüfte erschütterndes Jubelgeschrei aus; denn jenen Feuerschein sahen sie mit Recht als Merkmal

an, daß ihre Landsleute unter Alvarado in den Besitz des Pyramidenbaues gelangt seien. Der tapfere Feldoberst hatte die Anordnungen seines Generals buchstäblich befolgt, indem er jedes Haus beim Vorrücken der Erde gleichgemacht und die Gräben mit den Ruinen verschüttet hatte. So war er langsam aber stetig vorgerückt und zuletzt vor dem großen Götzentempel in der Nähe des Marktplatzes angelangt. Hier befahl er einem Heerhaufen unter einem Ritter, Namens Gutierre de Badajoz, den von Kriegern und wüthenden Priestern vertheidigten Platz zu erstürmen. Nach außerordentlichen Anstrengungen gelang es, diesen Auftrag zu vollziehen. Ohne Barmherzigkeit ward auch in jenes Bauwerk die Brandfackel geworfen und bald loderte das hölzerne Sparrwerk des Tempels in lichten Flammen empor. Als die Sieger den Eingang zu den Götzenhallen betraten, starrten ihnen die blutigen Häupter mehrerer ihrer als Opfer gefallenen Kameraden entgegen. Beim Anblicke der noch erkennbaren Gesichter strömten Thränen aus ihren Augen; sie entfernten die theuren Ueberreste und begruben sie nach der Eroberung in geweihter Erde.

Die Flammen erreichten bald eine solche Ausdehnung, daß man sie in den entferntesten Theilen des Thales zum Himmel emporsteigen sah. Der Feldherr und sein Heerhaufen wurden durch das Schauspiel so aufgeregt, daß sie mit verdoppeltem Eifer vordrangen. Es galt jetzt nur noch einen breiten Kanal zu überschreiten, um auf den Marktplatz zu gelangen. Den Uebergang suchte ihnen eine Anzahl abgezehrter aztekischer Krieger mit Aufwendung ihrer geringen Kräfte streitig zu machen. Doch alle Anstrengungen derselben waren umsonst, die Ausfüllung des letzten Durchschnitts ging vor sich und die Reiterei, welche nun in ihren Bewegungen ungehindert war, brachte die entkräfteten Vertheidiger zum Weichen. Denkt man sich den Flächenraum, welchen die Hauptstadt einnahm, mit lauter nach der Mitte sich verengenden Kreisen überzogen, so war Cortez an der Peripherie eines der innern Cirkel angekommen, welchen von der entgegengesetzten Seite her das Armeecorps des Alvarado bereits erreicht hatte. Man befand sich ganz in der Nähe des Marktplatzes. Sieben Achtel der Stadt lagen nun in Ruinen, das übrige Achtel umfaßte den Distrikt von Tlatelolco. Dies, sowie einige größere Teocalli, welche noch immer unzerstört aus der Trümmerstätte emporragten, war Alles, was von dem einst so gepriesenen Tenochtitlan übrig geblieben; aber auch der letzte Rest ging dem Untergang entgegen; bis jetzt hatte es nur an Zeit gefehlt, die Tempelpyramiden zu zerstören.

Am folgenden Tage betrat Cortez an der Spitze seiner Colonnen den großen „Tianguez“, wo er einige benachbarte Tempel in Feuer aufgehen ließ. Als die Flammen emporloderten, brachen die Azteken in wehmüthige Klagen aus, daß die Häuser der Gottheiten, auf deren Schutz sie sich verlassen, so schmählich nach und nach alle zerstört würden. Doch an die Stelle augenblicklicher Trauer trat Tags darauf wieder unbeugsamer Todesmuth.

Und so wurden denn auch hier wiederum Ströme Blutes vergossen — — indessen das Geschick der Stadt hatte sich erfüllt.

Der nächste Schritt des Generals war die Aufrichtung einer Wurfmaschine, um das ihm zu langsam fortschreitende Werk der Verwüstung zu beschleunigen. Er hatte dieses anfänglich angestaunte Wunderwerk auf Anrathen eines Kriegsmannes, Namens Sotelo, erbauen lassen. Derselbe gab vor, etwas von der Maschinenbaukunst zu verstehen, und eben das Ergebniß seiner Wissenschaft war jene neue Art Katapulte, durch welche die größten Steine auf die Gebäude geschleudert werden sollten. Als aber das Machwerk in Bewegung gesetzt wurde, flog das darauf gelegte Felsstück mit Riesenkraft in senkrechter Richtung in die Höhe, statt gegen die Häuser zuzufliegen, und, indem es auf das Gerüste zurückfiel, zertrümmerte die Wucht desselben die erbaute Wurfmaschine in tausende von Stücken. Der Versuch war also gänzlich mißglückt, und die Soldaten erlaubten sich manchen Witz, sowol über die Katastrophe, als auf Kosten ihres Feldherrn, der sich nicht wenig über den Unfall, noch mehr aber über seine eigene Leichtgläubigkeit ärgerte.

Einnahme von Mexiko.

Und wahrlich, es war nicht nöthig, zu künstlichen Mitteln zu greifen, um den Ruin der Azteken zu vollenden. Da saßen sie in den engen überfüllten Wohnungen, welche ihnen verblieben waren, Edle und Gemeine, Sklaven und Würdenträger, Männer, Frauen und Kinder, Alles durcheinander, oder sie hielten sich unter freiem Himmel oder in Kähnen auf, oder sie lagerten in den Straßen unter Leichen, bei Nacht von Regen durchnäßt, am Tage oft von glühender Hitze beinahe erstickt. Ein alter Chronist erzählt von zwei vornehmen Frauen, die während drei Tagen und Nächten bis an den Hals im Wasser zwischen dem Schilfrohre sich aufhielten, und nur eine Hand voll Mais zum Unterhalte besaßen. Die gewöhnlichsten Lebensmittel waren schon lange nicht mehr vorhanden. Abgezehrte Gestalten jagten nach Insekten und Würmern an den Ufern des Sees, oder pflückten Unkraut und Moos, um ihren nagenden Hunger zu beschwichtigen, während sie zuweilen Blicke der Sehnsucht nach den jenseitigen grünen Hügeln warfen.

Die spanischen Geschichtsschreiber erwähnen zum Lobe der Belagerten, daß sie sich nicht vom Fleische ihrer Brüder und Verwandten genährt hätten; aber mexikanische Historiker widersprechen diesem Zeugnisse, indem sie Beispiele von Müttern anführen, die in ihrer Todesangst das Kind aufzehrten, das sie nicht länger mehr zu erhalten wußten!!

So zusammengeschmolzen bereits die Bevölkerung war, so fielen doch Tausende noch im mörderischen Kampfe unter der Hand ihrer Feinde. Denn auch jetzt war von Ergebung nicht die Rede, obgleich täglich Hunderte elendiglich umsanken, niedergeschmettert von der grausen Macht des Hungers und der

Entbehrung. Hier und da gelang es Einzelnen, in den übrig gebliebenen Häusern ein Unterkommen zu finden und dort ihren letzten Athem auszuhauchen; die Mehrzahl aber kam auf der Straße um und endete auf verwes'ten Leichen. Wo sie verschieden, wurden sie gelassen; Niemand dachte mehr daran, sie zu begraben. Die Lebenden blickten mit dumpfer Verzweiflung auf sie hin, und warteten, bis die Reihe des Sterbens an sie selbst käme. Es herrschte kein Klagen, kein Jammern, aber ein düsteres Hinbrüten, ein tiefes, unsägliches Weh.

Wenn man früher die Leichen in den zahlreichen Straßen zerstreut fand, so sah man sie jetzt zu hohen Haufen aufgeschichtet, nahe beisammen. „Sie lagen oft so dicht", sagt Bernal Diaz, „daß man seinen Fuß nur zwischen Todte setzen konnte." — „Man konnte keinen Schritt thun", erzählt Cortez mit noch stärkeren Ausdrücken — „ohne auf die Leiche eines Indianers zu treten." Manch Lebendiger streckte sich auf den todten Freund aus, um auf dessen Leiche zu schlafen. Ueberall war Elend, Qual und Tod. Die Stadt glich einem großen Schlachthause; ein Gifthauch strömte aus den verwesenden Körpern, und verpestete die Atmosphäre, so daß die Spanier, welche das letzte Stadtviertel betraten, erkrankten. Der Geist der Mexikaner hatte sich infolge dieser unaufhörlichen Schrecknisse noch mehr umdüstert. Sie flehten zu ihren Göttern, aber die steinernen Orakel blieben stumm und gefühllos. In ihrem aufgeregten Zustande nahm eine grenzenlose Furcht ihre Sinne gefangen; sie sahen überall Feuerzeichen und Lufterscheinungen, sowie sonstige Aeußerungen einer auf's Höchste gestiegenen nervösen Erregung. Nur der kaiserliche Held, der sein Volk zu solch' einem verzweifelten Ausharren zu bestimmen gewußt, blieb ruhig und unerschüttert. Er verwarf alle Vorschläge, zu capituliren, und zeigte den nämlichen unbezwingbaren, hohen Geist, wie beim Antritt seiner Regierung.

Cortez, welcher sich der vergeblichen Hoffnung hingegeben hatte, die Stadt lasse sich durch das mannichfache Elend zur Uebergabe zwingen, beschloß jetzt einen umfassend-combinirten Angriff. Er befahl Alvarado, sich zum Sturme bereit zu machen; Sandoval, der auch die Flotte unter seinem Befehle hatte, wies er an, den Waffenbruder durch eine Kanonade auf die Häuserreihen, welche sich von der Wasserseite her erreichen ließen, kräftig zu unterstützen. Er selbst führte seine Scharen in derselben Richtung, wie bisher, nach der Stadt, oder vielmehr über die grausige Trümmerstätte, als welche nunmehr die vormalige prächtige Metropole erschien. In dem Augenblicke, da er die inneren Stadttheile betrat, kamen ihm einige Häuptlinge entgegen, die ihre abgemagerten Hände bittend zu ihm ausstreckten und riefen: „Ihr seid die Kinder der Sonne. Aber die Sonne ist rasch in ihrem Laufe. Warum zögert Ihr denn so lange? Warum wollt Ihr unserm Elende kein Ende machen? Tödtet uns doch lieber mit Einem Male, damit wir zu Huitzilopochtli eingehen, der uns im Himmel erwartet, um uns für unsere Leiden zu trösten!"

Cortez ward durch dies rührende Wehklagen bewegt und antwortete, daß er nicht ihren Tod, sondern ihr Leben, ihre Unterwerfung wolle. „Warum will Euer Herr nicht mit mir unterhandeln", sagte er, „wenn eine einzige Stunde hinreicht, ihn und sein ganzes Volk zu verderben"? Dann drang er in sie, Guatemozin zu einer Zusammenkunft mit ihm zu bereden, indem er ihnen zugleich die Versicherung gab, es solle der Person ihres Monarchen kein Leid geschehen.

Die Edelleute übernahmen nach einigem Zögern den Auftrag. Sie wurden vom Monarchen in einer Weise empfangen, welche zeigte, wie viel das Unglück auch über das stolzeste Gemüth vermag. Er willigte in die Unterredung, jedoch mit der Bedingung, daß sie erst am folgenden Tage auf dem großen Marktplatze Tlatelolco stattfinden solle. Cortez war damit zufrieden und fand sich am nächsten Morgen an der bezeichneten Stelle ein. Die steinerne Erhöhung in der Mitte des Platzes war mit Matten und Teppichen belegt und Tafeln zur Erfrischung des gebeugten Monarchen und seiner Räthe aufgeschlagen. Der General wartete aber umsonst auf das Erscheinen Guatemozin's, der sich endlich durch seine Vornehmen mit einem plötzlich eingetretenen Unwohlsein entschuldigen ließ. So enttäuscht Cortez auch war, so empfing er die Gesandten dennoch höflich, und lud sie zum Mahle ein, dem sie mit einer Gierigkeit Ehre anthaten, welche von der Beschaffenheit ihres geprüften Leibes zeugte. Dann entließ er sie mit einem Vorrathe von Nahrungsmitteln für ihren Kaiser, den er nochmals um eine Unterredung ersuchen ließ.

Die aztekischen Boten kehrten nach Kurzem mit Geschenken bestehend aus Baumwollenzeugen von Guatemozin, aber zugleich mit einer abschlägigen Antwort zurück. Obgleich Cortez tief bekümmert darüber war, wollte er die Hoffnung doch nicht aufgeben. „Er wird gewiß kommen", sagte er zu den Gesandten, „wenn er sieht, daß Ihr ungehindert kommt und geht, Ihr, die Ihr während dieses Krieges ebenso gut meine Feinde seid, wie er selbst mein Gegner ist. Auch Er hat nichts von mir zu fürchten." Abermals entließ er sie mit dem Auftrage, am morgenden Tage ihm Antwort zu überbringen.

Als die aztekischen Häuptlinge wieder im Lager erschienen, brachten sie Cortez die Nachricht, Guatemozin wolle am Nachmittage auf dem Marktplatze mit ihm zusammentreffen. Der General stellte sich zur verabredeten Stunde an dem gewählten Orte ein; doch wiederum wartete er vergebens. Es zeigte sich weder der Monarch, noch dessen Räthe. Offenbar traute der Fürst nicht den Versprechungen seines Feindes. Nachdem der Feldherr drei volle Stunden gewartet hatte, war seine Geduld erschöpft, und als er hörte, daß sich die Mexikaner in Vertheidigungszustand versetzten, traf er unverzüglich Vorkehrungen zum letzten Kampfe. Er befahl den Verbündeten, die man ihrer wilden Grausamkeit wegen vor den Mauern der Stadt gelassen, sich mit ihm zu vereinigen und, von Alvarado's Armeecorps unterstützt, schritt er gegen die noch vom Feinde besetzten Quartiere vor.

Die Azteken hatten sich gerüstet, ihn zu empfangen. Ihre fähigsten Krieger befanden sich an ihrer Spitze und die weniger entkräfteten Männer waren bereit, die schwächeren Kameraden zu decken. Auf den Dächern standen Frauen und Kinder, die mit ausgehöhlten Wangen und stieren Blicken auf die gehaßten Fremden niedersahen und bemüht waren, ihnen jeden erdenklichen Schaden zuzufügen. Sowie die Spanier vorrückten, scholl ihnen das wilde Kriegsgeschrei der Mexikaner entgegen; diese überschütteten ihrer Kriegsweise gemäß die Vordringenden mit einem Pfeilregen, während von den Azoteas Wurfgeschosse und Steine auf sie herabgeschleudert wurden. Aber die Hände der Vertheidiger waren bereits zu schwach geworden, um noch großen Schaden anzurichten.

Um so größer war die Verheerung, welche die Schießwaffen der Spanier verursachten. Unaufhörlich ertönte ein wirksames Knattern der Gewehre der Scharfschützen, in welches der Donner der Kanonen der Brigantinen durch rasch auf einander folgende Lagen von der anderen Seite her einfiel. Die Belagerten glichen gehetztem Wilde; sie rannten wie wahnsinnig hin und her — die Verwirrung war unbeschreiblich, das Gemetzel grauenhaft, der Boden mit Gefallenen besät — das Blut rann in Bächen nach den Kanälen. Das gellende Geschrei der Wilden, die Schwüre der Spanier, die Klagen der Verwundeten, das Jammern der Weiber und Kinder — dazwischen hinein der Donner der Feuerwaffen, das Zischen der unzähligen Wurfgeschosse, das Krachen und Zusammenstürzen brennender Gebäude, deren Trümmer überall Staub= und Rauchsäulen in die Höhe steigen ließen: Alles dies vereinigte sich zu einem Schreckensbilde, das selbst den Soldaten des Cortez, so gestählt sie gegen alle Eindrücke des Krieges auch waren, ein unwillkürliches Grauen einflößte. „Die Klagen der Frauen und Kinder", berichtet der General, „reichten hin, Einem das Herz zu brechen."

Endlich bliesen die Spanier, des Kampfes müde, zum Rückzug. Es war auch hohe Zeit, denn nach Cortez' Bericht — wir hoffen, er ist übertrieben — verloren binnen wenigen Stunden 40,000 Menschen ihr Leben. Doch war das Loos der Gefallenen beneidenswerth im Vergleiche mit dem Geschicke derer, welche der Würgengel der Schlacht verschont hatte.

Während der langen Nacht, die dem heißen Tage folgte, erscholl kein Lärm mehr aus den aztekischen Quartieren, es war als ob Alles ausgestorben sei. Nur dann und wann vernahm man das leise Stöhnen der Verwundeten und das Todesröcheln von Sterbenden. Kein Licht erhellte die furchtbaren Scenen, noch grauenhafter durch die Todesruhe im Innern dieser in Trümmer liegenden Stadt. Alles blieb still und dunkel wie das Grab. Die Mexikaner hatten ihre Rechnung mit dem Leben abgeschlossen; mit dem letzten Kampfe war auch ihre letzte Hoffnung dahin geschwunden, es war ihnen zu Muthe, wie Verurtheilten, die nur auf den Todesstreich des Henkers warten. Und doch zeigten sie immer noch keine Spur von Unterwerfung; ihr Herz

war von größerem Hasse gegen den Feind durchdrungen, als je zuvor. Vermögen, Freunde, Verwandte, Heimat — Alles war dahin. — —

Warum sollten sie selbst länger leben? — — — — — — — — —

Wie ganz anders ging es im Lager der Spanier her, wo Alles Leben war, Zuversicht und Siegesgewißheit athmete! Freudenfeuer brannten auf den Straßen, hell waren die Zelte und Baraken erleuchtet, heitere Weisen und der Schall der Musikinstrumente zeugten von dem Jubel der Soldaten über die bevorstehende Beendigung dieses mühevollen Feldzuges.

Am folgenden Morgen musterte der spanische Feldherr seine Truppen, da er einen letzten Angriff beschlossen hatte, um hiermit dem Kriege ein Ende zu machen. Am vorhergegangenen Abend schon war verabredet worden, Alvarado solle sich auf dem „Tlatelolco" festsetzen, während Sandoval an der Spitze der Flotte auf die Bewegungen des Feindes achten und den Kaiser an der Flucht hindern sollte.

Es war der denkwürdige 13. August 1521, der Tag des heiligen Hippolyt, des jetzigen Schutzheiligen von Mexiko, als Cortez seine Krieger im Morgengrauen durch die verwüsteten Straßen nach dem Innern der aztekischen Hauptstadt führte. Bevor er die vom Feinde noch besetzten Stadttheile betrat, wollte er den Einwohnern noch ein letztes Rettungsmittel bieten. Er ließ den Kaiser nochmals um eine Unterredung bitten, erhielt aber die Antwort, „Guatemozin sei bereit, zu sterben, aber nicht mit dem spanischen Commandanten zu sprechen." „Dann geht", sagte der erzürnte Feldherr zu den Boten, „und bereitet Eure Landsleute auf den Tod vor. Eure Tage sind gezählt." Trotzdem verschob er den Angriff einige Stunden lang, bis das Gerücht seine Ohren erreichte, Guatemozin wolle entfliehen. Es ist wol unnöthig, eine Aufzählung aller unausbleiblichen Schrecknisse des Kriegs zu wiederholen, die auch dies Mal den Sieg der Spanier begleiteten und welche denen der vergangenen Tage um nichts nachstanden. Cortez verfolgte von der Höhe eines Hauses den Verlauf des letzten Kampfes, wenn man ein wüthendes Würgen und Drängen, ein Zertreten und Niederschlagen im dichtesten Gewühl, einen Kampf im Sinne eines redlichen Kriegers nennen kann. Der Menschenknäuel bewegte sich dahin auf dem langen Dammwege, wo Tausende sich hinunter in die Fluten stürzten oder in's Wasser hinabgeworfen wurden. Wer nicht von den Schiffen aufgefangen ward, ertrank in den Kanälen. Die Zahl der Todten war bald so groß, daß man von ihren Leichen eine Brücke bilden konnte, über welche die Belagerer nach dem jenseitigen Damme gelangten.

Wie in den Straßen der Stadt, so wüthete unbarmherzig auch auf dem Wasser Mord und Zerstörung. Die Trümmer unzähliger Kähne und Barken bedeckten die Oberfläche des Sees. Die Zahl der Umgekommenen konnte allerdings nicht die der bereits Dahingegangenen erreichen, aber sie war noch immer groß genug, um uns mit tiefer Trauer zu erfüllen.



Gefangennehmung Guatemozin's.

Während des Gemetzels sah man eine große Anzahl Boote auf dem See dahin gleiten, um sich zu retten. Sandoval suchte den Flüchtigen den Weg zu verlegen und befahl, ganz besonders auf solche Fahrzeuge ein Augenmerk zu richten, wo möglicher Weise der Kaiser verborgen sei. Das mußte jeder Denkende einsehen, daß das Entrinnen dieses unerschütterlichen Fürsten so viel heiße, als den Krieg an einem andern Theile des Landes fortsetzen oder mit andern Worten ihn verewigen.

Nun war auch das Verhängniß für den Kaiser herangenaht. Einem der Hauptleute, Garci Holguin, war es nicht entgangen, wie gegen Eintritt der Vesperzeit drei bis vier Barken rasch über das Wasser zu entkommen suchten. Er suchte sie einzuholen, denn ihm sagte eine innere Stimme, der Kaiser könne an Bord dieser leicht dahingleitenden Boote sein. Und es war wirklich so. Als Holguin in ihre Nähe kam und seinen Scharfschützen befahl, ihre Feuerwaffen auf das Hauptboot zu richten, erfolgte ein Aufschrei und der Ruf, Guatemozin befinde sich in demselben. Im nämlichen Augenblicke sprang ein junger, mit Speer und Maquahuitl bewaffneter Krieger von seinem Sitze auf, wie wenn er sich gegen die Angreifenden zur

Wehr setzen wollte. Aber sobald der Hauptmann das Schießen einstellte, senkte auch der junge Azteke seine Waffen und rief: „Ich bin Guatemozin! Führt mich zu Malintzin. Ich bin sein Gefangener; aber schont mein Weib und meine Gefährten!"

Holguin versicherte, daß seine Wünsche geachtet werden sollten und half ihm und seinen Gefährten, die Brigantine zu besteigen. Im Gefolge des Kaisers befand sich Coanoca, der abgesetzte König von Tezcuco, der Beherrscher von Tlacopan, nebst mehreren anderen hohen Würdeträgern. An Bord angekommen, bat Holguin den Monarchen, er möge befehlen, daß die anderen Barken sich ergeben sollen. Aber mit niedergeschlagener Miene erwiderte der unglückliche Fürst: „Dies ist nicht nöthig, sie werden nicht länger kämpfen, nachdem sie gesehen, daß ihr Kaiser gefangen ist." Er sprach die Wahrheit. Es schien, als sei der Kampf nur fortgesetzt worden, um die Aufmerksamkeit der Spanier von der Flucht des Monarchen abzulenken. Nun derselbe gefangen war, versuchten die Mexikaner keinen Widerstand mehr.

Bei der Nachricht von der Gefangennahme seines Feindes vermochte Cortez vor Freude seinen Gleichmuth nicht zu bewahren. Jetzt erst war er Sieger und Herr in Mexiko. Er befahl seinen Offizieren, den Fürsten mit der größten Hochachtung zu behandeln, und traf dann Anstalten zu einer Zusammenkunft mit seinem Gegner. Sie fand auf der Platform des Hauses statt, wo sich der General befand. Herbeigeschaffte Teppiche wurden ausgebreitet und darauf eine mit Speisen wohlbesetzte Tafel zugerichtet. Die liebliche Marina sollte als Dolmetscherin zugegenbleiben. Sie war während der Schreckensscenen der Eroberung nicht von des geliebten Mannes Seite gewichen, jetzt sollte sie auch Zeugin seines endlich erfolgenden Triumphes sein.

Nach seiner Landung wurde Guatemozin, umgeben von einer Abtheilung spanischer Truppen, zum Generalissimus gebracht. Der gefangene Monarch erstieg die Platform ruhigen, festen Schrittes. Der tapfere Krieger war leicht aus der Umgebung seiner aztekischen Edlen herauszufinden, obgleich sein dunkles Auge nicht mit dem früheren Feuer strahlte, seine Züge vielmehr den Ausdruck ruhiger Ergebung trugen, welche den stolzen, leidenschaftlichen Geist, der ihn beseelte, wenig verrieth. Sein Kopf war groß, seine Glieder wohlgestaltet, seine Farbe heller, als die der übrigen Mexikaner, und sein ganzes Wesen athmete Herz gewinnende Milde. Cortez kam ihm mit würdevoller Höflichkeit entgegen; wahrscheinlich kannte ihn der Monarch, denn er sagte:

„Ich habe zur Vertheidigung meiner selbst und meines Volkes Alles gethan, was in meiner Macht stand. Jetzt bin ich in diesen Zustand versetzt. Ihr könnt über mich verfügen, Malintzin, wie es Euch beliebt." Dann legte er die Hand auf den Griff eines Dolches, den der General trug, und fügte in aufgeregtem Tone hinzu: „Doch besser ist's, Ihr befreit mich durch diesen vom Leben!"

Cortez war von Bewunderung über die Hochherzigkeit des jungen Fürsten erfüllt, welche eines alten Römers würdig gewesen wäre; er erwiderte: „Fürchte nichts, Du sollst mit aller Achtung behandelt werden. Du hast Deine Hauptstadt bis zum letzten Augenblicke wie ein tapferer Krieger vertheidigt. Ein Spanier ehrt auch den Muth in seinem Feinde.“ Dann fragte er ihn, wo er seine Gemahlin gelassen habe, und ließ diese vor sich bringen.

Tecuichpo war die jüngste Tochter Montezuma's, noch ein halbes Kind. Bei der Thronbesteigung ihres Vetters Guatemozin war sie ihm als rechtmäßige Gemahlin angetraut worden. Von ihren mexikanischen Zeitgenossen wird sie wegen ihrer persönlichen Reize hoch gefeiert, und auch die Spanier gedenken gern der schönen aztekischen Prinzessin, aus deren späterer Ehe einige hohe Familien Castiliens entstammen. Sie wurde von Cortez freundlich aufgenommen. Er und seine Umgebung ließen ihr die ihrem Range gebührende Auszeichnung zu Theil werden. Während die kaiserlichen Gefangenen das für sie bereitete Mahl zu sich nahmen, traf der spanische Feldherr seine Vorkehrungen für die Nacht. Er befahl Sandoval, die kaiserliche Familie nach einigen Stunden der Erholung bis nach Cojohuacan zu geleiten, wohin er selbst bald nachfolgen werde. Die beiden anderen Feldobersten, Olid und Alvarado, wurden angewiesen, sich in ihre Lager zurückzugeben und nur ein kleiner Armeetheil blieb als Besatzung, sowie zum Schutze in der verpesteten Stadt. Gegen Abend begann es zu regnen, noch ehe die einzelnen Heerhaufen im Stande waren, die Stadt zu räumen.

Während der Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus, eines jener orkanartigen Naturereignisse, wie man sie nur in den Tropen kennt. Der von den Felsenwällen, die das Thal einschlossen, wiederhallende Donner rollte mit lautem Dröhnen über die Hügel, und erschütterte die in Trümmern liegenden Pyramidentempel Tenochtitlan's bis in ihre Grundfesten. Blitze zerrissen im Zickzack das Himmelsgewölbe, der Kampf der Elemente verkündete den Fall Mexiko's. Es schien, als ob die Gottheiten von Anahuac aus ihren alten Wohnungen vertrieben und vom Sturme durch die Luft getragen würden, um der gefallenen Metropole den Rücken zu kehren.

Am Tage nach der Eroberung bat Guatemozin den spanischen Feldherrn, er möge den Mexikanern erlauben, Tenochtitlan zu verlassen und ohne Hinderniß in das Thal auszuwandern, eine Bitte, die Cortez gern gewährte. Dann erst konnten die nöthigen Vorbereitungen zur Säuberung der verpesteten Stadt getroffen werden, zu welchem Behufe man Holzstöße anzündete, Tag und Nacht Feuer brennen ließ und die zahllosen Todten begrub. Die Zahl derjenigen, welche dem Schwerte, dem Hunger und der Pest entronnen, wird einschließlich der Frauen und Kinder sehr abweichend auf 30,000, 50,000 und 70,000 angegeben. Ebenso schwer ist es, eine nur einigermaßen zutreffende Berechnung der während der Belagerung Getödteten aufzustellen. Die Berichte darüber sind außerordentlich verschieden und wechseln

von 120,000 bis 240,000 auf Seiten der Azteken. Da aber unter den gefallenen Vertheidigern eine Menge Krieger aus der Umgebung der Stadt sich befanden, so dürfte die Zahl von 150,000 kaum als eine übertriebene zu erachten sein. Die auf Seite der Europäer Gefallenen werden auf einige Hunderte geschätzt. So gering verhältnißmäßig diese Einbuße ist, so große Verluste müssen die Verbündeten der Spanier erlitten haben, wenn man dem tezcucanischen Chronisten glauben kann, der allein von 30,000 getödteten Landsleuten spricht. Ihre gewiß achtungswerthe Tapferkeit, die mannhaften Thaten ihrer Häuptlinge und Heerführer sind von ihren Geschichtsschreibern nach besten Kräften verherrlicht worden. Die Spanier dagegen wissen meist nur von ihren Helden zu erzählen — — und dennoch, was wäre aus ihnen trotz ihrer Eisenfestigkeit geworden ohne den treuen und ausdauernden Beistand ihrer indianischen Bundesgenossen? Das Reich von Anahuac fiel nicht sowol durch die Spanier, sondern durch die Hand seiner Stammesangehörigen, deren Herzen die Azteken sich entfremdet.

Die aufgefundene Beute entsprach lange nicht den Erwartungen der Spanier. Sie betrug nur 130,000 Gold-Castellanos oder 3½ Millionen Gulden. Wahrscheinlich hatten die Azteken ihre Schätze in die Erde gegraben, oder in den See versenkt. Ihre Drohungen waren nicht leere Worte gewesen.

Cortez bedurfte nun der verbündeten indianischen Hülfstruppen nicht länger; deshalb entließ er sie mit freundlichem Danke für die ihm geleisteten Dienste, sowie mit der Versicherung, daß sein Herr, der Kaiser, ihre Treue wohl vergelten werde. Triumphirend über den Untergang Tenochtitlan's kehrten sie in ihre Heimat zurück. Ach! ihr Triumph sollte nicht lange währen!

Die Spanier waren überglücklich, daß der Krieg jetzt sein Ende erreicht habe. Sie gaben sich der ausgelassensten Freude hin; Cortez selbst feierte das denkwürdige Ereigniß mit einem so großartigen Gastmahle, als die Umstände es nur erlaubten. Alle Offiziere waren dazu eingeladen. Der Jubel artete aber zuletzt dergestalt aus, daß Pater Olmedo sich genöthigt sah, die Theilnehmer zu erinnern, daß ihr Treiben nicht die rechte Art und Weise sei, dem Allmächtigen für den Sieg zu danken.

Am folgenden Tage sollte eine passendere Feier stattfinden.

Eine Procession ward veranstaltet mit Pater Olmedo an der Spitze. Bevor sie sich in Bewegung setzte, sagte der Priester zuerst dem Allmächtigen Dank für den Schutz, den er den Spaniern so ersichtlich erwiesen. Dann forderte er die Armee auf, die Rechte der Eroberer nicht zu mißbrauchen, sondern den unglücklichen Eingeborenen mit Menschlichkeit zu begegnen. Hierauf begann die Messe und es endigte der Gottesdienst mit Austheilung des Sacraments. Den Schluß bildete ein allgemeines Gebet zum Herrn der Schlachten, der nunmehr das Kreuzesbanner zum Siege über das blutige Heidenthum hatte gelangen lassen.



Die erste Messe nach der Eroberung.

Das alte Mexiko. S. 330. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

So fiel die berühmte Hauptstadt der Mexikaner nach einer Belagerung von drei Monaten. Dieses Ereigniß steht in Beziehung auf Muth und Ausdauer in Ertragung von Leiden seitens der Vertheidiger fast unerreicht in der Geschichte da. Mehr denn drei Jahrhunderte waren dahingegangen, seit die Azteken, ein armes Wandervolk, aus fernem Nordwesten vom Fabellande Aztlan her, auf dem Plateau sich niederließen. Ihre Eroberungen erstreckten sich anfangs nur über ihre unmittelbare Nachbarschaft, dann über das Thal, später über die Berge und zuletzt reichte ihr tyrannischer Arm bis an den mexikanischen Golf und das entfernte Central-Amerika. Ihre kleine Hauptstadt wurde nach und nach der großartigste Mittelpunkt der Kultur von ganz Anahuac, aber auch das große Schlachthaus einer greuelvollen Götzenverehrung. Da kam eine andere Rasse aus fernem Osten, Fremde wie sie selbst, auch vom Orakel vorherverkündet — sie löschten den Namen der Azteken aus! Die ganze Geschichte gleicht eher einer Wundermär, aber sie ist eine ernste Wahrheit und erinnert hundertfach an den uralten wahren Satz: Eintracht erhält, Zwietracht zerstört.

Erfüllt der Untergang Mexiko's auch unsere Herzen mit Trauer, so können wir doch den Fall eines Reiches nicht beklagen, das so wenig für das Glück seiner Unterthanen und die höheren Interessen der Menschheit gethan. Trotz der rührenden Freigebigkeit eines Montezuma, trotz des Heldenmuthes eines Guatemozin, waren die Azteken im Grunde ein leidenschaftlicher, roher Stamm, und wenig darnach geartet, unsere Sympathie und Achtung sich zu erhalten. Ihre Fürsten herrschten mit dem Schwerte, statt mit dem Scepter. Ihre Vasallen waren Leibeigene, Feinde; die mexikanische Hauptstadt hatte keinen Pulsschlag, keinen Athemzug gemein mit dem weiten Lande, dessen Mittelpunkt sie bildete. Sie blieb eine Fremde in ihrem eigenen Reiche.

Aber die Azteken hinderten nicht nur die höhere Kultur im Lande, sie gaben ihren Vasallen auch ein verderbliches Beispiel. Sie waren es, welche den schrecklichen Aberglauben weiter verpflanzten, dem jährlich Tausende und aber Tausende zum Opfer fielen. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde sich das ganze Land unter ihnen in eine große Fleischbank verwandelt haben.

Doch bei all' diesen Greueln, deren wir Fürst und Volk der Azteken anklagen müssen, wendet sich manchmal unsere Sympathie für die Eroberer des Landes von diesen ab und den entmenschten Mexikanern zu. Denn im Verlauf der Geschichtserzählung gewahren wir Blutthaten auf Seiten der Spanier, die nicht in der Selbstvertheidigung oder Nothwendigkeit ihre Rechtfertigung finden, widerwärtige Beispiele von Grausamkeit und Fanatismus, welche in den Annalen der spanischen Geschichte jene glänzende Periode ewig mit einem dunkeln Flecken brandmarken. Und bei alledem ist die Geschichte der Besitzergreifung des aztekischen Reiches für das menschliche Gefühl noch weniger verletzend, als die Mehrzahl der anderen Siege der spanischen Waffen in der Neuen Welt. Cortez und seine Gefährten tauchten ihre Schwerter selten in Blut, ohne daß

es für ihr Unternehmen unerläßlich gewesen wäre. Selbst bei der letzten Belagerung der Hauptstadt waren die Leiden der Azteken nicht etwa einer unverzeihlichen Grausamkeit der Sieger zuzuschreiben, sondern nur Folge ihrer eigenen patriotischen, aber nutzlosen Selbstaufopferung. Es war weder der Wunsch, noch lag es im Interesse der Eroberer, Mexiko und seine Bewohner vom Erdboden zu vertilgen. Wenn letztere in die Hände der Spanier fielen, wurden sie meist gütig behandelt, und alle Mittel versucht, ihnen den Geist der Versöhnung einzuflößen — und dies ungeachtet des schrecklichen Looses, das die christlichen Gefangenen erlitten. Die Thore der Rettung standen den Mexikanern — freilich umsonst! — bis zur letzten Stunde offen.

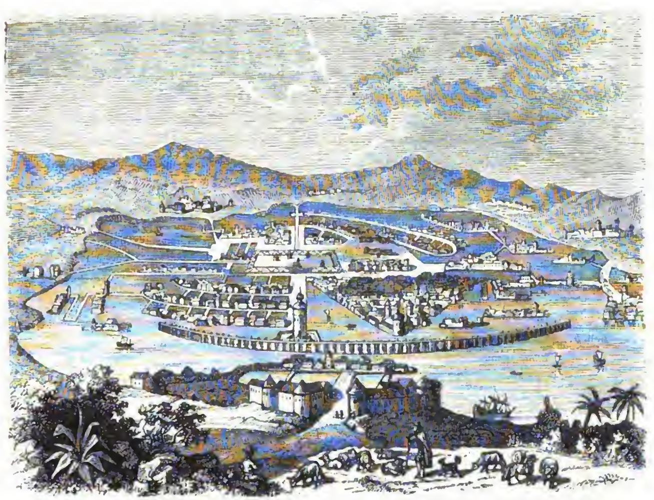
Hätten die Europäer den letzten der aztekischen Fürsten fliehen lassen, so würde sich der Krieg nur verlängert und in eine andere Gegend verzogen haben. Um den Erfolg der Unternehmung zu sichern, blieb ihnen keine Wahl; sie mußten so verfahren, wie sie gehandelt haben. Sonst wären sie und ihre Sache verloren gewesen. So wenig wir ihnen Uebel zur Last legen mögen, die nur natürliche Folge des Krieges selbst sind, ebenso wenig wollen wir ihr Haupt mit einem falschen Glorienschein umgeben, und unser Urtheil allein vom Erfolge abhängig machen.

Wie man aber auch vom Standpunkte der Moral und Humanität die Eroberung Mexiko's betrachten mag, so muß sie uns als Kriegsthat mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Daß eine Handvoll Abenteurer an den Ufern eines mächtigen Reiches landet, trotz der wiederholten Verbote des Staatsoberhauptes bis in's Innere des Landes dringt, ohne die Sprache der Bewohner zu verstehen, ohne Karte oder Compaß, ohne einen Begriff von den Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, — daß sich diese eisernen Männer nicht von der Macht und Kultur, die sie überall antreffen, zurückschrecken lassen, sondern sich vielmehr ungescheut des Monarchen bemächtigen, seine Räthe hinrichten, von seiner Hauptstadt Besitz ergreifen und, nachdem sie aus derselben vertrieben, zuletzt den lang bestrittenen Sieg auf Grund eines ebenso klugen, wie energisch durchgeführten Planes davontragen — wahrlich dies Alles klingt wie ein Märchen und sucht seinesgleichen auf den Seiten der Ueberlieferungen der Geschichte.

Doch auch die Eingeborenen selbst halfen den Spaniern die Zerstörung des aztekischen Reiches und die ihrer Selbständigkeit herbeiführen — dies dürfen wir nicht übersehen. Wären die Staaten der Hochebene von Anahuac unter sich einig gewesen, so würden die fremden Eindringlinge nie in ihre Hauptstadt eingezogen sein. So aber kann das Schicksal Mexiko's ferner als redendes Beispiel dafür dienen, daß eine Regierung, die nicht für das Wohl ihrer Angehörigen wirkt, auf die Dauer nicht bestehen kann, vielmehr fallen muß — durch Krieg und Zwist im Innern, wenn nicht durch Krieg und Streit nach Außen! — Und wer möchte dann ihren Fall beklagen?

Sechster Abschnitt.

Völlige Unterwerfung des mexikanischen Reiches.



Das wieder aufgebaute Mexiko nach der Eroberung durch die Spanier. Nach Ant. de Solis.

Erstes Kapitel.

Cortez, Herr des Reiches der Azteken.

Tortur des Guatemozin. Unterwerfung des Reiches und Ausdehnung seiner Grenzen. Wiederaufbau der Hauptstadt. — Sendung nach Castilien. Rückkehr des abgesandten Commissarius nach Cuba. — Neue Kriegsthaten. — Bekräftigung der Autorität des Generals.

(1521—1522.)

Die Geschichte der Besitzergreifung Mexiko's durch die Spanier schließt eigentlich mit der Uebergabe der Hauptstadt. Sie steht indessen mit der Geschichte des außerordentlichen Mannes, welchem jene Eroberung gelang, in so engem Zusammenhange, daß unsere Erzählung unvollendet erscheinen würde, wenn sie nicht auch das fernere Leben unseres Helden behandelte. Deshalb wollen wir dem Leser noch kurz die ungewöhnlichen Schicksale desselben vor Augen führen. Die Kenntniß der weiteren Laufbahn des „Eroberers" wird um so

mehr zu einem Gegenstande hohen Interesses für jeden Freund der Geschichte, je öfter glänzende Lichtmomente mit düstergefärbten Schatten wechseln.

Die ersten Aufwallungen der Freude und Genugthuung in der Armee über ihren glänzenden Sieg waren vorüber. Sie wurden gar bald von ganz anderen Gefühlen verdrängt, als die Spanier die spärliche Beute betrachteten, welche ihr Lohn für so unendliche Leiden und Mühsale sein sollte. Unter den Soldaten des Narvaez befanden sich Einige, die in ihrer Erbitterung über die ihnen widerfahrene Enttäuschung es geradezu verschmähten, den für sie bestimmten Theil anzunehmen. Andere grollten weniger ihrem General, als vielmehr dem gefangenen Guatemozin, der, wie es hieß, den Platz, wo die Schätze verborgen seien, wohl wisse, ihn aber nicht nennen wolle. Die weißen Wände der Baracken waren mit Spottgedichten und Pasquillen überdeckt, welche von der steigenden Unzufriedenheit gegen Cortez zeugten. So erzählt Bernal Diaz, es habe unter Anderem einmal geheißen: „Wir sind mehr erobert, als wir erobert haben und sollten nicht „die Eroberer von Neuspanien“, sondern die „Eroberten des Cortez“ genannt werden.

Cortez schrieb darunter: „Weiße Wand, Schreibtafel der Dummköpfe“ —

„Und der Weisen und Wahrhaftigen“ —

war am nächsten Tage als Ergänzung zu lesen.

Zuletzt aber beschuldigten die am meisten Aufgeregten geradezu ihren Befehlshaber, ein Fünftel der Beute in seiner Machtvollkommenheit, sowie den Antheil des Königs an sich genommen zu haben. Dann wieder hieß es, Cortez sei Guatemozin's Partner und Mitschuldiger, als der General es abschlug, gegen den gefangenen Kaiser einzuschreiten.

Dieser aber weigerte sich entschieden, ein Geheimniß zu offenbaren, was vielleicht gar nicht vorhanden war. Auf's Aeußerste ergrimmt, verlangten nun die Soldaten laut murrend, den unglücklichen Fürsten durch Anwendung der Tortur zu einem Geständniß zu zwingen, und Cortez war in einer bösen Stunde schwach genug, den aztekischen Fürsten den Händen seiner unbarmherzigen Feinde zu überliefern.

Aber der Held, der dem Tode in seiner schrecklichsten Form so oftmals getrotzt, ließ sich durch körperliche Leiden nicht einschüchtern. Er zuckte kaum, als man unter seinen mit Fett bestrichenen Fußsohlen das Feuer anzündete, dessen schwachglimmende Flammen das Schmalz verzehrten, bis sich die Haut von den Füßen löste. Als sein Unglücksgefährte, der Kazike von Tacuba, der mit dem kaiserlichen Dulder die gleiche Qual erleiden mußte, in Klagen ausbrach, wies ihn Guatemozin mit ruhigen Worten zurecht, indem er ausrief: „Glaubst Du etwa, ich sei in einem erfrischenden Bade?“ Endlich befahl Cortez, die Fürsten von der Marter zu befreien, ehe es zu spät für sie würde; — aber schon war es zu spät für die Ehre des Eroberers, auf der infolge der grausamen Mißhandlung seiner hohen Gefangenen, Helden wie er selbst, ein unvertilgbarer Flecken haftet.

Alles, was Guatemozin entdeckte, war, daß vieles Gold in den See geworfen worden sei; vergebens aber suchten, fischten und tauchten die Spanier darnach unter. Glücklicher waren sie in ihren Nachforschungen in Guatemozin's Garten, wo in einem Teiche eine große, runde, goldene Scheibe eine sogenannte „Sonne" — wahrscheinlich eines der Kalenderstein-Räder ausgegraben ward. Der gepeinigte Kazike von Tezcuco hatte vorgegeben, daß ein Theil des Schatzes in einem seiner Gärten geborgen sei; als man ihn aber nach dem Landsitze brachte, sagte er: „Er habe die Aussage nur in der Hoffnung gemacht, auf dem Wege dahin zu sterben."

Infolge des schlechten Ausgangs aller versuchten Zwangsmaßregeln zur Besonnenheit zurückgeführt, ja bis zum Mitleiden gebracht, änderte die rohe Soldateska, nach Art des Pöbels aller Orten, ihre Sprache und klagte nun Cortez der Grausamkeit gegen seine Gefangenen an. Er hatte solchen Lohn gar wohl verdient.

Die Nachricht vom Falle Mexiko's war auf Sturmesflügeln über das ganze Plateau hinweg den hohen Wänden der Cordilleren entlang getragen worden, und es kamen nun von allen Seiten Gesandte, selbst von den entferntesten Indianerstämmen, um sich mit eigenen Augen von der Vernichtung der berühmten Stadt zu überzeugen. Unter diesen befanden sich auch Boten aus dem Königreiche Mechoacan, einem mächtigen, unabhängigen Staate zwischen dem Thale von Mexiko und dem Stillen Ozean. Bald kam der König jenes Staates in eigener Person in fürstlichem Aufzuge heran und stattete Cortez seinen Besuch ab. Der Generalissimus empfing seinen Gast mit gleicher Pracht, überraschte ihn durch ritterliche Spiele und die kriegerischen Bewegungen seiner Reiterei, ließ ihn den Donner seiner Geschütze vernehmen und zuletzt in einer Brigantine um die gefallene Stadt fahren, von der nur noch die Trümmer weniger Paläste und Tempel stehen geblieben waren. Mit stillem Grauen betrachtete der indianische Monarch die Scenen der Verwüstung, und bat dann die Sieger demüthig um ihren mächtigen Schutz. Seinem Beispiele folgten andere Machthaber, die noch nie in Berührung mit den Spaniern gekommen waren, so daß Cortez die Grenze des eroberten Reiches sich immer mehr erweitern sah und seinen Kriegern willkommene Aussichten auf den Erwerb neuer Schätze eröffnen konnte.

Der General schickte nun nach der befreundeten Stadt Mechoacan zwei kleine Heertheile ab, deren unternehmende Führer bis an die Ufer des südlichen großen Ozeans drangen. So weit war noch kein Europäer gekommen. Die Spanier errichteten ein Kreuz am sandigen Meeresgestade, und nahmen Land und Meer unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten im Namen der katholischen Majestäten in Besitz. Auf ihrem Rückmarsche besuchten sie den nördlichen Theil des betretenen Ländergebietes, aus dem sie Gold und californische Perlen mitbrachten. Die Phantasie des Cortez wurde von den glänzenden Aussichten, welche die neuen Entdeckungen verhießen, erhitzt.

Er schrieb an den Kaiser: „Am meisten freue ich mich über die Nachrichten vom großen Ozean, in dem, wie die Weltbeschreiber versichern, die reichen Gold- und Gewürzinseln liegen sollen.“ Es wurde an den Ufern des Stillen Meeres eine günstige Stelle zur Gründung einer Kolonie ausgewählt und vier Schiffe erbaut, um die Geheimnisse der unbekannten See zu erforschen. Dies war der erste Schritt zu den denkwürdigen Entdeckungsfahrten des Cortez im Golfe von Californien.

Obgleich der größere Theil von Anahuac sich den Spaniern unterworfen hatte, gab es doch einige Gebiete an den südlichen Abhängen der Cordilleren, die eine weniger unterwürfige Gesinnung an den Tag legten. Cortez schickte deshalb starke Truppenabtheilungen unter Sandoval und Alvarado dorthin, um auch diese Eingeborenen der Segnungen der spanischen Herrschaft theilhaftig werden zu lassen, und in jenem Theile Niederlassungen zu errichten. Später gründete er an günstigen Punkten des Landes Coliman im Gebiete von Mechoacan, Zacatula am Stillen Meere, San Esteban und Medellin an der atlantischen Küste, sowie am Flusse Antigua jene Niederlassung gleichen Namens, welche im folgenden Jahrhunderte durch Flibustierzüge zu einem gewissen Ruf gelangte.

In seinem Lager zu Cojohuacan hatte der Oberbefehlshaber Muße zu überlegen, in welchem Theile des Thales er die neue Hauptstadt des Reiches erstehen lassen wolle; endlich entschied er sich für dieselbe Stelle, wo das alte Tenochtitlan sich erhoben, wozu ihn der Gedanke an „den früheren Ruf Mexiko's, sowie die Erinnerung, in der es bei den Nationen stand, bewog.“ Sofort nach dem Beschlusse traf er auch schon die ausgedehntesten Vorkehrungen zum Bau des neuen Mexiko, das, wie er sich ausdrückte, „den Rang einer Königin über die umliegenden Provinzen einnehmen solle, ganz wie das vorige.“ Das große Werk sollte von der indianischen Bevölkerung aus allen Theilen des Thales, die geflüchteten Mexikaner mit inbegriffen, vollbracht werden. Anfangs stieß Cortez allerdings auf mancherlei Widerstand, zuletzt aber fügten sich die mürbe gewordenen Eingeborenen, deren vornehmste Häuptlinge für die neue große Unternehmung gewonnen worden waren. Die Wälder der benachbarten Hügel lieferten Cedern-, Cypressen- und anderes dauerhaftes Holz für das Innere der Gebäude, und die Steinbrüche von Tetzontli, sowie die Ruinen der alten Stadt schafften das Material zum Mauerwerk. Da die Azteken keine Zugthiere kannten, waren eine ungeheure Anzahl Hände — man spricht von mehreren hunderttausend Arbeitern nöthig; dennoch ging der Bau mit einer Raschheit vorwärts, welche an die Schnelligkeit erinnert, mit der ein asiatischer Despot eine neue Residenzstadt erstehen läßt.

Trotz all' dieser großen Erfolge beschlichen unsern Helden dennoch mancherlei Sorgen. Er hatte noch kein Wort der Ermuthigung aus der Heimat vernommen und er wußte daher auch nicht, in welchem Lichte Regierung und Volk von Spanien sein außerordentliches Unternehmen betrachteten. Diese

Ungewißheit ward ihm täglich peinlicher. Deshalb wandte er sich nochmals in einem Schreiben an den Kaiser, abgefaßt in derselben einfachen und männlichen Sprache, welche seine früheren Briefe charakterisirte, in einem Stile, der an den Julius Cäsar's erinnert. Dieser dritte Brief in der Reihe der veröffentlichten war von Cojohuacan, 15. Mai 1522, datirt und enthielt eine Darlegung der Ereignisse der letzten Belagerung und manche scharfsinnige Beobachtung über den Charakter und die Hülfsquellen des eroberten Landes. Mit diesem Berichte schickte er das kaiserliche Fünftel der mexikanischen Beute nebst vielen merkwürdigen Naturprodukten und Thieren nach Spanien. Bernal Diaz erwähnt einer großen silbernen Feldschlange, der Vogel Phönix genannt, welche Cortez dem Kaiser zum Geschenke machte. Sie trug die pompöse Inschrift:

„Ein Vogel wie dieser ward nie geboren;
Ein Diener wie ich wird nimmer gefunden;
Ein Monarch wie Du ist nicht mehr in der Welt."

Auch die Armee richtete eine Zuschrift an Karl V., worin sie der mannichfachen Verdienste ihres Generals Erwähnung that, und den Monarchen um Bekräftigung der Autorität ihres bewährten Führers bat. Die wichtige Botschaft wurde zwei bewährten Offizieren des Feldherrn — Quiñones und Avila — anvertraut. Aber die beiden Gesandten waren keine besonderen Lieblinge des Glückes. Auf ihrem Wege berührten sie die Azoren, wo Quiñones sein Leben in einem Streite verlor. Avila wurde von einem französischen Kaperschiffe gefangen und die reiche Beute der Azteken wanderte in die Schatzkammer der allerchristlichsten Majestät. Franz I. betrachtete die Schätze mit leicht verzeihlichem Neide, und drückte den ketzerischen Wunsch aus: „die Klausel in Adam's Testament zu sehen, welche seine Brüder von Castilien und Portugal berechtigte, die neue Welt zwischen sich zu theilen." Doch fand Avila noch Gelegenheit, die ihm anvertrauten Briefe heimlich nach Spanien zu befördern. Sie gelangten mit besserem Glücke in die Hände desjenigen, für den sie bestimmt waren.

Während dieser Ereignisse hatten die Angelegenheit des Cortez in der Heimat eine entschieden ungünstige Wendung für ihn genommen. Regierung und Land standen sich damals infolge des Zwistes über die bürgerlichen Gerechtsame (die Streitigkeiten der „Comunidades") feindlich gegenüber. Der Kaiser hatte zu viel in Deutschland zu thun, um die nöthige Zeit zu finden, für sein spanisches Reich zu sorgen. Die Zügel der Regierung befanden sich, wie wir wissen, in den Händen Adrian's von Utrecht, eines Mannes, dessen ascetische Gewohnheiten ihn besser befähigten, Vorsteher eines Mönchsklosters, als eines großen Staates zu sein. Dazu kam, daß der Bischof Fonseca Partei für Velasquez genommen und sich vom Regenten die Vollmacht verschafft hatte, den General seines Amtes zu entsetzen, sein Gebahren untersuchen zu lassen, ja sich seiner Person zu bemächtigen und sein Eigenthum in

Beschlag zu nehmen. Das Dekret war von Adrian in Burgos, am 11. April 1521, unterfertigt und von Fonseca gegengezeichnet worden.

Das zur Gefangennahme des „Eroberers" auserwählte Werkzeug hieß Cristoval de Tapia, Inspector der Goldschmelzereien in St. Domingo, ein schwacher, wankelmüthiger Mann, der Cortez in Hinsicht auf Verwaltung und Regierungskunst eben so wenig die Spitze bieten konnte, als Narvaez es in der Kriegskunst vermocht hatte.

Der Commissär landete im December in Villa Rica, wo er von den Behörden der Stadt sehr kalt empfangen wurde. Man zog wegen eines Formfehlers die Gültigkeit seines Beglaubigungsschreibens in Zweifel; und trotz eines sehr höflichen Briefes, den der Executionsvollstrecker, als alter Freund, gleich nach seiner Ankunft von Cortez empfing, war er doch klug genug, sich nicht in den Rachen des Löwen zu begeben. Er sah vielmehr ein, daß es nicht rathsam sei, in's Innere des Landes vorzudringen, oder sich irgendwelche Macht über den faktischen Herrn eines Reiches, viel größer als sein Heimatsland, anzumaßen. Tapia war, wie alle Spanier, ein großer Liebhaber des Goldes, und da Cortez diese schwache Seite seines „alten Freundes" gar wohl kannte, machte er ihm den Vorschlag, ihm Pferde, Sklaven und sonstige Besitzthümer zu hohem Preise abzukaufen; dagegen willigte der Commissarius ein, nach Cuba überzuschiffen, wo er, wenn auch nicht mit Ehren, so doch reich mit Gold beladen anlangte.

Auf diese Weise im unbestrittenen Besitze seiner Autorität gelassen, verfolgte Cortez mit rastloser Thätigkeit das hohe Ziel, welches er sich gesteckt hatte. Zuerst schritt er zu neuen Eroberungen. Die Panucheteken, ein stolzes Volk am Ufer des Panucho, hatten die Waffen gegen die Spanier ergriffen. Cortez sammelte eine beträchtliche Kriegsmacht und richtete seinen Marsch nach der Küste des atlantischen Ozeans, wo jenes streitbare Volk seßhaft war. Er besiegte es in zwei heißen Schlachten und zwang den kriegerischen Stamm zur Unterwerfung. Ein bald darauf folgender Aufruhr wurde diesmal durch Sandoval mit nicht geringerer Raschheit niedergeworfen, als mit Strenge geahndet. Der Stellvertreter des „Eroberers" nahm 400 Häuptlinge gefangen und ließ diese sämmtlich aufknüpfen, „wodurch," wie Cortez sagt, „Gott sei Dank! das Land wieder in Ruhe und Frieden versetzt worden ist!"

In Spanien wurde Cortez indessen unaufhörlich von seinen Feinden auf's Gehässigste verfolgt und wahrscheinlich wäre er ihren heimtückischen Angriffen zuletzt unterlegen, wenn seine außerordentlichen Thaten nicht auch vielfach Theilnahme erregt und infolge dessen einige einflußreiche Freunde, darunter den mächtigen Herzog von Bejar, veranlaßt hätten, die Sache des Verfolgten mit Eifer zu verfechten.

Die Comissäre Tapia und Narvaez waren mittlerweile wieder in Castilien angelangt. Letzterer, nach dem Falle der Hauptstadt nach Cojohuacan gebracht, hatte sich in Meriko durch sein kriechendes Wesen, das mit seinem hochmüthigen Benehmen bei Ankunft im Lande im schneidendsten Widerspruche stand,

um alle Achtung gebracht. Als er vor Cortez erschien, kniete er nieder und wollte die Hand des Generals küssen. Dieser aber erhob ihn vom Boden und behandelte ihn während seines Aufenthaltes im spanischen Lager mit der ausgesuchtesten Höflichkeit eines vornehmen Mannes. Bald nachher wurde dem Wichte die Rückkehr nach Spanien gestattet, wo er sich natürlich wieder als unversöhnlicher Feind unseres Helden bewies.

Narvaez und Tapia, unterstützt von dem bereits mehrfach erwähnten Bischof Fonseca, richteten nun vereint ihre Klagen gegen Cortez, mit all' jenem Eifer, welchen gekränkte Eitelkeit und Durst nach Rache hervorrufen können. Adrian befand sich nicht mehr in Spanien, da er einem Rufe auf den Stuhl Petri gefolgt war, aber der Kaiser selbst hielt sich im Lande auf. Karl V. war nach langer Abwesenheit im Juli 1522 dahin zurückgekehrt. Er ward sogleich mit Beschwerden über den Eroberer, aber auch mit Rechtfertigungsversuchen so überschüttet, daß er zuletzt nicht wußte, was er thun sollte und schließlich die ganze Angelegenheit der Entscheidung eines zu diesem Zwecke zusammenberufenen Rathes überließ, bestehend aus einer Anzahl durch Gelehrsamkeit wie Charakter gleich hervorragender Männer. Empfänglich für Ehre, nationalen Ruhm und Heldengröße, ließen diese dem Angeschuldigten volle Gerechtigkeit widerfahren. Er wurde nun förmlich in der Würde eines Statthalters, Oberbefehlshabers und Oberrichters von Neuspanien bestätigt und der Kaiser selbst unterschrieb das Dekret am 15. Oktober 1522 in Valladolid. Ferner wurde dem Eroberer Mexiko's ein reichliches Einkommen bewilligt, um sein hohes Amt mit Würde behaupten zu können, auch seine Offiziere durch Ehrenstellen und einträgliche Einkünfte bedacht und endlich den belobten Kriegern die Ertheilung von Ländereien in nahe Aussicht gestellt.

Von dieser Stunde an war der Einfluß des Fonseca zu Ende. Er überlebte seinen Verdruß nicht lange. Schon im folgenden Jahre starb er.

Die kaiserlichen Sendboten, welche Cortez die Bestätigungsurkunde überbringen sollten, berührten auf ihrer Reise Cuba, wo die wichtigen Nachrichten unter Trompetenklang verkündet wurden. Das waren Todesstöße für die Hoffnungen des Velasquez. Um sein Vermögen, seine Ehre und seine Rache gebracht, wollte der stolze Mann nichts von Trost wissen. Er verfiel in Trübsinn und starb wenige Monate später an gebrochenem Herzen nach einem Leben, das eine Reihefolge von Irrthümern gewesen war, wenn man billiger Weise zugiebt, wie nur ein schwacher Geist verlangen kann, daß Andere für ihn auf Entdeckungen ausziehen, für ihn Schlachten liefern und Länder erobern, dagegen die Lorberkränze und die Früchte aller Mühen allein dem Gönner überlassen, der für Alles dieses nicht die Hand rührte.

Um so größere Freude verursachte die Ankunft der kaiserlichen Comissarien in Neuspanien. Die Soldaten, als sie ihre Narben und Dienste zusammenrechneten, gaben sich den rosigsten Zukunftsträumen, den überspanntesten Erwartungen hin. Kein Wunder, wenn sie enttäuscht wurden!



Das Haus des Ferdinand Cortez in Mexiko.

Zweites Kapitel.

Das Mexiko der Spanier.

Bau der neuen Hauptstadt. Weitere Niederlassungen im Lande. Zustand der Eingeborenen. — Christliche Missionäre. Förderung der Landeswohlfahrt. Bebauung des Bodens. Magelhaens' erste Weltumseglung. Reisen und Expeditionen des Cortez.

(1522—1524.)

Es waren noch nicht vier Jahre seit der Zerstörung Mexiko's verstrichen, als eine neue Stadt aus den Ruinen erstand, die, wenn auch nicht so groß, doch prächtiger noch als das alte Tenochtitlan sich erhob. An der Stelle, wo der Tempel des aztekischen Kriegsgottes gestanden, hatte man die stattliche, dem heiligen Franciscus geweihte Kathedrale errichtet, zu deren Grundmauern man die zerbrochenen Steinbilder der aztekischen Götzen verwendete. Auf dem Boden, den einst die kaiserliche Vogelhecke bedeckte, befand sich nunmehr ein Franciscanerkloster; ihm gegenüber ließ Cortez seinen Palast erbauen, für dessen Inneres siebentausend Cederbalken verwendet wurden. Die zierlich gebauten Häuser der Spanier bestanden aus Stein und ihre feste Beschaffenheit machte sie im Fall der Noth zur Vertheidigung geeignet. Die Wohnungen der Eingeborenen waren weit einfacher, viel

weniger solid und über den ehemaligen Bezirk Tlatelolco zerstreut. Dreißig bis vierzig Kirchen zeugten von der Sorge, welche Cortez für das geistige Wohl der Eingeborenen hegte. Im Ueberwachen seiner unmündigen braunen Pflegekinder, in der Fürsorge um die errichteten Krankenhäuser verbrachte der edle Pater Olmedo den Rest seiner Tage, hochgeehrt von den Veteranen des „Eroberers" und geliebt von seinen Schutzempfohlenen.

Zur Sicherung der Stadt ließ der Statthalter eine Festung auf der Stelle errichten, die jetzt unter dem Namen „Matadero" bekannt ist. Sein nächstes Anliegen war die Wiederbevölkerung der Metropole. Um die Spanier aus der Heimat nach Mexiko zu verlocken, versprach Cortez ihnen Häuser und Grundbesitz, während den Indianern verstattet wurde, unter eigenen Gerechtsamen sich in besonderen Stadttheilen niederzulassen. Nach wenig Jahren hatten sich im spanischen Bezirk bereits gegen 2000 Familien, in Tlatelolco dagegen 30,000 indianische Familien angesiedelt. Handel und Betriebsamkeit lebten neu auf, die Kanäle wimmelten wieder von reich beladenen Barken mit den Erzeugnissen des Landes und nach 20 Jahren konnte ein vielgereister Mann versichern, daß Europa sich keiner so schönen und reichen Stadt wie Mexiko zu rühmen habe. Die größte Schwierigkeit für Cortez bestand noch darin, Frauen in das Land zu bringen; deshalb befahl er jedem verheiratheten Spanier, seine Frau binnen achtzehn Monaten zu sich kommen zu lassen, ja er bedrohte alle Junggesellen mit schwerer Strafe, wenn sie sich nicht in derselben Zeit mit Weibern versehen würden. Der General, so schwer es ihm am Ende auch ankam, ging hier mit gutem Beispiel voran.

Seine Gattin Donna Catalina Xuarez befand sich unter denen, die nach Neu-Spanien übersiedelten. Er lebte äußerlich in Eintracht mit ihr und, welche Abneigung er auch gegen sie gefühlt haben mag, er war zu klug, seine Gefühle vor der Welt zu verrathen. Drei Monate nach ihrer Ankunft starb Donna Catalina, ein Ereigniß, das einige Lästerzungen zu den boshaftesten, obwol völlig ungegründeten Anklagen verleitete.

Bei der Vertheilung der Ländereien unter die Eroberer brachte Cortez das tadelnswerthe System der „Repartimientos", eine Art Leibeigenschaft, welche wir später näher besprechen werden, in Anwendung, wobei er allerdings bemüht war, den Eingeborenen so viele Rechte zu sichern, als nur einigermaßen mit einer erzwungenen Dienstleistung vereinbar ist. Nur den Tlascalteken wurde, als Anerkennung ihrer vielfachen und treuen Dienste, das traurige Loos der Knechtschaft erspart.

Trotz aller Rechtsverletzungen, trotz allen Druckes, besonders in den Bergwerksdistrikten, darf nicht verkannt werden, daß sich die eingeborene Bevölkerung Mexiko's in einer besseren Lage befand, als die Bewohner anderer Theile des spanischen „Indiens". So wenig auch der Statthalter die angeborenen Rechte der braunen Rasse achtete, so hegte er doch auf der

anderen Seite die ängstlichste Besorgniß hinsichtlich ihres Seelenheils. Er bat den Kaiser, fromme Mönche, „deren Leben eine Erläuterung der christlichen Glaubenssätze bilden solle", nach Mexiko zu schicken, um die Landeskinder zu bekehren. Seinem Begehren zufolge machten sich zwölf Franciscaner auf den Weg nach Neuspanien, wo sie 1524 ankamen. Es waren nicht vornehme Prälaten und an Wohlleben gewöhnte Bischöfe, sondern arme Mönche, aber Männer von untadelhaftem Lebenswandel, achtbarem Wissen und unendlicher Selbstverläugnung. Ihr Kommen wurde mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Einwohner der Städte, durch welche ihre Reise führte, gingen ihnen jubelnd entgegen und hießen sie willkommen; die Glocken ertönten in feierlicher Weise zu ihrem Empfange und als sie sich der Hauptstadt näherten, holte eine glänzende Cavalcade der spanischen Ritterschaft, mit Cortez an der Spitze, sie ein. Der General stieg vom Pferde, ließ sich auf ein Knie nieder und küßte den Saum des Gewandes des ehrwürdigen Pater Martin von Valencia. Von Erstaunen ergriffen über des großen Cortez Demuth, hielten die Eingeborenen fortan die barfüßigen, in unscheinbare Gewänder gehüllten Männergestalten für Wesen höherer Art. Der indianische Chronist von Tlascala nennt die gläubige Demuth des Erobereres „eine der heldenmüthigsten Thaten im Leben desselben."

Die Missionäre verloren in ihrem Bekehrungseifer keine Zeit. Sie begannen ihre Predigten mit Hülfe von Dolmetschern, bis sie der mexikanischen Sprache mächtig waren. Sie eröffneten Schulen und gründeten Collegien, in welchen die Jugend Mexiko's sowol in weltlichen, als in theologischen Wissenschaften unterrichtet wurde. In wenigen Jahren waren die letzten Spuren der ehemaligen „Teocallis" aus dem Lande verschwunden. Die häßlichen Götzenbilder, aber auch unglücklicherweise die hieroglyphischen Manuskripte erlitten ein gleiches Schicksal.

Die Europäer ließen sich in jenen Theilen des Landes nieder, die ihren Neigungen am meisten zusagten. Viele wählten die süd-östlichen Abhänge der Cordilleren nach dem erzreichen Thale von Oaxaca zu; Andere breiteten sich über das Tafelland aus, das sie an die Hochebene ihres geliebten Castiliens erinnerte. Nach Zacatecas, Tasco und Guanaxuato wandten sich ein Menschenalter später Alle diejenigen, welche dort dem Erdinnern seine unterirdischen Schätze abgewinnen wollten und von diesen unerschöpflichen Minen ergossen sich nunmehr die Silberfluten über Europa.

Wie ehemals vornehmstes Silberland der Erde, so erwies sich Mexiko Jahrhunderte lang auch als vorzüglichstes Perlenland. In den Tempeln Anahuac's und der Nachbarstaaten waren ungeheure Perlenschätze angehäuft. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Tenochtitlan's standen vor seiner Zerstörung tausend größere Götzenbilder, die über und über mit Perlenschnüren ausgeputzt waren. An der ganzen Ostküste von Centralamerika, von Colima bis Soconusco, dehnten sich werthvolle Perlenmuschelbänke aus,

welche von den Azteken-Fürsten geschickt und emsig ausgebeutet wurden. Man berechnet den Werth der Perlen, die bis zum Jahre 1530 jährlich von Amerika nach Spanien gelangten, auf mehr als 900,000 Thlr. Wie diese Schätze der Tiefe in den Händen der Spanier zerrannen, erfährt der Leser im „Neuen Meriko."

Der Hauptreichthum der ersten Ansiedler bestand jedoch in den Produkten der Pflanzenwelt. Cortez hatte der Krone gerathen, allen nach Meriko segelnden Schiffen anzuempfehlen, eine gewisse Anzahl Samen und Gewächse mitzubringen. Er verlangte von den Ansiedlern die Anpflanzung von Weinstöcken und anderen Nutzpflanzen. Bevor das nicht geschehen, erlangte Keiner ein volles Recht auf seine Ländereien, die ihm erst dann als Erbe und Eigenthum zufielen, nachdem er sie acht Jahre lang bebaut. Der Statthalter wußte, daß nur ein längerer Aufenthalt das zum Wohl der Kolonie nöthige Interesse an der Bebauung und Pflege des Bodens erzeugen könne. Außer den wichtigsten europäischen Getreidearten wurde das auf den benachbarten Inseln gedeihende Zuckerrohr angepflanzt und es bildete dasselbe mit dem Indigo, der Baumwolle und der Cochenille einen segensreicheren Ausfuhrartikel als die Edelmetalle. Unter der tropischen Sonne gediehen Pfirsiche, Mandeln, Trauben und Oliven in den Gärten des Tafellandes zu unglaublichem Wachsthum. Die Einfuhr einer neuen europäischen Frucht oder Pflanze ward von den ersten Kolonisten mit Entzücken begrüßt, und so gelangten nach und nach die wichtigsten Gewächse der Heimat nach Neuspanien.

Im Verlauf eines Jahrhunderts war von Meriko bis nach Neu-Granada, tief in's Land bis zum Rücken der Cordilleren, europäische Bildung eingedrungen. In den ebengenannten Regionen existirte allerdings im XV. Jahrhundert noch eine frühere Kultur. Wo die Spanier diese vorfanden, da sind sie ihren Fußtapfen gefolgt und unbekümmert darum, wo der Wohnsitz derselben sich befand, ob näher oder entfernter von der Meeresküste, wurden die alten Städte in Besitz genommen, erweitert, ihre altbedeutsamen Namen zugestutzt, daß sie dem Gehör der Spanier wohlgefälliger klangen, oder an ihre Stellen christliche Heiligen-Namen gesetzt.

Während der Statthalter Neuspaniens auf oben geschilderte Weise mit der Hebung des Wohlstandes des eroberten Landes vollauf beschäftigt schien, kehrte sein rastloser Geist immer wieder auf seine Lieblingspläne zurück, neue Entdeckungen und Eroberungen zu vollbringen. Er befahl, eine kleine Flotte auszurüsten, um die Ufer des Stillen Ozeans genauer zu erforschen, denn er gedachte sich ernstlicher an den großen Aufgaben zu betheiligen, welche damals die Seefahrer nicht zur Ruhe kommen ließen. Cortez war, wie die meisten seiner Zeitgenossen, in einer Menge irriger Anschauungen befangen und so verleitete ihn sein Thatendrang zu Unternehmungen, welche, selbst unter Leitung der erfahrensten Seefahrer, als gewagt erscheinen mußten. Sie brachten ihm Ehre — aber keinen zeitlichen Gewinn.

• Ein großes Problem, das der Weltumseglung, war unterdessen durch Magelhaens gelöst worden. Dieser für alle Zeiten unvergessene Seefahrer hatte bei dem großen Unternehmen sein Leben eingebüßt, aber sein Leutnant Sebastian de Elcano langte, mit indischen Gewürzen beladen, auf dem einzigen übrig gebliebenen Schiffe den 7. September 1522 glücklich in Spanien an. Es hatte die erste Reise um die Welt gemacht, was heute zu den Alltäglichkeiten gehört, damals aber noch in sehr wenig Köpfe paßte. Die Bedeutung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses und der Nachruhm, der hierdurch dem großen Entdecker zufiel, trat immer aufregender vor die Seele des „Eroberers." Ueber die weite Ausdehnung des amerikanischen Festlandes nach Süden hatte Magelhaens' Weltfahrt, über die nach Norden Cabot's Reise Gewißheit herbeigeführt, aber die mit einem Schleier bedeckten Geheimnisse der Südsee harrten noch der Enthüllung. Nach verschiedenen Seiten hin blieb hier noch Gewichtiges zu erforschen übrig. Cortez beschloß, zu seinem Ruf als Eroberer noch den Ehrenpreis eines Weltentdeckers hinzuzufügen. Am meisten beschäftigte ihn der Gedanke der Auffindung einer Straße, die, wie man damals glaubte, nach dem Aequator zu, den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbinden sollte, und die man in den Gegenden vermuthete, wo für Cortez wie für Balboa die Nähe der beiden großen Weltmeere ganz unzweifelhaft geworden war. Leider gerieth aber die zu diesem Behufe zu Zacatula in Ausrüstung begriffene Flotte in Feuer und brannte nieder. Sofort traf der unermüdliche Mann Anstalten, den empfindlichen Verlust wieder zu ersetzen. Damals berichtete er seinem Monarchen, es werde binnen Kurzem ein neues Geschwader in demselben Hafen liegen, das Se. Majestät in den Besitz von mehr Ländereien und Königreichen setzen werde, als die Nation je geträumt habe. Dieser gute Glaube war zu sehr Folge des Standes der Erdkunde zu jener Zeit, als daß man an der in jenen Worten liegenden Großsprecherei Anstoß nehmen dürfte.

Eine andere aus fünf Schiffen bestehende Flotte war im Golf von Meriko ausgerüstet worden, um — wir mögen jetzt darüber lächeln — in der Nähe von Florida eine Meerenge zu entdecken. Die Briefe des Cortez, wie die des Columbus, berühren häufig jenes Phantasiegebilde, welches im sechszehnten Jahrhundert in demselben Maße die Köpfe der Seefahrer beschwerte, als in den vergangenen Jahrzehnten die in Wirklichkeit aufgefundene westliche Durchfahrt unsere Entdecker Jahr aus Jahr ein in steigende Unruhe versetzte. Jenes war der große „ignis fatuus" der Seefahrer im Zeitalter der Entdeckungen.

„Eure Majestät mag versichert sein," schreibt Cortez, „daß ich alle eigenen Interessen und Pläne zurücksetze, um Ihren Wunsch bezüglich der Entdeckung dieses großen Geheimnisses zu erfüllen."

So ziemlich in der gleichen Absicht sammelte der wunderbare Mann

eine beträchtliche Seemacht, die er unter das Commando des kriegskundigen Cristoval de Olid stellte. Dieser ward angewiesen, nach Honduras zu steuern und dort auf der nördlichen Küste eine Kolonie zu gründen. Hierauf sollte ein Theil seines Geschwaders längs des schmalen Landstreifens von Darien nach der geheimnißvollen Meerenge spähen. Jenes Land galt den früheren Berichten des Balboa und Anderer zufolge für reich an Edelmetallen und dieser Anziehungskraft ordneten sich alle Gedanken der spanischen Entdecker unter. Ihr Leben war ein langer Tagestraum. Eine Täuschung folgte der andern, wie die Seifenblasen, die der Mund aus einer Thonpfeife hervorlockt; — der Traum der Spanier war ebenso lang, als schön und — leer. Sie lebten in einem Dorado von Luftschlössern.

Neben diesen Unternehmungen zur See rüstete Cortez eine mächtige Expedition zu Lande aus. Die ansehnliche Kriegsmacht wurde der Obhut des Don Pedro de Alvarado anvertraut. Er stieg mit seinen kampf- und goldgierigen Spaniern und beutelustigen Indianern den südlichen Abhang der Cordilleren herunter, und drang in die Länder ein, welche jenseits des reichen Thales von Oaraca liegen. Die Feldzüge dieses grausamen Kriegsmannes endeten mit der wichtigen Eroberung von Guatemala.

Cortez machte seinen Unterbefehlshabern zur Pflicht, die Bewohner der eroberten Länder vernünftig zu behandeln; dann verlangte er von ihnen genaue und zuverlässige Berichte über die Hülfsquellen, Bodenerzeugnisse und natürliche Beschaffenheit der in Besitz genommenen Gebiete. Leider wurden seine menschenfreundlichen und gesunden Rathschläge nicht immer so geachtet, als ein weise Politik es wünschen ließ.

Es hat nicht an kleinen Geistern gefehlt, welche die unermüdliche Schaffenslust dieses außerordentlichen Mannes als fieberhafte Unruhe darstellten. Für uns ist der Eroberer nicht allein einer der größten Feldherrn seines Zeitalters, sondern seine Regierungsmaßregeln, dahin zielend, eine Annäherung der verschiedenen, bisher einander feindlich gegenüber gestandenen Stämme zu Stande zu bringen, ihnen eine Verfassung zu geben, nicht minder sein wahrhaft großartiger Entdeckungseifer, mit einem Worte seine Alles belebende Thätigkeit bieten uns zur Beurtheilung seines Charakters immer neue Gesichtspunkte. So müssen wir unter Anderen besonders rühmend anerkennen jenes rastloses Bestreben, die durch den erbarmungslosen Krieg dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Hülfsmittel der eroberten Reiche kennen zu lernen, sowie seine Untergebenen anzuspornen, dieselben zur höchsten Entwicklung zubringen. Erst wenn wir den großen Spanier in dieser Weise auffassen, erhalten wir ein richtiges Bild von seinem umfassenden und weith in in die Zukunft schauenden Geiste. Ruhm und Goldgier hatte sich nicht ausschließlich seiner bemächtigt, vielmehr sehen wir, wie er edlere und höhere Absichten mit gleichem Eifer verfolgt.



Drittes Kapitel.

Abfall des Olid.

Cortez' Zug nach Honduras. Olid's Untergang. Leiden und Schwierigkeiten auf dem Marsche. Die Verschwörung der aztekischen Edeln. Hinrichtung des Guatemozin. Trennung von Donna Marina. Ankunft in Honduras. Unruhen in der Hauptstadt. Einschiffung nach Mexiko. Stürme und Unfälle. Erkrankung des „Eroberers". Verzögerte Heimkehr. Glänzender Empfang im ganzen Lande.

(1524–1526.)

In Folge seines außerordentlichen Unternehmungsgeistes hatte Cortez in der kurzen Zeit von drei Jahren nach der Besitzergreifung von Mexiko eine Strecke Landes von mehr als vierhundert Meilen längs der atlantischen Küste und mehr als fünfhundert längs des Stillen Meeres der Herrschaft der spanischen Krone unterworfen. Die Berühmtheit seines Namens und die überraschenden Berichte über die eroberten Länder lockten unaufhörlich eine Menge Abenteurer nach Neuspanien und versahen auf diese Weise dessen Statthalter hinlänglich mit frischen Rekruten.

Auch der Expedition unter Cristoval de Olid, welcher wir im vorigen Kapitel kurz Erwähnung gethan, fehlte es nicht an thatenlustigen und beutegierigen Theilnehmern. Sie führte zur Gründung einer Kolonie

in Honduras, Folgen, die sich unmöglich hatten vorhersehen lassen. Durch das Bewußtsein seiner Macht zum Uebermuthe verleitet, dachte der am Orte seiner Bestimmung glücklich angelangte Olid nur noch daran, sich unabhängig von seinem langjährigen Waffenbruder zu machen. Es dauerte lange, bevor der General die Nachricht von des Abgesandten Treulosigkeit erhielt, kaum aber hatte er den Abfall seines Offiziers vernommen, so schickte er einen zuverlässigen Hauptmann, Francisco de las Casas, nach Honduras, mit der Weisung, sich des Ungetreuen zu bemächtigen. Las Casas litt an der Küste Schiffbruch, und fiel in Olid's Hände; aber es gelang dem ersteren, einen Aufruhr in der Ansiedlung anzuzetteln, und sich bei dieser Gelegenheit der Person des Geächteten zu bemächtigen. Er machte mit ihm wenig Umstände und ließ den unglücklichen Mann auf dem Marktplatze zu Neao enthaupten.

Von allen diesen Vorgängen erfuhr Cortez blos den Schiffbruch seines Leutnants. Der General dachte nur an das verhängnißvolle Beispiel, das die Abtrünnigkeit des Olid geben könnte, wenn sein Verbrechen ungestraft bliebe. In dieser Besorgniß faßte er den Entschluß, die Sache selbst in die Hände zu nehmen, eine Expedition auszurüsten und diese nach Honduras zu führen. Die spanische Kriegsmacht, welche ihm folgte, betrug etwa 100 Reiter und vielleicht 50 Mann spanischen Fußvolks, nebst 3000 Indianern unter den Befehlen kriegserfahrener Häuptlinge.

Obgleich dem Eroberer hierzu eigentlich keine Veranlassung gegeben war, mißtraute er doch fortwährend Guatemozin, dem entthronten Monarchen von Mexiko, und wie er sich von ihm überall begleiten ließ, so veranlaßte er denselben auch, auf diesem Zuge sein Gefährte zu sein. Außer dem Ebengenannten befanden sich noch in seinem Gefolge der Kazike von Tacuba nebst einigen anderen indianischen Vornehmen, sowie etliche Spanier von hohem Range. Edelknaben aus guten Familien, ein Mundschenk und ein Haushofmeister, Musiker, Tänzer und Gaukler gehörten zu dem neuen Hofstaate des Generals, ein Gepränge, welches demselben das Ansehen eines asiatischen Satrapen verlieh.

Am 12. Oktober 1524 trat der Vicekönig seinen Marsch an. In der Landschaft Coatzacualco machte er Halt, um sich über den einzuschlagenden Weg unterrichten zu lassen. Derselbe führte anfangs durch eine morastige, von zahlreichen kleinen Strömen durchschnittene Ebene, die zum Theil durchwatet wurden, zum Theil fuhr man in Kähnen an's jenseitige Ufer. Größere Flüsse, auf die der Heereszug stieß, überschritt man auf Schiffbrücken, deren mehr als fünfzig auf einem Marsche von kaum 100 Meilen geschlagen werden mußten. Alle diese Anstrengungen wurden noch durch die Schwierigkeiten vermehrt, welche die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln verursachte. Denn die Eingeborenen steckten beim Herannahen der Europäer gewöhnlich ihre Dörfer in Brand und überließen den abgematteten Truppen nur die rauchenden Ruinen. Bald waren die Kriegsvorräthe erschöpft,

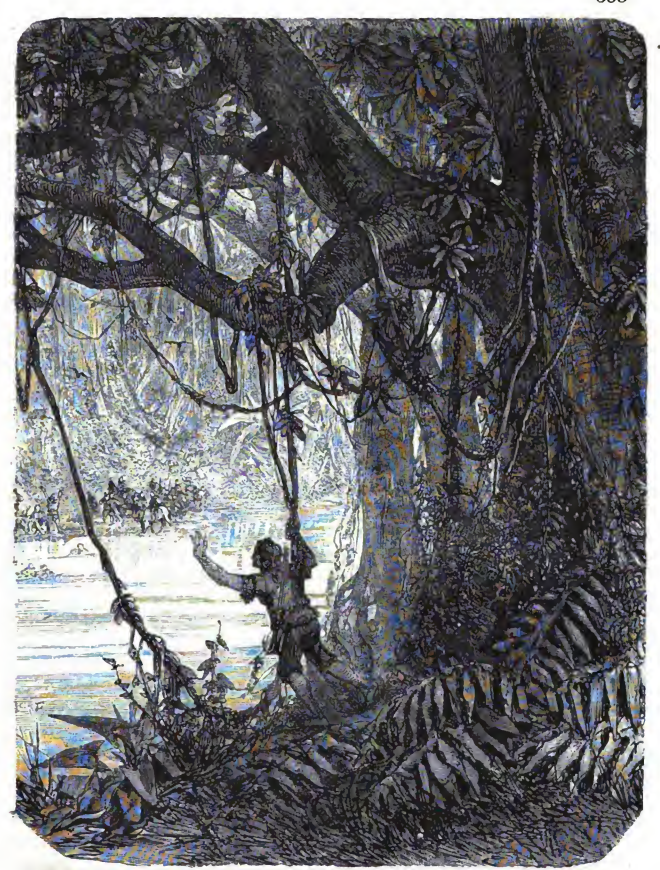
und die Spanier sahen sich genöthigt, ihren nagenden Hunger nun mit Wurzeln zu stillen, die sie aus der Erde gruben, oder mit Nüssen und Beeren, welche wild in den Wäldern wuchsen. Viele Soldaten wurden krank, und mancher Indianer sank aus Hunger leblos zu Boden. Ihre Ankunft in Aztapan, inmitten einer fruchtbaren Gegend unfern des Rio de Tabasco, machte ihrer Noth vorerst ein Ende. Doch der Weitermarsch war von wiederkehrenden Drangsalen begleitet.

Sumpfige Niederungen wechselten mit undurchdringlichen Cedern und Brasilienholzwäldern, die endlos schienen. Nur Schritt vor Schritt kam man in dem wirren Gestrüpp des Niederholzes vorwärts und die Verlegenheiten des Heerzuges erreichten den höchsten Grad, als dessen Führer auf und davon gingen. Jetzt waren sie auf ihren Compaß allein angewiesen, sowie auf eine indianische Karte von höchst zweifelhaftem Werthe.

Einmal kamen die Truppen an einen Fluß, der breiter war, als alle bis jetzt überschrittenen Gewässer. Cortez veranlaßte eine Anzahl tüchtiger Schwimmer, eine Furt zu suchen oder Stellen zu erspähen, wo man den Strom überbrücken könnte. Alles vergebens. Die verzagten Soldaten brachen nun in heftige Wehklagen aus. Alles Zureden, an der einzigen geeignet erschienenen Stelle eine Brücke zu bauen, war umsonst; sie schraken vor einem Werke zurück, dem ihre erschöpften Kräfte nicht mehr gewachsen schienen. Da wendete sich Cortez mit energischen Vorstellungen an die braunen Krieger, die ihn begleiteten. Sie legten Hand an das Werk und nun schämten sich auch die Spanier ihres Kleinmuthes und halfen bei der Arbeit rüstig mit. Die Brücke bestand aus 1000 Stück Bauholz, von denen jedes die Dicke eines Mannes hatte und volle 60 Fuß lang war. Sie war so solid, daß, wie der General meinte, nichts als Feuer sie zerstören könne. Die Eingeborenen kamen aus großen Entfernungen heran, sie zu sehen, und „die Brücke des Cortez" blieb manches Jahr hindurch ein Zeugniß von der Energie und Ausdauer jenes außerordentlichen Mannes.

Nach Erreichung des jenseitigen Ufers stellten sich der Armee neue Schwierigkeiten entgegen. Der Boden war so morastig, daß die Pferde bis an den Sattelgurt darin versanken. Es kostete Mühe und Noth, sie auf diesem weichen Boden fortzuschaffen und überhaupt am Leben zu erhalten. Nachdem die Spanier aus diesen schlammigen Tiefen sich emporgearbeitet hatten, kamen sie auf fruchtbares Land, das durch seine kultivirten Maisfelder die Nähe der Hauptstadt der Provinz Aculan verrieth. Es war der Beginn der Fastenzeit, 1525, eine verhängnißvolle Periode, über welche wir nach Cortez' Erzählung berichten wollen.

Der General ward nämlich um diese Zeit von einem der indianischen Bekehrten seines Gefolges in Kenntniß gesetzt, daß Guatemozin, in Verbindung mit dem Kaziken von Tacuba und einigen anderen indianischen Häuptlingen eine Verschwörung angezettelt habe, um die eingeborenen Hülfstruppen aufzuwiegeln und sämmtliche Europäer niedermetzeln zu lassen.



Die Spanier am Gestade des großen Flusses, den sie nicht zu überbrücken vermögen.

Bei erster Gelegenheit, wenn ein Morast oder Engpaß wieder Schwierigkeiten bereite, und das Schicksal ihnen gewissermaßen ihre Unterdrücker in die Hände liefere, wolle man den rechten Augenblick wahrnehmen

und über das Häuflein Spanier herfallen. Mit denselben fertig zu werden, könne nicht schwer fallen, eben so wenig die Erregung eines allgemeinen Aufstandes. Die endliche Ausrottung der Spanier im ganzen Lande schien zweifellos, wenn die Beschlagnahme ihrer Schiffe in den Häfen, sowie die Verhinderung des Verkehrs zwischen Spanien und dessen neuen Besitzungen gelang. Die Sache klang so unwahrscheinlich nicht und Cortez, der mit unbesiegbarem Mißtrauen gegen den entthronten Fürsten erfüllt war, glaubte was man ihm sagte, um so lieber, da sich ihm nun Gelegenheit darbot, sich mehrerer, ihm stets verdächtig erschienenen Personen zu entledigen. Kaum hatte er also die Einzelheiten des verrätherischen Planes vernommen, so erklärte er Guatemozin und die vornehmsten Kaziken seines Gefolges für Gefangene. „Die Letzteren gaben zu," so erzählt Cortez, „daß eine Verschwörung stattgefunden habe, läugneten jedoch ihre eigene Betheiligung an derselben, während Guatemozin und der Häuptling von Tacuba die Wahrheit der Beschuldigung weder eingestanden, noch läugneten, sondern in verstocktem Schweigen beharrten." — Bernal Diaz jedoch, der bei jener Expedition gegenwärtig war, versichert uns, daß sowol Guatemozin als der Kazike von Tacuba ihre Unschuld betheuert hätten. Sie gaben zu, daß einige Häuptlinge den Plan, die Spanier niederzumetzeln, besprochen hätten, aber gerade Guatemozin habe eine solche Verrätherei entschieden von der Hand gewiesen. Alle Betheurungen halfen dem unglücklichen Fürsten nichts: Cortez verurtheilte sie — ob mit oder ohne Ueberzeugung von ihrem Verbrechen, wußte Bernal Diaz nicht — zur augenblicklichen Hinrichtung.

Als Guatemozin an die Richtstätte gebracht wurde, entfaltete er den muthigen Geist seiner früheren Tage. „Ich wußte, was es heiße," sagte er, „Deinen falschen Versprechungen zu trauen, Malintzin, ich wußte, daß Du mir dieses Schicksal aufbewahrt habest, als ich bei Eurem Einzuge in Tenochtitlan nicht durch eigene Hand fiel. Warum mordest Du mich so ungerecht? Gott wird von Dir einst Rechenschaft fordern!" Der Kazike von Tacuba erklärte, er begehre kein besseres Loos, als an der Seite seines Oberherrn zu sterben. Hierauf wurden die unglücklichen Fürsten sammt einigen Vornehmen an den großen Zweigen eines die Landstraße überschattenden Ceibabaumes aufgehängt.

Dies war das traurige Ende Guatemozin's, des letzten Kaisers der Azteken, wenn wir ihn nicht lieber „den Letzten der Azteken" nennen, denn von jener Zeit an ergab sich der Rest der Nation, ohne Oberhaupt, gebrochenen Geistes, willenlos dem harten Joche seiner Unterdrücker. Unter allen mexikanischen Fürsten kann keiner gerechteren Anspruch auf ein rühmliches Andenken erheben, als Guatemozin. Er war jung und seine öffentliche Laufbahn nur kurz, doch die Vertheidigung seiner Hauptstadt, bis kein Stein mehr auf dem andern stand, gehört zu den glorreichsten Thaten der allgemeinen Geschichte.

Wenn wir die Umstände, die den Tod des unglücklichen Monarchen begleiteten, bedenken, müssen wir den Worten des schon oft angeführten alten Chronisten beistimmen. „Die Hinrichtung Guatemozin's," sagt Diaz, „war höchst ungerecht und wurde von uns Allen für ein großes Verbrechen gehalten." Hätte Cortez an seine eigene Ehre gedacht, so wäre Guatemozin der letzte gewesen, dem er ein weiteres Leid hätte zufügen dürfen, „er würde ihn gehalten haben," um uns des Gleichnisses seines Lobredners Gomara zu bedienen, „wie Gold in einem feinen Tuche, als die beste Trophäe seiner Siege."

Was aber auch die wirklichen Gründe zu der Handlungsweise des Eroberers gewesen sein mochten, so viel ist gewiß, daß sie peinliche Erinnerungen in seiner Seele zurückließ. Lange Zeit nachher war er noch mürrisch und reizbar und konnte bei Nacht schwer zur Ruhe gelangen.

Nachdem man in der Hauptstadt der Landschaft Aculan, wo wohlhabende Kaufleute einen beträchtlichen Handel bis nach Mittelamerika betrieben, ausgeruht und neue Kräfte gesammelt hatte, ward der Marsch in der Richtung nach der Hauptniederlassung der Mayas weiterverfolgt. Die Hauptstadt jenes kühnen Stammes, eines der Urvölker Yucatan's, stand auf einer Insel in einem See (heute Petensee genannt) und es glänzten ihre hohen Häusergiebel und Teocallispitzen so hell in der Sonne, daß man sie nach Diaz zwei Stunden weit sehen konnte. Diese Gebäude mögen denjenigen ähnlich gewesen sein, deren Ruinen wir bei einer späteren Wanderung durch die Trümmerstätten Yucatan's begegnen werden.

Während des Zuges nach Honduras trennte sich Cortez auch von seiner treuen Gefährtin, die ihm ebenso große Zuneigung, wie zahllose Dienste als Dolmetscherin erwiesen hatte. Er überließ Marina einem castilianischen Ritter, Don Juan Xamarillo, zur Frau. Ehe wir von diesem liebenswürdigen Wesen Abschied nehmen, wollen wir noch eines Vorfalls erwähnen, der sich gleichfalls während des Zuges nach Honduras ereignete.

Während des langen mühseligen Marsches war Marina nicht von der Seite des Generals gewichen. Als die Armee in den ersten Tagen ihrer Wanderung durch Coatzacualco kam, das Geburtsland der schönen Dolmetscherin, machte Cortez einige Tage Halt, um mit den Kaziken der Umgegend sich über verschiedene Regierungs- und Religionsangelegenheiten zu besprechen. Unter den zu diesem Zwecke geladenen Personen befand sich auch Marina's Mutter, die von ihrem Sohne begleitet war. Kaum hatten die Spanier die vornehme Indianerin erblickt, so waren sie über die sprechende Aehnlichkeit derselben mit der Freundin ihres Generals außerordentlich betroffen. Die zwei Frauen erkannten sich sofort, obgleich sie sich seit ihrer Trennung nicht wieder gesehen hatten. Wol mochte der unnatürlichen Mutter beim Gedanken an ihre Grausamkeit das Herz schlagen, aber Marina suchte deren Furcht zu beseitigen, indem sie ihr die Versicherung gab, es solle ihr kein Leid widerfahren; den Umstehenden sich zuwendend, sagte sie, immer sei sie überzeugt gewesen,

ihre Mutter habe nicht gewußt, was sie gethan habe, als sie in einer bösen Stunde sie, ihre Tochter, an die Händler verkauft; sie vergebe ihr von Herzen. Hierauf umarmte sie die alte Frau auf's zärtlichste und schenkte ihr alle Juwelen und kleinen Schmucksachen, die sie bei sich trug.

Wahrscheinlich brachte sie nach ihrer Trennung von Cortez ihre Tage auf den ihr verliehenen Gütern in ihrer heimatlichen Provinz zu. Von jener Zeit an verschwindet ihr Name aus unserer Geschichte. Aber er ist stets in dankbarer Erinnerung bei den Spaniern wie bei den Eingeborenen geblieben. Manche indianische Volksweise gedenkt ihrer Tugenden und noch jetzt erzählt die Legende, daß ihr Geist über Mexiko wache, indem der Landmann oft die Erscheinung einer Prinzessin sehe, welche in den Abendschatten über den Grotten des kaiserlichen Hügels von Chapoltepec schwebe.

Marina hatte aus ihrer Verbindung mit Cortez einen Sohn hinterlassen, Don Martin Cortez. Dieser gelangte zu hohem Ansehen und wurde später Comthur des Ordens von St. Jago. Später fiel er in den Verdacht verrätherischer Absichten gegen die Regierung, und weder die außerordentlichen Verdienste seiner Eltern, noch seine eigenen Vorzüge konnten ihn vor grausamer Verfolgung schützen. Im Jahre 1568 wurde der Sohn des Ferdinand Cortez in derselben Stadt, die sein Vater der Krone von Spanien erobert hatte, auf schmachvolle Weise der Tortur unterworfen!!

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte der Expedition nach Honduras zurück. Als die Spanier bei den Peten-Inseln anlangten, machten sie Halt; denn sie fanden die Einwohner außerordentlich zuthulich und gelehrig. Aufmerksam hörten sie der Predigt der Franciscanermönche zu, und willigten sowol in die Zerstörung ihrer Götzenbilder, als in die Errichtung eines Kreuzes. Indeß zeigt uns eine eigenthümliche Begebenheit den Werth dieser übereilten Bekehrung. Cortez ließ bei seinem Abmarsche dem freundlichen Völkchen ein am Fuße beschädigtes Pferd zurück; die Indianer fühlten eine absonderliche Verehrung für dieses Thier, weil es von den Weißen kam. Sobald ihre Gäste den Weitermarsch angetreten hatten, brachten sie dem Pferde Blumen dar, und boten ihm wohlschmeckende Geflügelspeisen an, wie sie solche für ihre Kranken bereiteten. Bei dieser außergewöhnlichen Diät schwanden die Kräfte des armen Thieres zusehends — es starb. Die erschrockenen Indianer errichteten ihm zu Ehren ein Bild von Stein, stellten dieses in einem ihrer Teocallis auf, und erwiesen ihm dieselbe Ehrfurcht wie ihren früheren Götzen. Als im Jahre 1618 zwei Franciscanermönche in jene Gegend kamen, fanden sie zu ihrem Erstaunen die Statue eines Pferdes, welches als Gott des Donners und Blitzes angebetet wurde!

Es wäre ermüdend, alle Gefahren und Mühsale aufzuzählen, welche die Spanier noch zu überwinden hatten; sie erfuhren reichlich, daß es leichter sei, mit den Menschen als mit der Natur Krieg zu führen. Zum Uebergange der Feuersteingebirge, welche nur eine Ausdehnung von 12 Stunden

haben, brauchten sie nicht weniger als zwölf Tage! Die scharfen Steine zerschnitten die Füße der Pferde, von denen außerdem noch so viele in Abgründe stürzten, daß nach Erreichung des jenseitigen Abhanges 68 dieser unentbehrlichen Thiere um's Leben gekommen waren, während sich die geretteten in höchst bedenklichem Zustande befanden.

Der Ort, welchem sie sich näherten, war Neao oder San Gil de Buena Vista, eine spanische Ansiedlung am Golf Dolce, in dessen Nähe die ruinenreiche Stadt Copan liegt, über welche wir so wenig von den Spaniern erfahren, als von der ehemaligen Prachtstadt Palenque, an der sie auch vorübergekommen waren.

Noch ehe Cortez zum Angriff auf die vorhin genannte Stadt vorgeschritten war, trafen seine Kundschafter mit Bewohnern des Ortes zusammen und er erfuhr nun die Wiederherstellung seiner Herrschaft, sowie den Tod des Olid. Die Kolonie litt zu jener Zeit an großer Hungersnoth, welcher jedoch die Ankunft eines Schiffes mit Vorräthen von Cuba glücklicher Weise abhalf. Nachdem der unermüdliche Heerführer sowie seine Mannschaft sich erholt und neu gestärkt hatten, traf er, nicht zurückgeschreckt durch die erduldeten Leiden und Beschwerden, Vorbereitung zu einer neuen großen Expedition, deren Zweck die Eroberung von Nicaragua, sowie die Ermittlung einer Verbindung zwischen den zwei großen Weltmeeren war, welche in der That an einem Punkte sich bis auf etliche Meilen nahe kommen. Wer kann wissen, wohin der kühne Mann noch seine siegreichen Banner getragen haben würde, wenn er Nicaragua, sowie Darien durchzogen und nach dem Meerbusen von Panama weiter vorgerückt wäre? Würde sein Feuergeist sich damit begnügt haben? Schwerlich! Ihn im Geiste an jenem Küstensaume hin bis nach den Goldländern Peru's vorwärts dringen sehen — dazu gehört so viel Phantasie nicht! Er wäre der Mann gewesen, der glänzenden Laufbahn Pizarro's zuvor zu kommen — — doch aus allen ehrgeizigen Träumereien wurde er plötzlich durch Nachrichten aufgeschreckt, die ihn überzeugten, daß seine Rückkehr nach Mexiko sich schon viel zu lange verzögert habe, und daß er ohne Aufschub den Heimweg antreten müsse, wenn er Hauptstadt und Land retten wolle.

Die Nachrichten, welche Cortez so sehr beunruhigten, wurden demselben in einem Briefe des Licentiaten Zuazo mitgetheilt, eines der Beamten, denen der Statthalter die Verwaltung des Landes während seiner Abwesenheit anvertraut hatte. Das Schreiben enthielt alle Einzelheiten der stürmischen Vorfälle in der Hauptstadt. Kaum hatte nämlich Cortez dieselbe verlassen, so entstanden Zwistigkeiten zwischen den Gliedern der einstweiligen Regierung; der Streit wuchs während der so lange sich hinziehenden Abwesenheit des Statthalters. Endlich verbreitete sich das Gerücht bei den Einwohnern Mexiko's, die ganze Armee sammt dem Feldherrn sei in den Morästen von Chiapas verunglückt.

Man beeilte sich, die Todesanzeige des Generals öffentlich zu verkündigen, Trauergottesdienste wurden zu seinen Ehren gehalten, Messen für seine Seele gelesen und sein Eigenthum vertheilt. Dasselbe geschah mit den Gütern anderer an der Expedition betheiligter Männer, während die indianische Bevölkerung der Stadt zugleich so entsetzlich bedrückt wurde, daß man einen allgemeinen Aufstand befürchten mußte. Dies waren die Gründe, weshalb Zuazo den General so dringend aufforderte, unverzüglich zurückzukehren.

Cortez war natürlich außerordentlich bestürzt über diesen Bericht, und sah keine andere Rettung aus der Noth, als daß er alle weiteren Eroberungspläne aufgab, und auf der Stelle nach Meriko absegelte. Deshalb traf er rasch die nöthigsten Vorkehrungen in Bezug auf Verwaltung der Niederlassungen in Honduras, und schiffte sich mit einem kleinen Gefolge ein.

Er war noch nicht lange auf der See, als ein schrecklicher Sturm sein Schiff stark beschädigte, und ihn zur Umkehr in den kaum verlassenen Hafen zwang. Ein zweiter Versuch zur Abreise erwies sich ebenfalls als erfolglos, und Cortez, sonst so unerschrocken, sah in den sich wiederholenden Unfällen ein Zeichen des Himmels, nicht nach Meriko zu gehen. Er begnügte sich daher, einen Boten mit der Nachricht, daß er sich in Honduras in Sicherheit befinde, an seine Freunde abzusenden. Nun aber begann seine Gesundheit an den unausbleiblichen Folgen übergroßer Anstrengungen zu leiden, es ergriff ihn ein verzehrendes Fieber, dem auch sein Geist unterlag. Bernal Diaz beschreibt ihn zu jener Zeit als mager, bleich und abgehärmt, so sehr von der Idee seines nahen Todes befangen, daß er sich schon ein Franciscanergewand angeschafft habe, in welchem er begraben sein wollte.

Aus diesem bedauernswerthen Zustande wurde der Statthalter durch neues Drängen der Bewohner Meriko's gerissen, die sein Kommen für durchaus nöthig erachteten, sowie durch die redlichen Anstrengungen seines Freundes Sandoval, der kürzlich von einer Expedition in's Innere des Landes heimgekehrt war. Seiner Ueberredungskunst gelang es, den General zur abermaligen Abreise zu bewegen. Er schiffte sich mit einigen Gefährten auf einer Brigantine ein, und sagte am 25. April 1526 den verhängnißvollen Ufern von Honduras Lebewohl. Nach mancherlei Hindernissen landete er in der Nähe von San Juan d'Ulua.

Er war durch seine Krankheit so entstellt worden, daß man ihn nicht leicht wiedererkannte. Kaum aber hatte man erfahren, der Statthalter sei zurückgekehrt, als Spanier und Indianer aus der ganzen Umgegend herbeiströmten, um ihn willkommen zu heißen. Seine Reise nach der Hauptstadt war ein Triumphzug. Die Leute kamen aus einer Entfernung von achtzig Meilen, um den wunderbaren Mann zu sehen, und gaben auf rührende Weise ihre Freude über die Rückkehr des Einzigen zu erkennen, der das Land von der Anarchie erlösen konnte.

Es war die Feier einer Todtenauferstehung!



Triumphzug des Cortez nach der Rückkehr aus Honduras.

Viertes Kapitel.

Rückkehr des Cortez nach Spanien.

Rückkehr des Cortez. Ankunft eines Mitgliedes der Residencia. Verschlimmerung seiner Stellung. Argwohn am Hofe. – Cortez geht nach Spanien. Tod des Sandoval. Glänzender Empfang des Cortez im Vaterlande. Ehrenbezeigungen und Schenkungen, dem neuen Markgrafen verliehen.

(1526–1530.)

Im Juni 1526 erreichte Cortez, auch hier jubelnd begrüßt, Mexiko, nachdem beinahe zwei Jahre seit seiner Abreise von dort verstrichen waren. Er brachte rasch die verwirrten Angelegenheiten wieder in Ordnung, aber er trieb keinen Mißbrauch mit seiner Gewalt. Zwar leitete er gerichtliche Untersuchungen gegen seine Feinde ein, doch verfolgte er sie mit so wenig Eifer und dachte so wenig daran, die ihm persönlich zugefügten Beleidigungen zu rächen, daß man ihn — zum ersten Male — sogar der Schwachheit beschuldigte, einer Schwäche übrigens, die ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter unseres Helden wirft. Unerklärliches Räthsel der menschlichen Natur!

Weshalb zeigte dieser außerordentliche Mann nicht dieselbe Seelengröße bei der vermeintlichen Verschwörung des letzten Kaisers der Azteken?

Doch es war Cortez nicht vergönnt, lange die Süßigkeiten des Triumphes zu kosten! Im Juli wurde ihm die Ankunft eines Mitgliedes der Residencia (d. h. einer Person, welche die Amtsführung eines Staatsbeamten zu untersuchen hatte,) angemeldet, das von dem Madrider Hofe abgeschickt war, um ihn vorläufig in der Regierung abzulösen.

Je mehr sich die erst vor wenigen Jahren gegründete erste spanische Niederlassung auf dem Boden Mexiko's zu einem fast unübersehbaren Reiche erweitert hatte, desto größere Schwierigkeiten verursachte die Ueberwachung desselben den Machthabern zu Madrid. Genöthigt, ihre Vicekönige mit umfassenden Vollmachten auszurüsten, war der Argwohn gegen diese hohen Würdenträger leicht rege zu machen. Cortez' Feinde waren sorgsam bemüht gewesen, diese Schwäche der heimischen Regierung zu benutzen und ihr Wühlen hatte Cortez' Stellung untergraben. Man klagte ihn an, das der Krone gehörige Geld an sich genommen und zu bedenklichen Unternehmungen verschleudert zu haben. Man zieh ihn falscher Berichte an die Krone, um derselben die Einkünfte zu schmälern; daß er den Schatz Montezuma's verheimliche, galt für ausgemacht, endlich beschuldigte man ihn der Absicht, sich unabhängig vom Mutterlande zu machen. Kurz man hatte ihn wieder einmal vortrefflich verleumdet, so daß der Kaiser selbst Argwohn gegen ihn schöpfte, ja von seiner Seite eine Empörung befürchtete.

Der Abgesandte, Louis Ponce de Leon, war ein Mann aus angesehener Familie, noch etwas jung für seinen wichtigen Posten, aber von gereiftem Verstande. Besonders zeichnete er sich durch seine Duldsamkeit und Gerechtigkeitsliebe aus. Zugleich schrieb der Kaiser eigenhändig an seinen Statthalter, indem er ihm die Versicherung gab, daß der Schritt, den er gethan habe, nicht von Mißtrauen gegen ihn herrühre, sondern ihm nur zur Gelegenheit dienen solle, seine Redlichkeit vor aller Welt in's rechte Licht zu stellen.

Ponce de Leon erreichte Mexiko im Juli 1526. Er wurde von Cortez und dem Magistrate der Stadt mit aller Achtung empfangen, und bald waren die beiden Theile im besten Einverständniß. Da fiel der königliche Commissär unglücklicher Weise als Opfer eines bösartigen Fiebers. Auf dem Todtenbette übergab er seine Autorität einem gebrechlichen alten Manne, der ihn aber auch nur wenige Monate überlebte, und die Zügel der Regierung in die Hände des Estrada, eines persönlichen Feindes des Statthalters, legte. Der neue Würdenträger ließ seinen Gegner alle Leiden erdulden, mit denen ein kleiner Geist, der sich im Besitze unerwarteter Macht sieht, einen großen quälen kann. Er behandelte Cortez mit Mißachtung, kränkte und beleidigte seine Freunde und beschimpfte seine Begleiter. Ein Diener Sandoval's wurde wegen eines geringen Versehens verurtheilt, die Hand zu verlieren, und als der General sich darüber beschwerte,

wurde ihm befohlen, die Stadt zu verlassen. Die entrüsteten Spanier wollten zu den Waffen greifen, aber Cortez verbot ihnen allen Widerstand. Er zog sich nach seinem Lieblingsaufenthalt in Cojohuacan zurück, um dort das Ende dieser tollen Wirthschaft abzuwarten.

Der Verdacht am Hofe von Madrid war durch den Athem der Verleumdung unterdessen zur Flamme angefacht worden. Der Kaiser schrieb einen Brief, worin er Cortez nach Madrid beschied, unter dem Vorwande, die Regierung wünsche ihn verschiedener Angelegenheiten wegen um Rath zu fragen, und ihm eine seinen hohen Verdiensten zukommende Belohnung zu ertheilen. Aber es war unnöthig, Schliche und Kunstgriffe in Bewegung zu setzen, um Cortez zu einem Schritte zu bewegen, den einzuschlagen er selbst gewillt war. Er wollte nicht länger in einem Lande verweilen, wo er sich so vielen unverdienten Kränkungen ausgesetzt sah. Er war vielmehr fest entschlossen, in eigener Person vor den Kaiser zu treten, seine Unschuld darzuthun und zu bitten, das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Zu jener Zeit machte er Karl V. in einem Briefe die stolze und doch so ergreifende Erklärung, er hege die Zuversicht, Se. Majestät werde mit der Zeit seine Verdienste würdigen, aber sollte dies unglücklicher Weise nicht der Fall sein, so würde die Welt sich doch wenigstens von seiner Rechtschaffenheit überzeugen, und er selbst das Bewußtsein in sich tragen, seine Pflicht gethan zu haben. Ein besseres Erbtheil wolle er für seine Kinder nicht verlangen.

Kaum war Cortez' Absicht bekannt geworden, so erregte sie allgemeine Aufregung im Lande. Sogar Estrada suchte einzulenken; er fühlte, er sei zu weit gegangen, und es könne nachtheilige Folgen für ihn selbst haben, wenn sein Feind in Spanien die eigene Sache verfechte. Er ließ daher Cortez durch den Bischof von Tlascala Vorschläge zur Versöhnung machen, welche Ersterer zwar höflich anhörte, aber ohne sich durch dieselben in seinem Entschlusse wankend machen zu lassen. Nachdem er die nöthigen Einrichtungen zur Abreise getroffen, verließ er seine Residenz und begab sich direkt an die Küste. In Villa Rica erfuhr er die schmerzliche Nachricht vom Tode seines Vaters, Don Martin Cortez, den er nach so langer Trennung gerne noch einmal umarmt hätte. Zwei der besten Schiffe wurden auserkoren, den Eroberer Meriko's und sein Gefolge an Bord zu nehmen. Bald waren die Anstalten zur Abreise getroffen. Zur Begleitung des Statthalters gehörte sein Freund Sandoval, Tapia und einige andere, ihm treuergebene Genossen seines Ruhmes, sowie mehrere aztekische und tlascaltekische Häuptlinge, unter Andern ein Sohn Montezuma's; endlich nahm er eine große Sammlung Pflanzen und Edelmetalle, kostbare Steine und Schätze mit sich (allein an Gold und Silber soll er gegen 6,000,000 Gulden bei sich geführt haben), ferner eine Anzahl wilder Thiere und buntgefiederter Vögel, sowie eine Menge Erzeugnisse des eigenthümlichen Gewerbfleißes jenes Landes; auch folgten ihm Gaukler und Possenreißer, welche man als passendes Geschenk für den

prachtliebenden heiligen Vater zu Rom ansah! — „kurz", sagt Herrara, „er reiste mit dem Hofstaate eines großen Herrn."

Nach einer raschen, glücklichen Reise stieg Cortez in der Hafenstadt Palos im Mai 1528 an's Land. Es war die nämliche Stelle, wo Columbus vor 35 Jahren nach seiner Rückkehr von der Entdeckung der westlichen Welt gelandet war. Von Palos aus verfügte er sich in das Kloster La Rabida, dessen gastfreie Mauern auch einst dem „Entdecker" ein Obdach gewährt hatten. An diesen Aufenthalt knüpft sich ein interessanter Umstand. Zu derselben Zeit war nämlich auch Francisco Pizarro, der Eroberer von Peru, in Palos gelandet, um in Spanien Hülfe für sein großes Unternehmen zu suchen. Ein Verwandter des Cortez, dessen Mutter eine geborene Pizarro war, stand er damals am Anfange seiner glänzenden Laufbahn — der Eroberer Meriko's am Ende der seinigen. Das Zusammentreffen dieser beiden außergewöhnlichen Männer an einem Orte, dem schon die Anwesenheit des Columbus eine gewisse Weihe verliehen hatte, hat etwas Ueberraschendes.

Für Cortez knüpfte sich an den Aufenthalt zu La Rabida auch die Erinnerung an ein sehr trauriges Ereigniß, welches lange Zeit seinen Geist umdüsterte. Es war der Tod seines Freundes Gonzalo de Sandoval, der in einer elenden Herberge zu Palos erkrankte und in den Armen seines geliebten Feldherrn verschied. Sandoval, ein Held, in dem ein Cortez steckte, starb im Alter von nur 31 Jahren. Er hatte seine Aufgabe in der denkwürdigen Eroberung erfüllt, und nachdem er dem Tode während seiner gefahrvollen Laufbahn wol hundertmal entronnen war, schien er nur nach Hause zurückgekehrt zu sein, um dort zu sterben.

Nachdem dieser betrübende Trauerfall einigermaßen überwunden war, trat Cortez mit seinem Gefolge die Reise nach der Residenz seines Monarchen an. Unterwegs blieb er einige Tage auf dem Schlosse des Herzogs von Medina-Sidonia, der ihn gastfrei aufnahm und ihm bei seiner Abreise einige edle arabische Pferde zum Geschenke machte.

Bevor er noch La Rabida verlassen, hatte er dem königlichen Hof seine Ankunft gemeldet. Groß war die Aufregung, welche durch diese Nachricht hervorgebracht wurde, um so größer, da man eigentlich weniger an die Rückkehr des „Eroberers", als vielmehr noch immer an dessen Empörung geglaubt hatte. Das Erscheinen des Helden verursachte augenblicklich eine Veränderung in der Stimmung. Der Kaiser schien nur noch besorgt, dem eine Zeitlang so gefürchteten Vasallen die aufrichtigste Dankbarkeit für die geleisteten wichtigen Dienste sowie für seine Rechtlichkeit zu bezeigen. Man traf in der Hauptstadt Vorkehrungen zu einem glänzenden Empfange des Eroberers von Meriko.

Die Nachricht von der Ankunft des merkwürdigen Mannes verbreitete sich blitzschnell im Lande, und als er nach neuntägigem Aufenthalte in Guadeloupe seine Weiterreise antrat, boten die Landstraßen ein Schauspiel, wie man ein solches seit der Wiederkehr des Columbus nicht gesehen. „Der

Eroberer zog nicht mit dem Glanze eines großen Vasallen, sondern mit dem Pompe eines unabhängigen Monarchen durch das Land," erzählt uns ein alter Geschichtsschreiber.

Als er sich Toledo näherte, wurde das Volksgedränge noch größer als zuvor. Der Herzog von Bejar, der Graf von Aguilar und andere Vornehme des Reiches kamen ihm an der Spitze eines feierlichen Zuges entgegen, um ihn nach seinen Quartieren zu geleiten. Es gewährten ihm diese Augenblicke der Huldigung eine viel größere und das Herz erhebendere Genugthuung, als der glänzende Empfang, den er vor noch nicht langer Zeit in der Hauptstadt des von ihm eroberten Landes gefunden hatte.



Kaiser Karl V.

Am folgenden Tage bewilligte ihm der Kaiser eine Audienz. Cortez kniete vor dem Herrscher nieder, um seine Hand zu küssen; aber der gnädige Monarch erhob ihn von der Erde und unterhielt sich mit ihm angelegentlichst über die eroberten Länder. Er war mit den Antworten des Generals so zufrieden, daß er von nun an jede Gelegenheit wahrnahm, ihm sein Vertrauen darzuthun. Der Kaiser erschien öffentlich an Cortez' Seite, und als der Feldherr einmal am Fieber darniederlag, besuchte ihn Karl in eigener Person und verweilte längere Zeit am Lager des Kranken.

Cortez hatte nun über alle Gegner triumphirt; sogar der Neid verstummte jetzt bei der allgemeinen Huldigung, welche dem noch vor Kurzem giftig verleumdeten großen Manne zu Theil wurde. Er stand plötzlich auf gleicher Höhe mit den Vornehmsten und Stolzesten des Landes, er, der vor 25 Jahren ohne Titel, ohne Namen in die Welt ausgezogen war.

Im nächsten Jahre wurden ihm neue Ehren erwiesen. Der Kaiser erhob ihn am 6. Juli 1529 zur Würde eines „Markgrafen des Thales von Oaxaca," in welcher Provinz ihm zugleich eine große Strecke Landes mit 23,000 Insassen in 20 Städten und Dörfern als Eigenthum unter

Ausdrücken verliehen wurde, welche dem Verdienste und der Rechtschaffenheit des „Eroberers" Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Belohnung erfolgte, wie das Bestellungs-Dekret besagte, „damit das Andenken an große Thaten verewigt werde und Andere durch ein solches Beispiel zu gleich preiswürdigen Anstrengungen angeregt würden." Nur eine Ehrenstellung gab es, welche einzunehmen der Kaiser ihm nicht gestatten wollte. Karl war nicht zu bewegen, dem Eroberer von Mexiko die Regierung dieses Landes wieder zu übertragen, denn er traute seinem mächtigen Vasallen noch immer nicht. Wenn er selbst ihn in eine Lage zurückversetzte, welche den unterdrückten Funken des Ehrgeizes wieder in ihm anfachte — welche Gefahren drohten der werthvollsten spanischen Besitzung in Amerika! Dagegen ward der „Marquis," wie ihn seine Zeitgenossen von nun an nennen, zum Oberfeldherrn Neuspaniens und an den Küsten der Südsee ernannt. Er erhielt ferner die Vollmacht, im Südmeere auf Entdeckungen ausgehen zu dürfen, mit der Verleihung eines Zwölftels aller Erwerbungen als sein Eigenthum.

Zum Generalkapitän von Neu-Spanien erhoben und im Sonnenschein der kaiserlichen Gunst, „mit dem macedonischen Alexander im Ruhme, und mit Crassus in dem Besitz von Reichthümern wetteifernd," wie der Vergleich eines alten Chronisten lautet, mit feinen, gewinnenden Manieren, sowie einem Aeußern, das noch alle Vorzüge schöner Männlichkeit besaß, durfte Cortez es wagen, an eine Verbindung mit den ersten Häusern Castiliens zu denken. Er verlobte sich mit Doña Juana de Zuniga, Tochter des zweiten Grafen de Aguilar und Nichte des Herzogs de Bejar. Sie war schön, viel jünger als er, und nicht ohne Geist. Ein Geschenk, das er seiner jugendlichen Braut machte, erregte die Bewunderung und den Neid der vornehmen Welt. Es bestand aus fünf wundervollen Smaragden von außerordentlicher Größe, die von den Azteken auf das feinste bearbeitet waren. Sie sollen einen Theil des Schatzes Montezuma's gebildet haben und da sie leicht fortzuschaffen waren, so mögen sie in der „Nacht der Trübsal" dem allgemeinen Schiffbruch entgangen sein.

Im Spätsommer 1529 verließ Karl V. Spanien, um nach Italien zu reisen, und Cortez gab ihm das Geleite. Doch des unthätigen Lebens müde, hatte der Eroberer nicht länger Lust, in der Alten Welt zu verweilen; er entschloß sich daher, nach Mexiko zurückzukehren, wo seine ausgedehnten Besitzungen seine Gegenwart wünschenswerth machten, und ihm ein großes Feld für weitere ehrenvolle Unternehmungen offen stand.



Das goldene Thor an der Bai von San Francisco (Californien).

Schluß.

Letzte Lebensjahre des Eroberers von Meriko.

Cortez' Besuch in Meriko. Er zieht sich auf seine Ländereien zurück. Seine weiteren Entdeckungsreisen. Das Meer des Cortez. Letzte Rückkehr nach Castilien. Kalter Empfang. Tod des Cortez. Sein Charakter.

(1530 – 1547.)

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1530 schiffte sich unser Held nach Neu-Spanien ein. Er war von seiner Gemahlin, der Markgräfin, seiner alten Mutter und einem stattlichen Gefolge begleitet; wie verschieden von der Lage, in welcher er vor 26 Jahren, als ein unbändiger Abenteurer, die Küste verlassen, um sich sein Brod jenseits des Meeres zu suchen!

Der erste Zielpunkt seiner Reise war Hispaniola. Hier gedachte er auf Nachrichten von der neuen Regierung Meriko's zu warten. Das Gouvernement des Landes war einer sogenannten „königlichen Audiencia" übergeben worden,

welche es als eine ihrer ersten Pflichten betrachtete, die gegen Cortez auf dem Civilwege eingebrachten Klagen zu untersuchen. Nuñez de Guzman, sein erklärter Feind, stand an der Spitze dieses Collegiums und führte die Untersuchung mit aller Erbitterung persönlicher Feindschaft. Der Anklagen waren acht: unter anderen lautete eine auf Abfall von der Krone, eine andere auf die Ermordung zweier Commissäre, und eine dritte auf die Ermordung seiner eigenen Frau, Catalina Xuarez. Die Zeugen bestanden größtentheils aus Männern von niederer Herkunft, und die wenigen Personen von Stande, die wir unter ihnen erblicken, gehörten zu Cortez' entschiedenen Feinden. Die eigenmächtigen Schritte der Audiencia und die Herrschsucht des Guzman, besonders aber seine Grausamkeit gegen die Indianer, erregten allgemeine Entrüstung im Lande, und führten zu ernsten Befürchtungen wegen einer Insurrection. Es wurde nöthig, eine ebenso unfähige wie unverständige Administration zu entfernen, und nachdem Cortez zwei Monate auf der Insel verweilt hatte, erhielt er die Nachricht, daß eine neue Audiencia zur Regierung des Landes bestellt sei. Der Vorsitzende derselben war der Bischof von St. Domingo, ein Prälat, in dessen anerkannte Weisheit und Tugend Alle großes Vertrauen setzten. Cortez trat nun die Weiterreise an, und landete am 15. Juli 1530 in Villa Rica.

Von dort begab er sich nach Tlascala, und dann trotz eines ausdrücklichen kaiserlichen Verbotes nach Tezcuco, wo er seine Residenz aufschlug und seine Ernennung zum General-Kapitän von Neuspanien bekannt machte. Kaum war seine Ankunft in der Hauptstadt kund geworden, so strömten Spanier wie Eingeborene über den See, um dem früheren Regenten ihre Huldigung darzubringen und ihm ihre Dienste anzubieten. Alles schien darauf hinzuweisen, daß seitens der inzwischen an Guzman's Stelle getretenen neuen Audiencia seinem Aufenthalte in der Nähe Mexiko's keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Die Mitglieder der obersten Behörde behandelten ihn mit Hochachtung, und baten ihn in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath. Aber unglücklicherweise währte dieser Stand der Dinge nicht lange. Es entstanden Mißverständnisse zwischen beiden Theilen wegen der Einmischung der Verwaltungsbehörden in das Kriegswesen, das Departement des Oberbefehlshabers; dann hielt sich derselbe für beeinträchtigt infolge der Auslegung der kaiserlichen Schenkung seitens der neuspanischen Regierungsorgane; kurz Cortez verließ mißmuthig Tezcuco, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Er zog sich in seine Stadt Cuernavaca zurück.

Es war dies ein Ort, den er vor der Belagerung Mexiko's den Azteken mit seinem eigenen Schwerte abgerungen hatte. Die Stadt lag am südlichen Abhange der Cordilleren, und man konnte von dort den schönsten und blühendsten Theil seiner Domänen überblicken. Von nun an war sein prächtiger Palast daselbst sein liebster Aufenthaltsort. Mit allem Ernste widmete er sich

der Pflege seiner Ländereien, auf welche er das Zuckerrohr von Cuba verpflanzte; ferner führte er Merinoschafe und andere nützliche Thiere ein, er pflegte auf seinen Gütern die Kultur der Seidenraupe, des Hanfes und Flachses, und legte dadurch den Grund zu einem bleibenden Wohlstande für seine Familie. Auch den Bergbau des Landes vernachlässigte er nicht, er gewann Gold aus der Umgebung von Tehuantepec und Silber aus den Gruben von Zacatecas.

Aber diese ruhige Lebensweise sagte seinem lebhaften und unternehmenden Geiste nicht lange zu: er benutzte daher die Vollmacht zu Entdeckungsreisen, um die Geheimnisse der großen Südsee zu erforschen und ihre für unermeßlich gehaltenen Schätze zu heben.

Schon 1527, zwei Jahre vor seiner Rückkehr nach Spanien, hatte er, wie wir wissen, eine kleine Flotte nach den Molukken geschickt. Er wollte eben Vorbereitungen treffen, eine andere Expedition, bestehend aus 4 Schiffen, in der nämlichen Richtung auszusenden, als seine Pläne durch den Besuch in Spanien unterbrochen wurden. Nun griff er sein früheres Vorhaben wieder auf. In den Jahren 1532 und 1533 rüstete er zwei neue Geschwader aus, die er auf eine Entdeckungsreise nach dem Nordosten schickte. Das Ergebniß war kein glückliches, obgleich die Schiffe die Halbinsel Californien erreichten, und wahrscheinlich an dem neueren Hafen La Paz landeten. Eines der Fahrzeuge aber hatte der Sturm an die Küste von Neu-Galizien geworfen, wo es sein alter Feind Guzman, der jene Länder verwaltete, zurückbehielt, während die Mannschaft ausgeplündert wurde. — Ueber diese Kränkung entrüstet, verlangte Cortez Entschädigung von dem königlichen obersten Gerichtshof; als er jedoch denselben zu schwach fand, für ihn zu handeln, nahm er die Sache selbst in die Hand. Er unternahm einen raschen, aber beschwerlichen Marsch gegen Chiamptla, den Schauplatz des verübten Raubes und es gelang ihm in der That, sein Schiff, nicht aber dessen Ladung wieder zu erhalten. Hierauf vereinigte er sich mit einem kleinen Geschwader, das in seiner Hafenstadt Tehuantepec ausgerüstet worden und Alles bei sich führte, was zu einer Niederlassung in der entdeckten Gegend nöthig war.

Der Raum erlaubt uns nicht, in die Einzelnheiten dieser unglücklichen Expedition einzugehen. Es genüge, zu wissen, daß er beinahe den Stürmen, sowie dem Mangel an Lebensmitteln unterlegen wäre und daß seine Fahrzeuge auf Felsen geworfen wurden, wo sie fast zerschellten. Nach einer Reihenfolge von Gefahren war er froh, wieder im Hafen Santa Cruz zu landen, von wo er ausgelaufen war.

Während dieser bedauerlichen Ereignisse wurde die königliche Audiencia aufgehoben und ihre Vollmachten gingen auf einen Vicekönig über, den ersten, welcher Namens der Krone das erworbene Königreich Neu-Spanien verwaltete. Don Antonio de Mendoza, so hieß er, war ein Mann von praktischem Verstande und großer Duldsamkeit; er gehörte zu jener berühmten

Familie, welche das spanische Reich mit so vielen Zierden der Kirche, der Kriegskunst und der Wissenschaft versehen hat.

Die lange Abwesenheit des Cortez hatte in seiner Gemahlin, der „Markgräfin des Thales", die tiefste Besorgniß hervorgerufen. Sie schrieb an den Vicekönig und flehte ihn an, sich nach dem Schicksale ihres Mannes zu erkundigen, und ihn, wo möglich, zur Rückkehr zu drängen. Der Vicekönig schickte deshalb zwei Schiffe nach Cortez aus; ob sie ihn aber vor seiner Abreise von Santa Cruz erreichten, ist zweifelhaft — nur so viel wissen wir, daß er nach längerer Abwesenheit glücklich in Acapulco ankam.

Ueber seine vielen Unfälle verdrießlich, wollte Cortez eine seinem Ruhme würdige Entdeckung machen, und rüstete abermals drei Schiffe aus, die er unter das Commando eines tüchtigen Seemanns, Namens Ulloa, stellte. Diese im Juli 1539 in's Leben getretene Expedition lieferte für die Erdkunde bedeutsame Ergebnisse, brachte aber deren Urheber die empfindlichsten Verluste. Ulloa drang bis zur Spitze des Meerbusens vor, umschiffte die Südspitze der Halbinsel und erreichte den 28. oder 29. nördlichen Breitegrad. Hierauf steuerte der kühne Seefahrer weiter gegen Norden — und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

So endeten die großen Seefahrten des Cortez. Sie brachten ihm außerordentlichen Schaden, Verdruß und Verlegenheiten aller Art, indem sie einen Aufwand von mehr als 7 Mill. Gulden erforderten, von denen nicht ein Dukat in seine Tasche zurückkehrte. Der Markgraf war bei seiner letzten Expedition sogar genöthigt, große Summen zu borgen und die Juwelen seiner Frau zu verpfänden, um nur die erforderlichen Gelder aufzutreiben. Damals ging er Verpflichtungen ein, die während der übrigen Jahre seines Lebens schwer auf ihm lasteten. Aber obgleich ihm seine Seereisen keinen Geldertrag abwarfen, waren sie doch für die Erdkunde jener Zeit von größter Bedeutung. Unter ihm waren die Küsten des Stillen Meeres von dem Busen von Panama bis zum Colorado-Flusse untersucht und die Halbinsel Californien umfahren worden. Man entdeckte in ihr einen Theil des Kontinents von Amerika und fand, daß das Meerbecken, welches zwischen ihr und dem Festlande liegt, keinen Ausfluß habe, sondern von diesem umschlossen sei. Dies sind Verdienste genug, um den Ruf eines gewöhnlichen Menschen zu begründen, aber sie verlieren sich in dem Ruhm von Cortez' früheren, glänzenderen Leistungen. Doch waren die Zeitgenossen nicht taub für seine späteren Bestrebungen, indem sie dem Entdecker zu Ehren den Meerbusen von Californien „See des Cortez" nannten.

Trotz aller schlimmen Erfahrungen und vielleicht gerade ihretwegen, d. h. in der Hoffnung, die großen erlittenen Verluste einigermaßen sich wieder ausgleichen zu sehen, ließ sich der „Markgraf vom Thale" durch die steigenden Geldverlegenheiten nicht abhalten, weitere Versuche zu unternehmen, um seine Entdeckungen zu vermehren. Er rüstete zu diesem Zwecke wieder ein

Geschwader von fünf Schiffen aus, das er unter das Commando seines natürlichen Sohnes, Don Luis, stellen wollte. Jedoch der Vicekönig Mendoza, dessen Einbildungskraft von den Berichten eines Mönches, der ihm das Dorado des Nordens geschildert hatte, erhitzt war, machte Cortez das Recht der Entdeckungen in jenen Gegenden streitig; es entstanden noch andere Reibungen zwischen ihm und dem Markgrafen, so daß sich der Letztere Beschwerde führend, freilich ohne Erfolg, nach Spanien wendete. Der fortgesetzten Plackereien und Hetzereien herzlich müde, beschloß der gekränkte Mann, seine Rechte in eigener Person zu vertreten und in der Heimat Entschädigung für die großen Summen, welche er in seine Expeditionen gesteckt hatte, sowie für die erlittenen letzten Beraubungen zu verlangen. Im fünf und fünfzigsten Lebensjahre sagte er noch einmal seiner Familie Lebewohl, und schiffte sich im Jahre 1540 mit seinem ältesten Sohne und Erben, Don Martin, der damals erst acht Jahre alt war, nach Europa ein. Nach einer glücklichen Reise erreichte er wohlbehalten sein Geburtsland.

Der Kaiser war damals abwesend; aber Cortez wurde in der Hauptstadt achtungsvoll und mit großer Auszeichnung empfangen. Leider blieb es bei diesen Höflichkeitsbeweisen. Die Gerechtigkeit, welche in Spanien sprüchwörtlich einen langsamen Gang hat, wollte ihm zu lieb ihre Schritte nicht beflügeln, und nach Verlauf eines Jahres befand er sich dem Ziele nicht näher, als in der ersten Woche nach seiner Ankunft in der Hauptstadt.

Im folgenden Jahre, 1541, sehen wir den „Markgrafen" als Freiwilligen bei dem denkwürdigen Zuge gegen Algier betheiligt. Er schiffte sich nach jenem Corsaren-Neste ein, aber ein schrecklicher Sturm zerstreute die Flotte, so daß Cortez und sein Sohn herzlich froh sein durften, bei dem Bemühen, das Leben zu retten, nur jene unschätzbaren Kleinodien eingebüßt zu haben, von denen wir bereits unsere Leser unterhielten und deren Verlust die Geschichtsschreiber jener Zeit so hoch anschlagen, daß sie versichern, die Unternehmung nach Algier käme, nächst dem Kaiser, Niemand so theuer zu stehen, als unserm Helden.

Es ist hier nicht der Ort, alle Einzelheiten der unglücklichen Belagerung von Algier zu berichten, bei welcher moslemitischer Muth mit Hülfe der empörten Elemente den vereinten Kräften der Christenheit Trotz bot. Unverrichteter Sache kehrte der „Gebieter zweier Welten" nach Castilien zurück, nachdem mehr als 30,000 Menschen der mißglückten Expedition zum Opfer gefallen waren. Begreiflicher Weise blieb auch dem Eroberer von Mexiko nichts übrig, als dem Beispiel seines Monarchen zu folgen.

Doch hatte er nichts unversucht gelassen, um der Expedition zu einem bessern Ausgang zu verhelfen. Er hatte sich erboten, wenn man ihn mit einer nur mäßigen Armee unterstütze, die Uebergabe der Corsaren-Stadt doch noch zu erzwingen; dabei drückte er das Bedauern aus, nicht eine Handvoll jener Veteranen bei sich zu haben, die ihm bei der Besitzergreifung Mexiko's

treu zur Seite gestanden. Aber sein Anerbieten war als das eines träumerischen Enthusiasten von der Hand gewiesen worden, ja er war nicht einmal zu den Versammlungen des Kriegsrathes hinzugezogen worden.

Wiederum enttäuscht nach Castilien zurückgekehrt, verlor Cortez nunmehr keine Zeit, ernstlich an seine eigenen Angelegenheiten zu denken. Er brachte sein Anliegen wiederholt beim Kaiser vor. Doch dieser begnügte sich, den Mann, der ihm das schönste Königreich erobert hatte, mit höflicher Kälte anzuhören. Weiter geschah nichts. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan — der Mohr konnte gehen. Cortez ging es gerade so, wie einst Columbus. Auch er mußte erfahren, daß es Verdienste geben kann, die zu groß sind.

Im Februar 1544 richtete er seinen letzten Brief an den Kaiser, in welchem er ihn bittet, den Rath von Indien anzuweisen, daß derselbe seine Sache endlich zur Entscheidung bringe. Er schreibt u. A. an seinen Gebieter: „Er habe gehofft, die Mühen seiner Jugend würden ihm ein ruhiges Alter gewähren; vierzig Jahre seines Lebens habe er fast ohne Schlaf, mit schlechter Nahrung und mit den Waffen in der Hand zugebracht, seine Person freiwillig jeder Gefahr ausgesetzt, sein Vermögen für Entdeckungsreisen aufgewendet, um den Namen seines Herrschers über alle Theile der Neuen Welt berühmt zu machen und viele große und mächtige Nationen dessen Scepter zu unterwerfen. Alles dies habe er nicht nur ohne Beistand aus der Heimat, sondern im Angesichte unzähliger Hindernisse und im Kampfe mit Widersachern vollbracht, die gleich Blutegeln nach seinem Blute lechzten. Er sei jetzt alt, gebrechlich und in Schulden gerathen. Hätte er, statt sich im Dienste des Kaisers abzumühen, seine Tage nur der Bestellung seiner Güter gewidmet, so wäre er jetzt nicht genöthigt, mit den Beamten der Krone sich herumzustreiten, gegen welche ihm wahrlich die Vertheidigung schwerer falle, als gegen die Feinde des Landes, das er erobert u. s. w."

Es sind Worte der Wahrheit, welche Cortez an den Kaiser richtet. Aber die Wahrheit ist nur da willkommen, wo man sie hören will. Man war der Beschwerdeführungen des unruhigen Mannes herzlich müde geworden — und so konnten seine Klagen den gewünschten Zweck nicht erreichen. Er harrte von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf günstige Entscheidung, und ließ sich immer wieder von tausend trügerischen Hoffnungen täuschen. Also kostete er Zug um Zug alle Bitterkeiten erlittenen Undanks. Nach drei langen Jahren, während welcher die aufgezwungene Unthätigkeit gleich einem Fieber langsam seinen Lebensfaden zernagte, entschloß sich Cortez endlich, sein Vaterland, das ihn vergessen, zu verlassen und nach Mexiko zurückzukehren.

Er war, von seinem Sohne begleitet, bis nach Sevilla gekommen, als er von einer Unpäßlichkeit befallen wurde, der natürlichen Folge jahrelanger Aufregungen und Gemüthsunruhen. Das Uebel verwandelte sich in die rothe Ruhr, seine Kräfte schwanden zusehends. Er näherte sich

augenscheinlich dem Ende seiner irdischen Laufbahn. Mit der ihm eigenen Besonnenheit traf er die nöthigen Anstalten zum Ordnen seiner Verhältnisse, vor Allem bekräftigte er sein Testament, das er schon einige Zeit vorher gemacht hatte. Am Schlusse dieses langen und in vieler Hinsicht merkwürdigen Dokuments finden wir die Worte: „Es entstand oft die Frage, ob es gestattet sei, indianische Sklaven zu halten? Da man über diesen Punkt noch nicht in's Reine gekommen ist, lege ich es meinem Sohne Martin und seinen Erben an's Herz, keine Mühe zur Ergründung der Wahrheit zu scheuen, die für sie nicht weniger Gewissenssache ist, als sie es für mich selbst war.“

Solche gewissenhafte Bedenken, die man bei Cortez nicht so leicht hätte erwarten sollen, beunruhigten die Spanier der kommenden Zeiten viel weniger.

Cortez ernennt als Testamentsvollstrecker und Vormünder seiner Kinder den Herzog von Medina Sidonia, die Markgräfin Astorga und den Grafen Aguilar. Als seine Testamentsvollstrecker in Meriko bezeichnet er seine Gemahlin, den Erzbischof von Toledo und zwei andere Prälaten. Das Testament wurde in Sevilla am 11. Oktober 1547 vollzogen.

Der Eroberer von Meriko, dem Tode nahe, erlebte noch die Genugthuung, daß ihm von allen Seiten Zeichen der Achtung zu Theil wurden. Durch die vielen Besuche, die man ihm abstattete, außerordentlich erschöpft, zog er sich in das benachbarte Dorf Castilleja de la Cuesta zurück, wohin ihm sein zärtlich besorgter Sohn folgte. Cortez sah seinem herannahenden Ende mit der größten Ruhe entgegen. Nachdem er das Sacrament empfangen, hauchte er am 2. December 1547 im 63. Lebensjahre seinen rastlosen Geist aus.

Die Bewohner der Umgegend bestrebten sich, dem Andenken dieses außerordentlichen Mannes alle möglichen Ehren zu erweisen. Sein Leichenbegängniß wurde mit großer Feierlichkeit begangen, und sein Körper fand in der Familiengruft des Herzogs von Medina Sidonia eine würdige Ruhestätte. Im Jahre 1562 ließ sie sein Sohn Martin nach Neuspanien überführen, wo sie im Kloster St. Francisco zu Tezcuco an der Seite einer Tochter und seiner Mutter beigesetzt wurden. Im Jahre 1629, nach dem Tode des Don Pedro, des vierten Markgrafen des Thales, beschlossen die Behörden der Hauptstadt, die Gebeine des „Eroberers“ zu Meriko in der Kirche St. Francisco beizusetzen. Doch auch dort war noch nicht ihre letzte Ruhe. Im Jahre 1794 wurden sie in das Hospital „Jesus von Nazareth“ gebracht. Auf seiner Grabstätte errichtete man ein einfaches Monument mit dem Familienwappen, und über dem Denksteine erhob sich eine von dem berühmten Bildhauer Tolsa aus Bronze gearbeitete Büste unseres Helden. Damit ist aber leider unsere Erzählung noch nicht beendet. Im Jahre 1823 — zur Schande Meriko's müssen wir es sagen — wollte der Pöbel der Hauptstadt aus Haß gegen die „alten Spanier“ das Grab

vernichten, und die Asche des unvergeßlichen Mannes in alle Winde streuen. Mit Mühe gelang es einigen muthigen Männern, welchen die beabsichtigte Beschimpfung des großen Todten zu Herzen ging, die theuren Reste während der Nacht heimlich aus der Gruft zu entfernen.

Cortez hinterließ keine Kinder aus erster Ehe. Während seiner zweiten wurde er mit vier gesegnet, einem Sohne, Don Martin, und drei Töchtern, welche glänzende Verbindungen schlossen. Ihre Nachkommen können sich einer Abkunft rühmen, edler als die vieler regierender Fürsten — der Abkunft vom „großen" Cortez!

Was Prescott, der berühmte Geschichtsschreiber der Eroberung von Mexiko, nicht erwähnte, sind wir im Stande nachzuholen. Gegenwärtig befinden sich die sterblichen Ueberreste des Conquistador in Italien, im Berei che der Besitzungen des Herzogs von Terra-Nuova-Monteleone, des letzten Nachkommen des spanischen Helden.

Ferdinand Cortez war bei allen seinen großen Eigenschaften doch ein Kind seiner Zeit. Er hatte viel von dem an sich, was den Abenteurern des sechszehnten Jahrhunderts den Namen „fahrende Ritter" verlieh. Keiner der damals auf Entdeckung und Bereicherung ausziehenden Conquistadoren war vom Geiste romantischer Unternehmungslust so erfüllt, als der Eroberer Mexiko's. Gefahren und Noth schreckten ihn nicht, sie waren ein Theil seines Lebenselements und weckten in ihm erst das volle Bewußtsein seiner Kräfte. Dieser Quelle entfloß auch die nimmer rastende Schaffenslust, die ihn von einer Unternehmung zur andern trieb. Es darf uns dies aber nicht veranlassen, seine kriegerische Befähigung zu unterschätzen. Gewiß verdient derjenige den Namen eines großen Feldherrn, welcher außerordentliche Thaten mit den Hülfsmitteln vollbringt, die sein Geist geschaffen hat, und das kann man von Cortez in Wahrheit behaupten. Verdankt er auch seine Erfolge größtentheils der Mitwirkung indianischer Bundesgenossen, so war es doch immer die Stärke seines Geistes, welche ein so ungefügiges Material in solch' hohem Grade nutzbar zu machen vermochte. Er wußte Weiße und Braune unter *seinen* Willen zu beugen, so zu *einem Ganzen* zu verschmelzen, daß sie in ihrem Thun gleichsam *einen* Geist athmeten.

Cortez war nicht grausam, im Vergleich mit allen denen, welche das eiserne Handwerk zu einer eisernen Zeit trieben. Er suchte später das harte Loos der Eingeborenen durch die humansten Gesetze zu verbessern; groß im Zerstören, war er doch nicht minder groß im Aufbauen.

Wären wir um ein Urtheil in Verlegenheit, so genügte es, zusammenzufassen, was Prescott vom Helden dieses Buches sagt. „Sein Charakter", so schreibt er, „zeigt die größten Gegensätze. Er war freigebig und doch wieder habsüchtig, waghalsig und kühn, und daneben vorsichtig und überlegt in seinen Plänen, hochherzig und verschlagen, höflich und freundlich im Umgang,

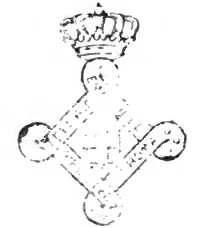
dabei aber von unerbittlicher Strenge, etwas weiten Gewissens und dennoch von fanatischem Religionseifer erfüllt. Der größte Zug in seinem Charakter war eine unerschütterliche Festigkeit des Willens, jene Zähigkeit, welche weder durch Gefahren, noch durch Mißgunst des Schicksals erschüttert oder durch Hindernisse und unvorhergesehene Dinge so leicht ermüdet werden konnte."

Die Hand eines seiner Getreuen entwirft uns folgendes Bild von der Persönlichkeit des Eroberers: „In seiner ganzen Erscheinung," sagt Bernal Diaz, „in seiner Unterhaltung, in seiner Kleidung, kurz in Allem machte er den Eindruck eines vornehmen Herrn. Sein Anzug war der damaligen Mode gemäß; er legte wenig Werth auf Seide, Damast oder Sammt, aber er kleidete sich stets mit Geschmack. Er trug im Gegensatze zu vielen seiner Ruhmesgefährten keine schwere Goldkette, sondern er zog eine feine von ausgezeichneter Arbeit vor, an welcher ein Juwel in der Gestalt „unserer lieben Frau mit dem Kinde", nebst einem lateinischen Motto herabhing. An seinem Finger trug er einen kostbaren Diamantring, und an dem Hute von Sammt befand sich eine Medaille mit seinem Wahlspruche befestigt. Er liebte es, sich von einem glänzenden Gefolge umgeben zu sehen, wie es einem Manne seines Ranges zukam; er hatte seine Kämmerer, seinen Haushofmeister und hielt eine Menge Pagen. Sein Tafelservice war ebenfalls prachtvoll, es fehlte dabei nicht an einer Menge von Schüsseln und Tellern aus Gold und Silber. Zur Mittagszeit aß er tüchtig und trank ungefähr eine Pinte Wein mit Wasser vermischt; auch speiste er gut zu Abend. In Bezug auf Essen war er nicht sehr leckerhaft und zeigte sich nie als Freund von dem, was man Delikatessen der Tafel nennt. — Im Lateinischen bewandert, konnte er, wenn er sich mit Gelehrten unterhielt, denselben in dieser Sprache antworten. Auch war er nicht ohne dichterisches Talent. Seine Unterhaltung war angenehm, sein Vortrag fesselnd. Seine kirchlichen Pflichten erfüllte er sehr pünktlich; er war freigebig und wohlthätig. Wenn er schwur, sagte er gewöhnlich: „Auf mein Gewissen," und wenn er Jemand drohte: „Wehe Dir!" Seinen Soldaten erwies er große Geduld, obgleich sie sich nicht selten außerordentlich viel herausnahmen. Ergriff ihn Zorn und Aerger, so schwollen die Adern an seinem Halse und auf der Stirn; aber nur sehr selten ließ er sich zu Vorwürfen gegen Offiziere und Soldaten hinreißen. — Er liebte Karten und Würfel, und wenn er spielte, war er immer guter Laune und trieb allerhand Scherz und Kurzweil. Den Gefährten seiner Thaten zeigte er sich stets freundlich, und liebenswürdig war sein Verhalten besonders gegen die Veteranen, welche ihm von Cuba aus gefolgt waren. Während seiner Feldzüge hielt er viel auf Disciplin, machte bei Nacht oft selbst die Runde und sah nach, ob auch die Schildwachen auf ihren Posten sich befänden. Er betrat die Quartiere seiner Soldaten ohne Umstände und schalt diejenigen, die er ohne Rüstung fand, indem er sagte, das Schaf, welches seine eigene Wolle nicht tragen könne, sei ein schlechtes Schaf.

Während der Expedition nach Honduras nahm er die Gewohnheit an, nach der Mahlzeit zu schlafen und er fühlte sich unwohl, wenn er es einmal unterlassen mußte. Wie stürmisch oder schwül das Wetter auch sein mochte, ihm genügte ein Teppich oder Mantel, welchen er unter einen Baum warf und in welchen gehüllt er einige Zeit fest und ruhig schlief. — Cortez war von offener Gemüthsart und freigebig bis in die letzten Jahre seines Lebens, in welchen man ihn der Kargheit zieh. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß er in Schulden gerathen war, daß keine seiner Expeditionen nach der Eroberung — weder die nach Honduras, noch die Reisen nach Californien — mit pekuniärem Erfolge gekrönt waren. Er sollte seinen Lohn vielleicht in einer besseren Welt empfangen. Und dies glaube ich fest, fügt Bernal Diaz hinzu, denn er war ein guter Ritter, der heiligen Jungfrau, dem Apostel St. Petrus und allen andern Heiligen aufrichtig ergeben."

Dies ist das Bild von Ferdinand Cortez, dem „Eroberer", das eine Hand uns hinterließ, die wol am meisten berufen war, es zu entwerfen.





Ende des Bandes.


ANAHUAC
oder
DAS REICH VON MEXICO
nebst den
ANGRENZENDEN LÄNDERN
zur Zeit
der Eroberung.
P. Vulkan Popocatepetl
I. .. Iztaccihuatl
S. Pic Sentualtepec
C. Vulkan Citlaltepetl
C. P. Cofre de Perote
GOLF VON MEXICO
Campeche Bay
GROSSER oder STILLER OCEAN
Bay v. Tehuantepec
Chichimeken Stämme und
Otomies
Mazahuacan
Mechuacan
Tenochtitlan
Tlahuican
Meztitlan
Villa Rica de la Vera Cruz
Cuetlachtlan
Coatzacualco
Teochiapan
Zapotecapan
Cuitlatecapan
Soconochco
Guatemala
Yucatan
Merida
Tampico
Tuxpan
Palenque
Belize
Honduras
Copan
Mazatlan
C. Palmo
C. Corrientes
C. Catoche
S. Fernando
Saltillo
Länge von Greenwich
105
100
95
90
25
20
15
Maasst. von Mexican Meilen
Maasst. von Geogr. Meilen



